Bayreuther Blätter.

Deutsche Zeitschrift

im Geiste

Richard Wagners

herausgegeben

von

Hans von Wolzogen. (geboren 1848).

(Mitteilungen des Verwaltungsrates der Bayreuther Bühnenfestspiele, der Deutschen Festspielstiftung Bayreuth, des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins, des R. Wagner-Verbandes deutscher Frauen und des Bayreuther Bundes.)

Siebenundvierzigster Jahrgang 1924.

BIBLIOTHEK
DER
UNIVERSITAET
ZU
WÜRZBURG

Erstes (Frühlings-) Stück: S. 1—24.

Richard Wagner über die Revolution. S. 1. — Houston Stewart Chamberlain. Der „Revolutionär". S. 6. — Carl Friedrich Glasenapp und Hans v. Wolzogen. Briefwechsel. 7. S. 8. — Hans v. Wolzogen. Deutsche Sprüche. S. 16. — **Besprechungen:** Hans Schüler. Eckart's Lorenzaccio". S. 20. — **Bayreuth und Draußen:** Aus den Vereinen: Graz, Hamburg, Wien. Bayreuther Bund Darmstadt. S. 23. — Außerhalb der Vereine: Darmstadt, Eppendorf, München. S. 24.

Zweites (Festspiel-) Stück: S. 25—60.

Hans von Wolzogen. Zur Wiederkehr der Festspiele. S. 25. — Carl Friedrich Glasenapp und Hans v. Wolzogen. Briefwechsel 8. S. 29. — Friedrich Kranich †. S. 35. — Kurt von François. Die ästhetische Weltbetrachtung. S. 36. — Friedrich Andersen. Deutsches Christentum. S. 43. — **Besprechungen:** Karl Grunsky. Dinter. Bayreuther Kreis. Bach-Studien. Griff in die Gegenwart. S. 45. — Hermann Seeliger. Günther. S. 54. — H. v. Wolzogen. Marcon und Marchicum. S. 57. — **Bayreuth und Draußen:** Aus den Vereinen: Darmstadt, Graz, Wien, R. W.-Verband deutscher Frauen, Berlin, Eisenberg, München, Nürnberg, S. 58. Außerhalb der Vereine: Berlin, Darmstadt, Grumbach. S. 57. — Mainz, München, Wohldorf. Bayreuther Notgemeinschaft Berlin. Bayreuther Festspiele. S. 60.

Drittes (Herbst-) Stück: S. 61—100.

Carl Friedrich Glasenapp und Hans v. Wolzogen. Briefwechsel 9. S. 61. — Nach den Festspielen: H. v. W. Gedenkspruch. S. 69. — Robert Voßhart. Bayreutherlebnis. S. 70. — Wolfgang Jordan. Zur Wiedereröffnung der Festspiele. S. 74. — Otto Daube. Bayreuth und die Jugend. S. 77. — Hermann Seeliger. Untergang oder Übergang? S. 78. — **Besprechungen:** Karl Grunsky. Wagner-Briefe an H. Richter. Aus alter und neuer Zeit. Grießer. S. 82. — **Bayreuth und Draußen:** R. W.-Verband deutscher Frauen. S. 90. Aus den Vereinen: Darmstadt, Hamburg. Hauptversammlung in Bayreuth. S. 100.

Viertes (Weihnachts-) Stück: S. 101—124.

Hans Thoma zum Gedächtnis: Henry Thode. Der deutsche Maler. — H. v. W. Der Deutsche Christ. S. 101. — Carl Friedrich Glasenapp und H. v. Wolzogen. Briefwechsel 10. S. 102. — Otto Daube. Bayreuth und die Jugend. 2. S. 107. — **Besprechungen:** Karl Grunsky. Bekker. Aus Geschichte und Gegenwart. Neues musikalisches Schrifttum. Briefwechsel zwischen Peter Rosegger und Friedrich von Hausegger. Lorenz, das Geheimnis der Form bei Rich. Wagner. S. 110. — **Bayreuth und Draußen:** Aus den Vereinen: Hamburg, Wien. Außerhalb der Vereine: Köln. Aus unserer Welt. — Bayreuther Bühnenfestspiele 1925. — Bayreuther Blätter. S. 122. — R. W.-Stipendienstiftung. Abrechnung und Bericht. S. 123.

Beilage: Titel und Inhalt des Jahrgangs.

Frühlingstück 1924.

Dem äußeren Kampf muß der innere vorausgehen. Unser Kampf gilt dem heiligen Inhalt.

Adolf Hitler.

Wagner und die Revolution.

Zur Erinnerung an die Maientage vor 75 Jahren.

1. Im Sturm. (1848/9.)

Sind wir in unseren republikanischen Bestrebungen soweit gelangt, auch die wichtigste aller Fragen zum Glück und Wohlergehen der staatlichen Gesellschaft zu lösen, sind wir in die Rechte freier Menschenwürde vollständig eingetreten: werden wir nun am Ziele unseres tätigen Strebens angelangt sein? Nein! Nun soll es erst recht beginnen! Sind wir durch die gesetzmäßige Lösung der besten Emanzipationsfrage zur vollkommenen Wiedergeburt der menschlichen Gesellschaft gelangt, geht aus ihr ein freies, zu voller Tätigkeit erzogenes neues Geschlecht hervor, so haben wir nun erst die Kräfte gewonnen, an die höchste Aufgabe der Zivilisation zu schreiten, das ist: Betätigung, Verbreitung derselben. Nun wollen wir in Schiffen über das Meer fahren, da und dort ein junges Deutschland gründen, es mit den Ergebnissen unseres Ringens und Strebens befruchten, — wir wollen es besser machen als die Spanier, denen die neue Welt ein pfäffisches Schlächterhaus, anders als die Engländer, denen sie ein Krämerkasten wurde. Wir wollen es deutsch und herrlich machen: vom Aufgange bis zum Niedergange soll die Sonne ein schönes, freies Deutschland sehen, und an den Grenzen der Tochterlande soll wie an denen des Mutterlandes kein zertretenes, unfreies Volk wohnen, die Strahlen deutscher Freiheit und deutscher Milde sollen die Kosacken und Franzosen, die Buschmänner und Chinesen erwärmen und verklären. (Dresden, 18. Juni 1848.)

Seht ihr, hier hat unser republikanisches Streben kein Ziel und Ende, rastlos dringt es weiter von Jahrhundert zu Jahrhundert zur Beglückung des ganzen großen Menschengeschlechtes! — Aber fragt ihr nun: willst du dies Alles mit dem Königtum erreichen? Nicht einen Augenblick habe ich sein Bestehen aus dem Auge verlieren müssen. — Wir dürfen nur fordern, daß der König der erste und allerechteste Republkaner sein sollte. Und ist Einer mehr berufen, der wahrste, getreueste Republikaner zu

sein, als gerade der Fürst? Res publica heißt: die Volkssache. Welcher Einzelne kann mehr dazu bestimmt sein als der Fürst, mit seinem ganzen Fühlen, Sinnen und Trachten lediglich nur der Volkssache anzugehören? Was sollte ihn, bei gewonnener Überzeugung von seinem herrlichen Berufe, bewegen können, sich selbst zu verkleinern und nur einem besonderen kleineren Teile des Volkes angehören zu wollen? Empfinde Jeder von uns noch so warm für das allgemeine Beste, ein so reiner Republikaner wie der Fürst kann er nie werden; denn seine Sorgen teilen sich nie, die können nur dem Einen, dem Ganzen angehören. (18. Juni 1848.)

Täuschet euch nicht, ihr, die ihr die „konstitutionelle Monarchie auf breitester demokratischer Grundlage" wollt: Ihr seid, was die letztere betrifft, entweder unredlich, oder, ist es euch mit ihr Ernst, so martert ihr die künstlich von euch gepflegte Monarchie zu Tode.—Jeder Fortschritt im Konstitutionalismus ist eine Demütigung für den Herrscher, denn er ist ein Mißtrauensvotum gegen den Monarchen. Wie soll hier Liebe und Vertrauen gedeihen in diesem beständigen und oft so unwürdig ausgebeuteten Kampfe zwischen zwei vollkommen entgegengesetzten Prinzipien? — — Emanzipieren wir dagegen in seiner vollsten, eigentümlichsten Bedeutung das Königtum! An der Spitze des Freistaates wird der erbliche König eben das sein, was er seiner edelsten Bedeutung nach sein soll: der Erste des Volkes, der Freieste der Freien! Würde dies nicht zugleich die schönste deutsche Auslegung des Ausspruches Christus' sein: „Der Höchste unter euch soll der Knecht aller sein"? Denn indem er der Freiheit aller dient, erhöht er in sich den Begriff der Freiheit selbst zum höchsten, gotterfüllten Bewußtsein. (18. Juni 1848.)

Die Revolution ist die Bewegung der Masse nach Aneignung und Ausübung der Kraft, der sie bis jetzt an den Einzelnen leidend und bewundernd, dann neidisch und entrüstet zugesehen. Der Standpunkt, von dem aus sie reagiert, ist aber der des Leidens, der Entsagung, der Beschränkung, also der Standpunkt der Tugend, die sich über das Laster siegreich erheben will. In der Bewegung entwickelt sich aber notwendig die Handlung: das Leiden wird zur Leidenschaft, die Tugend zum Laster, das im Kampfe gesteigerte Verlangen kann nur durch gesteigerten Genuß befriedigt werden, und so entwickelt sich die Kraft und die Tätigkeit der Masse, welche endlich notwendig auf den Standpunkt ankommen muß, der dem Ausgangspunkt der Bewegung — der Entbehrung — entgegengesetzt ist, d. h. die Masse gelangt zu der selben Kraft und Fähigkeit wie das Individuum (die Aristokratie), und erst auf diesem Standpunkt ist die Freiheit möglich, nämlich unter gleich Starken, wie die Liebe nur unter gleich Liebenswürdigen möglich ist. (Gedanken zum Künstlertum der Zukunft 1849.)

Bei den Griechen war die Kunst im öffentlichen Bewußtsein vorhanden, wogegen sie heute nur im Bewußtsein des Einzelnen, im Gegensatze zu dem öffentlichen Bewußtsein davon da ist. Zur Zeit ihrer Blüte war die Kunst

bei den Griechen konservativ, weil sie im öffentlichen Bewußtsein als ein giltiger und entsprechender Ausdruck vorhanden war: bei uns ist die echte Kunst revolutionär, weil sie nur im Gegensatze zur giltigen Allgemeinheit existiert. — In dem menschenfeindlichen Fortschreiten der Kultur sehen wir jedenfalls dem glücklichen Erfolge entgegen, daß ihre Last und Beschränkung der Natur so riesenhaft anwachsen, daß sie der zusammengepreßten unsterblichen Natur endlich die nötige Schnellkraft gibt, mit einem einzigen Ruck die ganze Last und Beschränkung von sich zu schleudern, und diese ganze Kulturanhäufung hätte somit die Natur nur ihre ungeheure Kraft erkennen gelehrt: die Bewegung dieser Kraft aber ist — die Revolution. — Gerade an der Kunst ist es nun also, diesem sozialen Drange seine edelste Bedeutung erkennen zu lassen, seine wahre Richtung ihm zu zeigen. Aus dem Zustande zivilisierter Barbarei kann die wahre Kunst sich nur auf den Schultern unserer großen sozialen Bewegung zu ihrer Würde erheben: sie hat mit ihr ein gemeinschaftliches Ziel, und beide können es nur erreichen, wenn sie es gemeinschaftlich erkennen. Dies Ziel ist der starke und schöne Mensch: die Revolution gebe ihm die Stärke, die Kunst die Schönheit! („Die Kunst und die Revolution". 1849.)

2. Im Exil. (1849—51.)

Du kennst den bitteren Quell der Unzufriedenheit, der mir aus der Ausübung meiner geliebten Kunst entsprang, den ich mit Leidenschaftlichkeit nährte und endlich in jenes Gebiet überströmen ließ, dessen Zusammenhang mit dem Boden meines tiefen Mißmuts ich entdecken mußte. Aus ihm entwickelte sich der heftige Drang, der sich darin ausdrückte: „es muß anders werden, so darf es nicht bleiben!" Daß ich jetzt, namentlich durch meine Teilnahme für jenen Aufstand belehrt, unmöglich mich je in eine politische Katastrophe wieder einlassen könnte, brauche ich wohl nicht erst zu versichern, jeder Vernünftige begreift das von selbst: daß ich mit allem Streben ganz wieder Künstler geworden bin. (Brief an Liszt. 19. Juni 1849.)

Wer war im Frühling des Jahres 1848 nicht von Hoffnung erfüllt? Der lederne Panzer, auf den wir zuvor überall da, wo wir um Abhilfe bestehender Übelstände anklopften, getroffen waren, schien von den Strahlen der Märzensonne zu nachgiebig weichem, menschlichem Fleische sich auszudehnen, durch das wir selbst den Pulsschlag des Herzens zu gewahren glaubten. Wie unnötig grausam erschien es uns, nach diesem, uns fast bloß gelegten Herzen mit tötlichem Geschosse zu zielen, jenes Fleisch mörderisch durchbohren zu sollen! Die Mumien waren uns zu Menschen geworden; als Menschen wollten wir nun zu ihnen sprechen, und das Menschliche, Vernünftige mit ihnen verabreden und festsetzen. Reform und Konstitution — das waren unsere Losungsworte, die Fahnen, unter denen wir siegen und selig zu werden hofften. Es schien uns so natürlich, unsere Wünsche nur mit

denen unserer Umgebung und der Gemeinsamkeit unserer Genossen in volle Übereinstimmung zu bringen, den Wunsch der Körperschaft als ihr Bedürfnis darzulegen, dieses Bedürfnis mit dem großen gemeinsamen Staatsinteresse in nötigen Einklang zu setzen, das so Fertige, Nachgewiesene und genau Formulierte dann den Staatsgewalten zur Prüfung und Annahme vorzulegen, um endlich die Einführung des gemeinsam Zweckmäßigen und Förderlichen in Kürze vollbracht zu sehen. So dünkte uns die Erreichung des Guten nur davon abhängig, daß wir es *wollten*, und Jeder, der diesen Willen stark empfand, durfte sich berufen fühlen, seine Erfahrungen und Einsichten zu sammeln und begründete Vorschläge am gehörigen Orte einzureichen. In jenem hoffnungsreichen Frühlinge war es denn auch, wo ich meinen Plan zur Reform des Königlichen Hoftheaters und der musikalischen Kapelle zu Dresden verfaßte — — Mir ging es, wie unseren Konstitutionellen, die, wenn ihnen die Laune ankäme, ein Klavier zu bauen, sich den Teufel darum kümmern würden, ob die Tasten sich niederdrücken lassen oder die Saiten erklingen wollen könnten, wenn nur die konstituionellen Stimmstifte recht schön der Reihe nach festgehämmert und nach Ermessen aufgezogen wären. Wie freuen sich in diesen Tagen diese kindisch Verrückten wieder, wenn in Kurhessen die Stimmstifte so prächtig feststehen, wie deutsche Eichen, obwohl Tasten und Saiten, Kurfürst und Kurvolk, vor einander davonlaufen! Solch eine Stimmstiftreihe ist nun auch mein konstitutioneller Reformvorschlag: als Kuriosität werfe ich sie Euch aber lustig hin, und hoffe auf den Klang der schönen menschlichen Stimme, die ohne Tasten, Saiten und Stimmnägel einst ertönen soll, wenn auf Klapper-Klavieren man nicht mehr hacken wird! (Brief an Uhlig. 18. Sept. 1850.)

Wie kann ein unparteiischer Kritiker so ganz und gar die Hauptmotivierung meiner Ansicht übersehen, die darin klar und deutlich ausgesprochen ist, daß der Unterschied zwischen dem Griechentum und unserer Kunstepoche eben darin bestehe, daß die Kunst dort im *öffentlichen* Bewußtsein gerechtfertigt, von ihm getragen war, während bei uns die *wahre* Kunst im *Gegensatze* zu unserem öffentlichen Bewußtsein sich geltend machen muß, und *deshalb revolutionär* sei? (Brief an Uhlig. 18. Dezbr. 1851.)

So traf mich der *Dresdener Aufstand*, den ich mit Vielen für den Beginn einer allgemeinen Erhebung in Deutschland hielt: wer sollte so blind sein wollen, nicht zu ersehen, daß ich *da* keine Wahl mehr hatte, wo ich nur noch mit Entschiedenheit einer Welt den Rücken kehren mußte, der ich meinem Wesen nach längst nicht mehr angehörte! („Eine Mitteilung an meine Freunde" 1851.)

3. In der Erkenntnis. (1855—1870.)

Gott, wie himmelhoch wird man über diese „allerwichtigsten Jetztzeitfragen" erhoben, sobald man ganz bei sich ist. Wer sich unausgesetzt mit

Politik beschäftigen kann, zeigt unwiderleglich, daß selbst Er mit sich nichts anzufangen weiß; nun muß die Außenwelt daran, und je breiter die sich ausdehnt, desto erhabener dünkt ihm dann der Brei. (Brief an Mathilde Wesendonck. 9. Mai 1859.)

Bei der Politik ertappe ich mich zuweilen beim Zuernstnehmen; die mindeste Hoffnung auf die Vernunft und das Wohlwollen der Menschen ist verführerisch; sie führt uns immer auf Abwege, von denen man nicht schnell genug zurückkommen kann, weil man auf diesem Wege endlich auch den Menschen Unrecht tut. Man muß sich immer wieder sagen, daß Vernunft und Wohlwollen nie in der Geschichte tätig sind, und der Natur der Menschen nur soviel davon innewohnt, daß sie als Gattung nicht gänzlich zu Grunde gehe, wogegen sie dem Individuum wohl aus dem Leben hinweg, nicht im Leben drinnen hilft. (Brief an Mathilde Wesendonck. 21. Juni 1859.)

Ich hatte die Revolution erlebt und erkannt, mit welch unglaublicher Verachtung unsere öffentliche Kunst und deren Institute von ihr angesehen wurden, sodaß bei vollkommenem Siege namentlich der sozialen Revolution eine gänzliche Zerstörung jener Institutionen in Aussicht zu stehen schien. Ich untersuchte die Gründe dieser Verachtung und mußte — erkennen, daß die Institute, also hauptsächlich das Theater, und namentlich das Operntheater, in ihrem Verhalten zum Publikum Tendenzen verfolgen, die mit denen der wahren Kunst und des echten Künstlers nicht das mindeste gemein haben, dagegen diese nur zum Vorwande nehmen, um mit einigem guten Anscheine im Grunde nur den frivolsten Neigungen des Publikums großer Städte zu dienen. Ich frug mich nun weiter, welches die Stellung der Kunst zur Öffentlichkeit sein müßte, um dieser eine unentweichbare Ehrfurcht für sich einzuflößen, und um die Lösung dieser Frage nicht ganz nur in die Luft zu konstruieren, nahm ich mir die Stellung zum Anhalte, die einst die Kunst im öffentlichen Leben der Griechen einnahm. Hier traf ich denn auch sofort auf das Kunstwerk, welches allen Zeiten als das vollendetste gelten muß, nämlich das Drama. (Brief an Berlioz. Februar 1860.)

Daß diese oder jene Regierungsform, die Herrschaft dieser oder jener Partei, diese oder jene Veränderung im Mechanismus unseres Staatswesens, meinem Kunstideale irgend welche wahrhaftige Förderung verschaffen sollte, habe ich nie gemeint: wer mir die Rolle eines politischen Revolutionärs zugeteilt hat, wußte offenbar garnichts von mir und urteilte nach einem äußeren Scheine der Umstände, der wohl einen Polizeiaktuar, nicht aber einen Staatsmann irre führen sollte. („Über Staat und Religion". 1864.)

Hatten die Regierungen es sich zur Maxime gemacht, die deutschen Völker nur nach dem Maße der französischen Zustände zu beurteilen, so fanden sich auch diejenigen Unternehmer ein, welche vom Standpunkte des unterdrückten Volksgeistes aus nach französischer Maxime zu den Regie-

rungen hinauf blickten. Der Demagoge war nun wirklich da, aber welch klägliche Aftergeburt! Jede neue Pariser Revolution ward nun in Deutschland alsbald auch in Scene gesetzt. Ich stehe nicht an, die seitdem vorgekommenen Revolutionen in Deutschland als ganz undeutsch zu bezeichnen. Die Demokratie ist in Deutschland ein durchaus übersetztes Wesen. — Die erstaunliche Erfolglosigkeit der so lärmenden Bewegung von 1848 erklärt sich leicht aus diesem seltsamen Umstande, daß der eigentliche wahrhaftige Deutsche sich und seinen Namen so plötzlich von einer Menschenart vertreten fand, die ihm ganz fremd war. („Was ist deutsch?" 1865.)

Hier zeigt sich denn wieder die Eigentümlichkeit der deutschen Natur, welche so innerlich tief und reich begabt ist, daß sie jeder Form ihr Wesen aufzuprägen weiß, indem sie diese von innen neu umbildet, und dadurch vor der Nötigung zu ihrem äußerlichen Umsturz bewahrt wird. So ist der Deutsche nicht revolutionär, sondern reformatorisch, und so erhält er sich endlich auch für die Kundgebung seines inneren Wesens einen Reichtum von Formen, wie keine andere Nation. Dieser tief innere Quell scheint dem Franzosen versiegt zu sein, weshalb er, durch die äußere Form seiner Zustände im Staat wie in der Kunst beängstigt, sich sofort zu ihrer gänzlichen Zerstörung wenden zu müssen glaubt, gewissermaßen in der Annahme, die neue behaglichere Form müsse dann ganz von selbst sich bilden lassen. („Beethoven". 1870.)

Der „Revolutionär".

Aus einem Briefe **Houston Stewart Chamberlains** an A. Oesterlein, 13. Juli 1893.

— — Während alle Revolutionäre, im eigentlichen Sinne des Wortes, an Fortschritt glauben und nach dem Umsturz alles Bestehenden die Herankunft einer neuen, besseren Gesellschaftsordnung bewerkstelligen wollen, handelt es sich für Wagner stäts um ein Zurückgreifen auf eine früher bestehende (oder von ihm als bestehend angenommene) Ordnung, welche dem wahren Geiste des germanischen Volkes angemessen war (vgl. z. B. den Schluß der Vaterlandsrede). Und auch hier sagt er, die Fürsten seien eventuell in Anklagezustand zu versetzen, auf historischer Grundlage, — nämlich wenn sie auf dem Standpunkt des römischen Rechtes beharrten (welches unsere ganze Gesellschaft in der Tat noch bis heute beherrscht, — mit der einzigen Ausnahme der englischen Rechtspflege) und der Wiederherstellung eines echt deutschen Reiches sich widersetzten. — — Leider Gottes sind solche tüchtige Kräfte — infolge der abstrakten und dazu

jüdischen Universitätsbildung — aller Fähigkeit zu einer lebendigen Auffassung verlustig; für alle diese Leute ist „Revolutionär" ein abstrakter, fertiger, trockner Begriff. Dieser wird einem Menschen angehangen, wie ein Apotheker seinen Drogenflaschen ihre Etiketten umbindet. Diese Methode paßt nun auf keinen selbständig denkenden Menschen, am allerwenigsten aber auf ein Weltgenie. — In einem gewissen Sinne war Wagner bis an sein Lebensende „Revolutionär"; sein Regenerationsgedanke impliciert wahrlich einen gründlicheren Umsturz alles Bestehenden als irgend etwas, was der kühnste Sozialist sich träumt, ja man kann mit Recht behaupten, daß Wagner im Laufe seines Lebens immer revolutionärer wurde, weil er das Problem immer tiefer auffaßte. Anfang 1848 war er noch ein sehr harmloser „Revolutionär", das hohe Ideal eines echt deutschen Staates, welches sein Herz erfüllte, glaubte er in den Herzen aller Patrioten wiederzufinden; das Parlament in Frankfurt — ein Federzug des Königs von Sachsen — das Geringste schien ihm genügend, um das Ziel herbeizuführen. — Dabei stand er in Wahrheit ganz und gar allein und einsam da im weiten deutschen Reich. Niemand verstand ihn; denn er — als Genie —lebte in einer Welt für sich. Die selben Worte hatten für ihn einen ganz anderen Sinn, als für seine Umgebung. Lesen Sie seine Vaterlandsvereinsrede noch einmal und dann den herrlichen Kommentar dazu, den er in seinem Brief [an Lüttichau] am 18. Juni 1848 geliefert hat; dazu die gleichzeitig entstandene Schrift „Die Wibelungen". Erst da sieht man, was Wagner wollte und träumte. Wenn ein Herr Dr. phil. mir mit überlegener Miene vordociert: „Jawohl, Wagner war doch ein Revolutionär", so hätte er ebensogut in der Zeit „Kikriki" singen können, — denn aus solch' einem W o r t schöpfe ich nicht die geringste Erkenntnis von dem, was Wagner wirklich dachte und wollte. Im Gegenteil, ich werde da erst ganz konfus; denn wie soll ich es dann verstehen, daß Wagner zugleich mit der Revolution auch die „absolute Monarchie" verlangt? Daß er, nachdem er von Republik gesprochen, lehrt, das Königtum solle immer „der heilige Mittelpunkt bleiben"? — Warum hat er schon im Laufe des Jahres 48 — „im tiefsten Mißmute" — Trost in seinen künstlerischen Entwürfen gesucht? Warum hat er später gesagt: „Wer mir die Rolle eines politischen Revolutionärs zuschrieb, w u ß t e o f f e n b a r g a r n i c h t s v o n m i r"? — Lauter unlösbare Fragen. — Habe ich dagegen verstanden, daß Wagner von Anfang an eine absolute, durchgeführte Umgestaltung unserer ganzen Gesellschaft wollte (insofern also allerdings ein gründlicher Revolutionär), daß aber, was er erstrebte: eine Rückkehr zu patriarchalischen Verhältnissen, eine „Rückkehr zur Natur", vor Allem eine Rückkehr auf jedem Gebiete des öffentlichen Lebens zu d e u t s c h e r Eigenart und deutscher eingeborener Sitte war, — so daß ich berechtigt bin zu behaupten: was Wagner wollte, war ziemlich genau das d i r e k t E n t g e g e n g e s e t z t e von Dem, was alle diejenigen erstreben, die sich Revolutionäre betiteln —

ja, dann hellt sich alles auf einmal auf; dann verstehe ich Wagner und verstehe, daß die Zeitgenossen ihn nicht verstehen konnten; — dann begreife ich die Einheitlichkeit seines Denkens, seines Wesens, auch auf diesem Gebiete, — dann (aber erst dann) fasse ich auch mit untrüglicher Sicherheit den Sinn seiner Worte in den verschiedenen Perioden seines Lebens, und auch im Jahre 1848. — Von einer „Deutung" — wenn hierin eine Willkür liegen soll — kann keine Rede sein; „gedeutet" wird nur, solange man nicht begreift; und hat man erst (was nicht immer leicht) den engen Apparat vorgefaßter Meinungen, leerer Abstraktionen usw. von sich geworfen, so redet wahrlich Richard Wagner eine so deutliche Sprache zu Einem, daß man nur die Ohren aufzusperren braucht. Da muß nun jeder Einsichtsvolle zugeben, daß gerade das Wort „Revolutionär", und gerade die übliche, ganz oberflächliche (und dazu meistens noch gefälschte) Darstellung der Vorgänge von 48 und 49, geeignet sind, das Publikum vollkommen irrezuführen. —

Aus dreißig Jahren Briefwechsel

zwischen

Carl Friedrich Glasenapp und Hans von Wolzogen.

7.

(1886/1887.)

35.

(Betrifft den Plan eines Wagner-Jahrbuchs.)

Bayreuth, 14. 3. 86.

— — — Ein bloßes Historisieren der vollkommen dem Leben zu erhaltenden Erscheinung des Meisters erscheint gefährlich. Auf alle Fälle würden die Kräfte zersplittert, sowohl der mitarbeitenden Freunde, welche abgehalten würden, für unsere „Blätter" zu schreiben, und auch für das Publikum, welches von Neuem angezapft würde, für eine Sache, die nicht Bayreuth ist. Ein Zentralorgan ist schon in den „Blättern" geschaffen, und es gilt nur, daß alle Freunde in mannigfachster Art für diese dasjenige Beste lieferten, was sie doch nur im Stande wären, für das neue Unternehmen zu liefern, sowie das Interesse des Publikums immer mehr auf die „Schriften" und das „Lexikon" hinzulenken. Dies alles sind freilich nur schroff nebeneinandergesetzte Zitate, welche für Fremde hart erscheinen müssen, von den Freunden aber wohl recht verstanden werden können; ist damit doch einer der innigsten Bayreuther Überzeugungen (im Sinne des Meisters) Ausdruck gegeben, nicht aber auch etwa dem Unternehmer des

Jahrbuchs die gute Absicht und Fähigkeit abgesprochen. Nur müßte man sich immer wieder sagen, daß er seinen Eifer und seine Kräfte wohl noch auf direktere Weise für die eigentliche Förderung von Bayreuth anwenden könnte, anstatt sie in das Fahrwasser der „Litteratur" als treibende Kraft zu treiben. — Wohl glaube ich, wie Stein, daß es immerhin besser sein würde, das einmal nicht zu verhindernde Unternehmen, von der Seite echter Bayreuther aus, im guten Sinn zu beeinflussen; aber die bunte Gesellschaft der Mitarbeiter macht mich nun doch wieder zweifelhaft, ob dies möglich sein wird, und so will mir's leid tun um die dafür verlorenen Kräfte. Doch auch ich persönlich bin überzeugt von Kürschners ehrlicher Absicht und gutem Willen; nur schade, daß Jeder seine eigenen Wege gehen will, anstatt sich mit uns zu konzentrieren. Wir könnten dann ja auch, ohne von unserem Wege zu weichen, den weiteren Ansprüchen des „Publikums" genügen. (Gl.'s Randglosse: „sollen wir gar nicht!") und brauchten uns nicht auf das Abstrakte, Philosophische allzusehr zu beschränken. Auch die „Jugenddaten", von denen Sie schrieben, würden sich bei uns besser an ihrer Stelle ausnehmen, als in einem Blatte oder Buche der litterarischen Außenwelt. — —

W.

36.

Riga, 18. Januar 1887.

— — — Es scheint doch, Kürschner habe uns alle mit einander darauf gebracht, worauf wir sonst nicht so ohne Weiteres verfallen wären, nur weil er außen steht, hat ers äußerlich und weltlich „geschichtlich", darum aber doch nicht eben welt geschichtlich angegriffen. Nun aber ist doch Stein der Gedanke des Jahrbuchs schon im Sommer, offenbar aus innerstem Bedürfnis, entgegengetreten, der Kalender will ebenfalls ein Bayreuther Taschenbuch werden, Schemann, Muncker 2c. zeigten ihre Sympathien; kurz, in alledem zeigt sich doch von uns allen her keineswegs Ablehnung, sondern vielmehr, daß Etwas mit dem Gedanken getroffen sein müsse, dem in uns allen etwas anderes bereits entgegengereift war. Nun hat mir am Kalender gerade das gefallen, daß in ihm das Kalendarium mehr noch in die Mitte gerückt und ausgebreitet ist; ich brauche ihn seit seinem Erscheinen für die Einzeichnung täglicher Notizen und wünschte, er würde immer noch mehr „Kalender", so nämlich, daß schließlich das Kalendarium das ganze Büchlein durchzöge und alles übrige dahinein so sinnig verarbeitet würde, wie es bisher bereits durch die Monatsverse und künftig gar durch Stellen aus den Prosaschriften — wie wundervoll ist der Gedanke! — geschehen ist und geschehen soll. Die Monatsverse sind mir bisher, und so auch in diesem Jahre die Verse des Tierkreises das Ergreifendste an dem kleinen Büchlein gewesen. So etwas wie die „Jungfrau" mit dem ausdrucksvollen „Seht mich" beginnend (oder die Wage, der Schütze, der Wassermann) das ist ja alles so vielsagend, daß

wir hier überall etwas vom Geist des Ewigen in das Zeitliche einfließend erblicken, und keine andere Aufgabe für den Kalender, keine andere künstlerische Form zugleich, scheint sich mir zu bieten, als die, daß er Kalender bleibt, ja es immer mehr wird und uns jeden Teil der Zeitlichkeit mit dem Licht des Ewigen durchhellt. Alle Abhandlungen müssen künftig auch in die Monate hinein, und was da nicht hineinpaßt, gehört demnach gar nicht in das kleine Buch. Sehr willkommen sind mir auch die (mit dem Tierzeichen versehenen) Vorblätter für die einzelnen Monate und dann die ganze volle Zeile für jeden einzelnen Tag. Dagegen scheint es mir, als wenn ein Jahrbuch gar nicht groß und bedeutend genug gefaßt werden könnte, so zwar, daß es eben durchaus nicht alljährlich sondern nur in gewissen periodischen Zeiträumen erscheinen kann, sonst wirds unruhig und überhastet, während es seinen wahren Sinn nur dann haben könnte, wenn es in der Tat, der Zeitschrift gegenüber, als einen periodischen „monumentalen" Ertrag unseres Denkens und Fühlens, das Zarteste, Feinste und Größte in sich sublimiert enthalten müßte, was bei uns gedacht und empfunden wird, 1. als Ergebnis, und 2. als Lebenskeim. Ich dachte für ein solches Unternehmen nicht an ein Jahrbuch, sondern an ein Fünfjahrsbuch (für das sich wohl auch ein entsprechender Name erfinden ließe), dem wir in der Tat dann den Charakter des Bleibenden verleihen könnten, sodaß man noch nach hundert Jahren danach fragte. Grundlage davon: das Lexikon, als erste und einzige umfassende, und bei aller Freiheit systematische und methodische Wagnerianische Arbeit. Nun sollen die einzelnen Arbeiten des Fünfjahrbuchs fernere solche Bausteine auf dieser Grundlage sein, die sich jedesmal zu einem Ganzen runden, in dem kein wesentlicher Gesichtspunkt des Lexikons fehlen dürfte. Ich denke mir strenge Abhandlungen, aber auch freiere künstlerische Arbeiten, wie die Steins, alles aber mit verschwenderischer Sorgfalt in der Anordnung und Systematik, sodaß sogleich durch den ersten Überblick der volle Eindruck einer Gesamt-Anschauung erweckt würde. Wäre es ausführbar, daß wir ein erstes Werk dieser Art zu den nächstjährigen Festspielen oder überhaupt im nächsten Jahre 1888 ermöglichten, so hätte es einen doppelten Sinn: es würde dann im 10. Jahr der Blätter, d. h. nach Vollendung ihres 10. Jahrgangs, und im 5. Jahr nach dem Lexikon erscheinen; könnten wir dann von fünf zu fünf Jahren einen gleichen Schritt tun, so würde es wohl, im Unterschied von allen überhasteten Zeitunternehmungen, etwas sein, das sich Beachtung erzwingen müßte, nämlich von Seiten solcher, auf deren Beachtung es nur einzig ankommen kann. Ich denke mir ungefähr Format und Ausstattung (vielleicht selbst Umfang) des Lexikons, mit Cotta's als Verlegern. Die einzelnen Abschnitte durch ähnliche Artikel, wie des Lexikons, aus den Schriften zusammengestellt, mit den Worten des Meisters eingeleitet. — Ich glaube, wir brächten dämit doch etwas mehr als „Litteratur" zustande und Vieles

wächst uns noch von außen in dieses Werk hinein. Was ich darüber vorbringe, ist das Ergebnis meines Schweigens über diesen Gegenstand (fast mir selbst gegenüber) seit dem vorigen Sommer: indem ich aber mir zurückrief, mit welchem Ernst Stein diesen Gedanken vortrug, und Alles damals darüber Vernommene, ja indem ich es mir zurückzurufen kaum Ursache hatte, indem es mich doch seitdem unablässig beschäftigt und verfolgt hatte, kam mir der Gedanke des Fünfjahrbuches (nur so könnte es monumentalen Wert haben) wie die endlich gefundene Lösung vor. Ein innerer Antrieb dazu scheint doch vorhanden zu sein, es scheint, als hätten die „Wagnerianer" der Welt noch sehr wichtige Dinge zu verkünden, für die sie ein periodisches Buch außer der Zeitschrift brauchen, — nun, wenn es denn sein soll, so kann es vielleicht etwas Rechtes sein und werden! — —

Ich bin jetzt überhaupt unternehmender gesinnt, alles Herrliche, was uns der Sommer gebracht, ist mir doch erst in diesen letzten Wochen recht wieder aufgelebt, denn die gemeine Lebensunruhe des verflossenen Semesters schug sofort nach unserer Rückkehr schonungslos über mir zusammen, und ließ mich bei mangelnder physischer Widerstandskraft am Ende fast schon an Alter denken. Nun glaube ich doch auch für mich wieder etwas an Zukunft und Tätigkeit. — — — Gl.

37.

Bayreuth, 26. Januar 1887.

— — — Das „Jahrbuch" ist eine Art Ideal, wie das freie Bayreuth, aber weit schwerer und ferner zu erreichen. Wollten wir es heute neben den „Blättern" noch begründen, so weiß ich erst recht nicht, wer es schreiben, und wer es kaufen soll. Denn es sind doch immer nur die selben wenigen Menschen dazu da, von denen schon genug gefordert wird. Die besten Mitarbeiter der „Blätter" (mitunter arbeiten sie ja auch allzu unsichtbar mit!) würden dann ihre Zeit dem Jahrbuch zu widmen haben, und die „Blätter" sänken von ihrer Höhe herab. — Wir wollen uns aber gewiß nicht als vornehme Bücherlitteratoren verewigt sehen! Wir sind froh und stolz, wenn wir in den schlichten „Blättern" zu finden sind. Da wird man uns schon finden, wie Schopenhauers Grab. — — Ja schließlich! Haben wir denn das beste Jahrbuch nicht schon längst, wenn wir am Jahresschlusse unsere „Blätter" binden lassen? Was braucht man denn mehr? Ein paar Monate Geduld, und aus dem „Journal" ist das „Bayreuther Jahrbuch" geworden. — Übrigens habe ich als echtmoderner Kompromisler noch einen Vermittlungsvorschlag: man könnte nämlich allemal von den bedeutendsten Arbeiten der „Blätter" gleich eine größere Anzahl Sonderabdrücke auf besserem Papier abziehen lassen, die dann am Jahresschlusse in besonders redigierter Reihenfolge zum Buche gebunden und auf den — großen „Büchermarkt" geworfen würden. Die gebundenen „Blätter" wären dann das Jahr-

buch der Internen, die gebundene „Elite" das Jahrbuch der Extranen. — Doch genug des Richtens und Ratens! Ich habe meine lange gebildete Meinung nur in aller Eile, vielleicht etwas undeutlich, oder gar etwas schroff, hier hingeschrieben, und bitte um Nachsicht für die unpassende Form. — Ihre sehr hübsche Kalender-Idee habe ich an Sporck empfohlen. Mir würde solche Einteilung herrlich für meine „Monatsgötter" passen!

W.

38.

Berlin, 24. Juni 1887.

Wissen Sie es von Wahnfried aus, welch entsetzlicher Verlust uns betroffen hat? Wir sind auf dieser Erde nicht mehr die drei Bayreuther, welche unser Bild im vorigen Sommer noch festhalten durfte. Ein jäher Tod, ein Herzschlag, hat uns den jüngsten, den hoffnungsvollsten, den reichstbegabtsten, in das glücklichste Wirken gestellten Genossen geraubt. Stein ist uns gestorben. Ich mußte hier sein, um das zu erleben. Auf einem Feste des jungen Akademischen Wagnervereins hatte ich ihn vor 4 Wochen zuerst wiedergesehen. Da erzählte er den Anwesenden vom Meister. Kurz darauf begab er sich auf eine Pfingstreise. Erkältet kam er zurück; als wir einen Spaziergang in den Grunewald verabreden wollten, mußte er sich mir krank melden. Ich fand ihn im Bett; in einem gastrich-nervösen Fieber war ein lange mühsam verhohlener Zustand großer nervöser Erregtheit endlich zum unwiderstehlichen Ausdruck gelangt. Doch war der Weg zur Besserung entschieden eingeschlagen, als ich ihn zum zweiten Male sah. Er wollte bald aufstehen, und so hoffte ich ihn wieder begrüßen zu können. Leider hinderten mich andere Notwendigkeiten eher als am vierten Tage ihn zu besuchen, und da war er schon, wegen Zunahme des Fiebers, in das Augusta-Hospital gebracht worden, und eben von dort die doch völlig unerwartete Kunde seines plötzlichen Endes eingetroffen. Er hat nichts davon geahnt, sondern ist bis zum letzten Augenblicke heiter, anscheinend auch wohler, gewesen. Die Wissenschaft schloß auf einen Herzfehler; aber sie hat im Herzen selber nichts entdeckt. Dieses edle Herz hat sich von innen aus selbst zum Stillstand gebracht; es wollte nicht mehr in einem Leben bleiben, das ihm urfremd war. Aber doch hatte es einen Geist in Tätigkeit versetzt, dessen Wirken das segensreichste hätte werden können. Schon trauern um ihren Lehrer dankerfüllt, innig bereichert, auf den besten Weg geleitete Schüler. Der junge Kreis war ganz in seinem Geiste begründet worden, und erfreuliche Kräfte regten sich dort, mit ihm fortzuschreiten zum Heile des Bayreuther Werkes. Ich hoffe, nicht alles wird zerstört sein; aber wir werden viele Mühe uns geben müssen, das Überlebende zu wahren, jeder auf seine Art, aber einig zusammen in dem Gedächtnis eines solchen reinen Vorbildes. Denke ich jetzt in der Vereinsamung zunächst an Sie, so fällt mir auch ein, wie dringend der dahingeschiedene Freund es gewünscht hatte, Sie möchten Ihr Wissen und Denken

über Märchen und Mythos für uns in eine feste Form bringen, und wie er selbst in den letzten Tagen noch mit einem ähnlichen Thema sich trug. Tun Sie's nun zu seinem Gedächtnisse, das wir doch nur durch unsere Tätigkeit recht zu feiern vermögen. Die traurige Bestattung am 22. soll nicht das letzte Zeichen der Freundschaft bei diesem fürchterlich grausamen Todesfall gewesen sein. Und — wir sind verpflichtet zu beweisen, daß die Sache, der wir dienen, so schwerer Opfer wert, so schmerzliche Verluste tragen kann, wie ihr mit diesem Tode auferlegt worden sind. Zu Ihnen brauche ich nicht mehr Worte zu machen; zu schweigen haben wir gelernt! Wenn es an der Zeit ist, wollen wir wieder reden. — — —

W.

39.

Neu-Dubbeln bei Riga, 15. Juli 87.

Heute sind es drei Wochen, daß Sie sich in Berlin dazu anschickten, uns die Trauerkunde zu senden. Die ganze Zeit über habe ich geschwiegen. Nun muß ich mit dem Dank für diese Ausübung einer schweren Bundespflicht beginnen. Nur die bloße nackte Tatsache, daß eine ganze Welt unserer Hoffnungen zerstört sei, war uns in erschütternder schlichter und einfacher Kürze zwei Tage früher durch Herrn Kosack berichtet, dem ich für dieses bedeutungsvolle Gedenken tief verpflichtet bin. Er schrieb mir gleich an dem selben Tage, der uns in seiner Frühe von dem unvergeßlichen Freunde geschieden hatte, und fügte nur weniges über den letzten Verlauf der Krankheit hinzu. Dann kam Ihr lieber Freundesbrief mit den näheren Angaben. Sie wußten es, teurer Freund, wie wir nach solchen verlangen mußten. Darum noch einmal innigen Dank dafür. Ich habe die ganze Zeit über es gescheut, nach Worten für unsere Gefühle zu suchen, und es geht mir noch heute so. Aber nur Eines schließen Sie nicht aus meinem Schweigen, keinen zehrenden und zerstörenden Schmerz um den teuren, hingegangenen Freund. Das Schreckliche war die Zertrümmerung gerade eines solchen, unvergleichlich weitgreifend hoffnungsvollen Bildes, das wir in unserm Innern uns von der Entfaltung dieses herrlichen Geistes aufgebaut und es mit dem Geschicken unseres ganzen Bayreuthischen Denkens und Fühlens unzertrennlich verflochten hatten. Nun war das unzertrennlich Scheinende dennoch getrennt, und unser lieber junger Held von der Welt geschieden, der wir noch angehören. Aber wie Alles, was er sagte, tat, dachte, für uns immer durch die hohe Reinheit und Seelenkraft, mit der es geschah und mit der sich sein ganzes Wesen daran beteiligte, etwas so wunderbar Ergreifendes hatte, so müßten wir es in dieser traurigen Zeit lernen, auch seine letzte Tat, sein Scheiden von uns, als eine ungeahnte Äußerung seiner Natur zu betrachten und ihn als uns nicht geraubt, sondern in dem von ihm so rein und groß

Gedachten und Empfundenen für uns weiterlebend und wirkend zu fühlen. Dem erbarmungslos schneidenden Eindruck, den das „wissenschaftliche" Erkenntnis eines „Herzfehlers" auf uns machen mußte, habe ich mich aber nicht entziehen wollen. Kann er uns tief treffen, so ist diese Wunde fast wohltätig durch die sich darin ausdrückende genaueste unerbittliche Konsequenz moderner Weltbetrachtung. Die einzige Tugend, ein großes reines Herz zu haben und ursprünglich, nicht an- und nach empfindend zu fühlen, wird uns nun geradezu und mit physiologischer Bestimmtheit als ein Herz-Fehler nachgewiesen. Demnach könnten wir unseren Stolz als Jünger des Größten, Herrlichsten nun nur noch darein setzen, allesamt als mit Herzfehlern Behaftete zu Grunde zu gehen und so dem uns vorangegangenen Meister zu folgen, der uns so um sich sammelte. Dann wäre Alles, was von Ihm ausging und an Ihn sich schloß, nur ein zauberisches Aufleuchten gewesen, das aus der Tiefe des Menschlichen emporbringend, sich nun selbst bis zur Oberfläche der geschichtlichen Welt mit seinen Strahlen verbreitet hätte, um den Nachlebenden in seinem Glanz einen Lebens-Keim zu hinterlassen, den diese nur vor dem Verschüttetwerden zu bergen hätten. Nun wollen wir ihnen nach Kräften dazu mithelfen. Und wenn Einer oder der Andere von uns nicht an einem Herzfehler endete (z. B. vielleicht ich selbst nicht, der ich mehr als einen wohl konservierenden Erdenrest an mir spüre), so dürfte er seinen Adel darin nicht setzen! — — — Wenn Sie mir das Thema der Volksanschauung (d. i. eben Märchen und Mythos) nun in dem Sinn unseres teuren Geschiedenen vermächtnisweise ans Herz legen, so bestätigen Sie mir damit seine mündlichen und letzten schriftlichen Äußerungen. Lieber Freund, bewahren Sie sich nur bei meiner entsetzlichen Langsamkeit immer den Glauben an die Tatsächlichkeit meiner Mitwirkung an unserem gemeinsamen Erbe in der oder jener Gestalt, öfter jedoch durch mündliches Bekennen als durch die böse Feder, mit der ich mich gar nicht auf den rechten Fuß zu stellen weiß. Die Notizen zu jener Arbeit liegen lange vor, ich spreche aber ungern im voraus davon, weil dieses Voraus gar zu leicht ein Hinterher wird. Ein anderes naheliegendes Thema hatte ich mir für diesen Winter zurechtgelegt, ohne es noch über wenige einleitende Seiten gebracht zu haben; es war überschrieben „Fragt die Sitte" und behandelte die Möglichkeiten einer Einwirkung des Kunstwerkes auf die äußere Erscheinung unserer Kultur. Es kommt aber doch noch alles, wenn es reif ist. — — — Leben Sie wohl, lieber Freund, wir sind nun um ein Stück Leben ärmer, wenn nicht der Dauer, doch dem Gehalte nach, das uns durch nichts ersetzt werden kann, dabei muß es verbleiben, so wenig wir auch durch unsere Klagen die Ruhe des Vollendeten stören wollen. Lassen Sie uns in der ewig ihm bewahrten Freundesliebe die Kraft zu gewinnen suchen uns und ihm tätig getreu zu sein!

Gl.

40.

Urfeld am Walchensee, 20. September 87.

— — — 1889 ist das Hundertjahr der „großen Revolution". „Wagner als Revolutionär" ist noch immer das böse Schlagwort unserer Gegner. — Dies wollen wir einmal ernstlich aufgreifen und zeigen, inwiefern falsch ist, was damit gemeint wird; was dagegen es bedeuten kann nach unserer Meinung. Eine biographische Widerlegung des materiellen Vorwurfs selber (mit Hilfe z. B. der Angaben bei Tappert und der sehr bedeutenden Äußerungen des Meisters im Briefwechsel mit Liszt) würde zunächst unvermeidlich sein. Dann wären weiter im biographischen Stile die Beziehungen Wagners zur Revolution, in weiterem Sinn, zu Frankreich, gleichfalls als 50 jährige Erinnerung an den ersten Pariser Aufenthalt, zu beleuchten, wobei man zurückweisen könnte auf andere Beziehungen der Kunst zur Revolution, z. B. Figaro, Stumme von Portici, Tell (die Meyerbeer'schen Spekulations-Spektakel Hugenotten und Prophet nebenher), und endlich: Liebesverbot und Rienzi. Das würde schon zur Betrachtung der Grundbegriffe romanischer Revolution und germanischer Reformation führen. Die Entwicklung in W.'s Schriften:

Kunst und Revolution

Kunst und Religion Deutsche Kunst und Politik

Religion und Kunst

würde paralleliſiert werden mit der Entwicklung in den Werken, welche das reformatorisch-regeneratorische Wirken in Kunst und Leben (Religion) endlich zu Erscheinungen wie Meistersinger und Parsifal uns verklärt zeigen — was dann wieder auf das Festspiel zurückführte. Bei Gelegenheit der Erwägung des romanischen Revolutionsbegriffes würde auch an Rousseau, Diderot und Voltaire als gleichzeitige Väter der Revolution und Vorfahren des neuen Kunstgedankens zu erinnern sein. Während dort das künstlerisch Angeregte in der Politik unterging, erhebt sich bei uns aus dem Elend der Politik das lebendige Kunstwerk. Auf diesen Aufsatz, den nur Sie schreiben können, wird der ganze „Revolutions-Kalender" basiert. — —

W.

41.

Bayreuth, 13. Dezember 87.

— — — „Sporck fühlt eine gewisse Unruhe darüber, ob er sich auf Ihre Ausarbeitung des Themas „Revolution" fest verlassen könne. Er schreibt mir dazu: „Gl. wird sich hauptsächlich an Rousseau halten müssen, cf. „Tristan und Isolde" von F. Müller S. 193—95, wo R. als Progone gefeiert wird. Müller hat da noch die „lettres sur la musique" von R. nicht gekannt. Voltaire dürfen wir auch nicht umgehen. Er muß aber auch als Gegensatz zu Rousseau im Sinne Schopenhauers (W. a. W. u. V. 670/71) figurieren. Schließlich käme auch Beaumarchais daran. Wie seltsam,

daß auch dieser sich der Musik gewidmet hat und Musiklehrer war." — Es ist allerdings bedeutsam, daß die französischen Revolutionsväter fast alle Musiker waren und die musikalische Revolution anbahnen halfen, wogegen ihr geistiges Werk dann auf der Guillotine in Blut ertrank; in Deutschland hatten wir erst die Barrikaden und das Pulver, aber daraus hervor rettet sich der Musiker zu idealer Regeneration. Das könnte gleichsam den welthistorischen und völkerpsychologischen Rahmen bilden für die ganze, wirklich überaus reizende Betrachtung. Ich freue mich ebensosehr wie Sporck darauf, dies über Jahresfrist von Ihrer Hand in unserem Jahrbüchlein aufgezeichnet sehen zu dürfen.

W.

(Es geschah durch: C. Fr. Glasenapp, Rich. Wagner als „Revolutionär" und der Begriff der Revolution in Wagners Kunstschriften, im Bayreuther Taschenbuch 1889.)

Deutsche Sprüche.

Unter dieser Bezeichnung ist kürzlich ein Heft erschienen (bei E. Döpple in München), das 75 solcher Sprüche enthält. Ich glaube unseren Lesern noch einige dort nicht aufgenommene mitteilen zu dürfen, — nur der erste, der Revolutionsspruch, der eine Verbindung mit dem vorliegenden Stücke herstellt, ist aus jenem Hefte wiederholt. Spruch 4 und 5 waren einmal ähnlich in der „Deutschen Zeitung" abgedruckt.

Hans von Wolzogen.

1.

Revolution alles Guten und Echten,
Revolution wider Herrschaft des Schlechten,
Revolution gegen Moder und Mist,
was versumpft und verseucht und versudelt ist,
Revolution — eine Wiedergeburt! —
Denkt um, die auf falsche Fahnen ihr schwurt!

2.

Deutscher Michel, habe Glauben,
heilig sei dir deine Art!
Laß dir nicht die Hoffnung rauben,
Großem bliebst du aufgespart!
Liebe hüte starker Hand
deiner Helden Vaterland!

3.

Wir brauchen Einen, der vor Feind und Welt
mit Eigenmacht uns frei und sicher stellt.
Dann in der Heimat nahgedrängten Dingen
die Arbeit, mein' ich würd' uns schon gelingen:
mit Geist und Ernst, mit Pflichtgefühl und Fleiß
behauptet Deutschland seinen Ehrenpreis.

4.

„Nur keine Helden! Nur blöde Haufen!
Wo etwas heldisch erscheint,
Kinder, nur gleich zum Feinde laufen:
es war nicht so böse gemeint!" —
Nein aber! Wo denkt man so niedrig? —
— Im Volke der Hermann und Friedrich!

5.

Im Volke mag Mancher so denken,
das Volk, das dächte so nicht,
nur leider läßt es sich lenken
auf eig'ner Gedanken Verzicht.
„Wer sind die Verführer, die Übeltäter?" —
— Nun, Hermann und Friedrich sind nicht ihre Väter!

6.

„Was bringt die Zeitung heut?" — Was morgen nimmer gilt! —
„Ein Augenzeuge schreibt!" — Der sah ein falsches Bild.
„Man lernt doch seinen Weg!" — Den Weg nur der Partei.
„Man redet gerne mit!" — Dann gibt's nur Schwätzerei. —
Die Lüge bleibt am Werk mit Tinte, Druck und Draht.
Schaut euch den Menschen an und wartet auf die Tat!

7.

Auf dem Boden der Entehrung,
Deutschland, willst du dich erbau'n? —
Nun, da hast du die Bescherung!
Wie sie höhnend auf dich schau'n!
Eine Tat nur! Nur ein Nein!
und geachtet wirst du sein.

8.

Entwicklung! Was entwickelt sich denn?
Gar nichts kann sich entwickeln, wenn
w i r ' s nicht entwickeln! Nichts kann geschehn,
es muß ein W i l l e dahinter stehn.
Wer auf „Entwicklung" wartet im Stillen,
wird eingewickelt vom fremden Willen.

9.

„Untergang des Abendlandes",
Schlagwort, das die Welt durchkreist,
Geist des Niedergangs erfand es —
wärest d u das, deutscher Geist? —
Nein! Steh auf! Geh mutig zu!
Und des Aufstiegs Held bist du.

10.

„Deutschland, Deutschland über alles!"
Ein gewalt'ger Volksgesang —
wenn er nur nicht leeren Schalles
aus so manchen Kehlen drang!
Was P a r t e i ist, im Zusammenpralle
stehn sie „über Deutschland alle, alle"!

11.

Unpolitisch sind nicht nur die Stürmer —
die tun der Politik oft not! —:
Die Bürokraten und Aktenwürmer,
politisch sind sie so gut wie tot.
Um große Politik zu treiben,
müssen die Herzen lebendig bleiben!

12.

Lasset doch endlich nur beiseite
den Unfug eurer Personenstreite!
Gelänge's euch, wahre Größe zu kennen,
ihr dürftet euch Alle nach Einem nennen.
Aber vor allem wär's an der Zeit,
daß ihr erst einmal D e u t s c h e seid!

13.

Wunder, herrlich Wunder war es schon,
wie die helle Glut ein Volk durchflammte,
die den Tiefen heil'ger Not entstammte, —
doch die Tiefe fordert ihren Ton!
Nicht mit rohem Lärmen, grobem Zanken
dient die Menge einem Hochgedanken!

14.

In den Gefühlen und in den Ideen
mögen auch Fremde einander verstehen,
Tatsachen nur sind nimmer klar,
denn Jeder nimmt sie anders gewahr.
Wie kam dem Romanen je zu Gesichte
Germaniens Geographie und Geschichte?!

15.

Römische Kirche hängte später
an's Evangelium die frommen Väter.
War's nicht genug, bedauernswert,
schon mit dem Pentateuch beschwert?! —
Ich, Evangelischer, hätt' ich die Wahl;
die Christen wählt' ich mir allemal! —

16.

Zwei Geschlechter leben auf Erden,
die beide sich nie verstehen werden.
Für „Leben" hat jedes ein eigen Wort:
hier lautet es „Wirtschaft" und „Seele" dort.
Und so weiter durch's ganze Lexikon —
das gibt eine heillose Konfusion!

17.

Vernunft überblickt die ganze Welt
und ihre Zusammenhänge,
doch wenn sie sich einem Philister gesellt,
was sieht der? Das nächste Gedränge!
dann rühmt sich der Esel: „vernünftig" zu sein!

18. (Am 20. Januar.)

„Fabian und Sebastian",
Heil'ge neuer Lebenskraft,
habt ihr euren Spruch getan,
„in die Bäume steigt der Saft".
Segnet auch die deutsche Eiche:
Jugendblut im Volk und Reiche!

19.

Der stolze Bau der Macht, er liegt zerschellt,
des Lebens Ordnung rasend ward verheert,
noch bleibt, wenn man sie rein und heilig hält,
die hohe Kunst, die uns're Art verklärt.
Die matten Seelen neu durch sie begeistert,
des Wiederaufbaus Werk auch sei bemeistert!

20.

Der Dichter singt: „am deutschen Wesen
wird einmal noch die Welt genesen!"
Am Höchsten doch hat sich der Deutsche gestellt,
wenn er selber genest von der Welt:
dann sieht er sie unter sich liegen im Grund
und wandelt mit seligen Geistern im Bund.

Besprechungen.

„Lorenzaccio"

Tragödie in fünf Aufzügen von **Dietrich Eckart.**

So verkündet anspruchslos das Titelblatt eines mir vorliegenden Büchleins des Hoheneichen-Verlages in München. Ich schaue hinein, weil ich einem Bekannten versprochen habe, ihm über die Bühnenwirksamkeit des Werkes meine Ansicht mitzuteilen, auch weil ich selbst den Verfasser seit den Berliner Aufführungen seiner „Peer-Gynt"-Nachdichtung und seines Hohenstaufendramas in angenehmer Erinnerung habe. Ich blättre, lese, bin gebannt, erschüttert, trage das Werk noch an dem selben Tage einem geistig sehr bedeutenden Freunde vor, dem es nicht anders ergeht als mir, gehe es ein drittes Mal durch und schreibe diese Zeilen nieder mit dem Entschluß, zu helfen, daß das Drama den Weg zum Herzen seines Volkes findet. Mehr als irgend ein anderes Werk der deutschen Litteratur der Gegenwart gehört dieses Buch in jedes Haus als Weckruf und Mahnwort für Alt und Jung. Auf den Bühnen, wohin es zuerst gehörte, wird es freilich in dieser

Zeit keine Stätte finden, und nur zu weh scheint mir die Klage seines Helden aus des inzwischen uns durch den Tod entrissenen Dichters eigenem Herzen zu rufen:

Mein Haus ist bis auf Stumpf und Stiel
Vernichtet durch Betrug und Hinterlist;
Ich aber wandle mit dem Saitenspiel
Rührselig über den Ruinenboden
Und singe vor dem Unkraut meine Oden.

So steht Lorenzo vor uns, ein Mediceersproß, der Held des Dramas, welchen Räuber seines Erbes, des Thrones von Florenz, als einen Dichter und Träumer, aber auch nur als einen solchen unbehelligt lassen, weil sie keine Gefahr von ihm fürchten zu brauchen glauben. Ein Mädchen ist Lorenzo das Ideal seines sehnsuchtsvollen Ich. Als Lorenzo endlich erkennt, daß jene auch nur ein Weib wie alle ist, ihr hoher Geist aber nichts anderes als die Ausgeburt seiner eigenen Sehnsucht, bricht sein Traumland zusammen, er erkennt, daß er in der Wirklichkeit steht, er fühlt sich in dieser Welt als ein Enterbter des Schicksals. Aus solchen Erfahrungen erwachsen die zwei Hauptmotive seines gesamten zukünftigen Handelns: Rachedurst und Mißtrauen. Der Rachegedanke wird mächtig genährt durch eine Seite seines Innern, welche in Ahasverus, dem Geist der platten Zweckmäßigkeit, der Zersetzung und der Lüge, dem Ewigen Juden sichtbare Gestalt gewinnt. Dieser weckt in Lorenzo den Hang nach einem phantastischen Cäsarentum. Dem entgegen steht die andere Seite seiner Seele, welche durch ein reines Mädchen, Veronika, verkörpert wird. Sie ist in ihrem Charakter offenbar der durch die Legende uns allen gegenwärtigen Heiligen nachempfunden. Wie in der Brust eines jeden Menschen tobt auch in Lorenzo der Kampf des Ewig-Weiblichen gegen das Ewig-Jüdische. Diesen entscheidet das in ihm nagende Mißtrauen zugunsten Ahasvers.

So opfert er Veronika seinem Weltstreben. Doch die vorwurfsvolle Größe, mit welcher jene die Verblendung des Geliebten in ihr Leiden für ihn aufnimmt, reißt diesem den Schleier der Maja von den Augen. Reue und Selbstverdammnis folgen. Die Liebesbotschaft des greisen Michelangelo gibt endlich Lorenzo einen neuen Halt:

Zwei Linien laufen gleichen Abstands hin,
Um doch sich im Unendlichen zu schneiden.
Was „gut" und „böse" heißt, das sind die beiden:
Getrennt und fremd sich in der Welt des Scheins,
Im Ew'gen, in der Wahrheit aber — eins.

Was Veronika ihm vorgelebt hat, das deutet ihm das Trostwort jenes Großen. Als endlich auch ihn die Mörderhand ereilt, schwebt dem Sterbenden die verklärte Veronika aus ihrer Welt entgegen, wo man das Rätsel des Lebens ganz durchschaut und nicht mehr richtet, weil Gott in uns so schwere Träume hat.

Ist es schon ein hoher Genuß, das Drama zu lesen, so muß eine Aufführung von erschütternder Wirkung sein. Vor allem hat es den Vorzug, daß es erschaut und nicht erdichtet ist. Die Handlung wird nicht aus der historischen Grundlage konstruiert, sondern in ihr gesehen. Uns alle tief bewegende Probleme der Gegenwart spiegeln sich in einer unserer Zeit und Heimat fernen Welt. Dadurch wird jede auch nur geringste tendenziöse Wirkung, welche stets kunstfeindlich ist, dem Werk ferngehalten. Geschichte und Mythen der Antike sowie die Erzählungen der Bibel insbesondere des Alten Testamentes, „Parnaß und Paradies", geben den Inhalt der mannigfachen Sprachbilder.

Die Sinnfälligkeit der Verse wechselnder Ordnung verrät den Bühnenmann, der sich dessen bewußt ist, worin sich der Stil des Dramas von dem anderer Dich-

tungsarten zu unterscheiden hat. Die Sprache hält sich dem modernen Gestammel triebhaft-hysterischer Brunstschreie ohne Sinn und Verstand natürlich fern, ist aber oft durchaus musikalisch empfunden. Leider habe ich die Gehaltenheit der Diktion vermißt, welche Dietrich Eckarts „Heinrich der Hohenstaufe" auszeichnete. Manchmal wirkt eine gewisse Plattheit der Wortwahl (nicht zu verwechseln mit der an verschiedenen Stellen berechtigten Derbheit) nach meinem Empfinden abstoßend. Auch das an sich berechtigte Kunstmittel der Wiederholung eines Wortes verliert seine Wirkung durch die allzuhäufige Verwendung, welche es im „Lorenzaccio" findet. Trotz solcher kleiner Mängel ist die Rede aber doch im ganzen genommen flüssig, stäts fesselnd, und durch ihren Reichtum an springenden Punkten von schlagkräftiger Augenblickswirkung, für das Theater ein hocheinzuschätzender Vorzug.

Unser Dichter ist eben durchaus ein Bühnentalent. Das beweisen auch die Szenenangaben, welche einen entschiedenen Sinn für bildende Kunst kundgeben.

Niemals sind spekulative Dialoge sondern stäts tatsächliche Handlungen Träger des Dramas; selbst innere Entwicklungen der Charaktere werden uns nicht durch gesprochene Überlegungen sondern durch Bühnenvorgänge nahgebracht. Hinreißend ist der Schwung der Exposition in dem zweiteiligen ersten Akt. Auf den Bau des Dramas läßt sich die Gesetzmäßigkeit des klassischen fünfaktigen Dramas folgerichtig anwenden, innerhalb welcher die einzelnen Aufzüge in ihrem Stimmungsgehalt wie die Sätze einer Symphonie gegeneinander abgestimmt sind, und uns jeder Akt wie ein Drama für sich anmutet.

Neben diesen Vorzügen, welche die äußere Wirkung fördern, gründet sich das Ganze auf die festen unsichtbaren Stützen und Pfeiler strenger Motivierung und liebevoller psychologischer Durcharbeitung.

Die leitende Idee des Lebenstraumes weist uns unwillkürlich auf Grillparzers „Traum ein Leben". Doch während hier die Rettung aus der Erscheinungen Flucht durch eine Einkapselung in ein lebensfernes Kleinstück gefunden wird, predigt Dietrich Eckart nicht Abkehr sondern Durchdringung der Schattenhaftigkeit des Irdischen. Dort schwächlicher Optimismus, hier kraftvoller Pessimismus, welchen der Dichter in die Worte faßt:

Nichts hoffen und nichts fürchten, tapfer sein!
Von außen kommen weder Lust noch Leid.

Der Gedankeninhalt des Werkes erinnert uns vielfach an die Ideenwelt Arthur Schopenhauers, doch geht er auch wieder über diesen reinen Philosophen hinaus, und manche Worte weisen uns auf die deutschen Mystiker, besonders auf Angelus Silesius. Man denkt ferner bei dem Lesen manchmal an „Hamlet", „Das Kätchen von Heilbronn", „Peer Gynt" und Richard Wagners „Parsifal". Von den beiden letzten Werken scheinen mir sogar ganz direkte Einflüsse vorzuliegen.

Will man den Versuch wagen, den „Lorenzaccio" schon jetzt in die Geschichte der Deutschen Dichtung einzureihen, so scheint es mir der bisherige Höhepunkt jener Bestrebungen der Wiedererweckung des historischen Dramas zu sein, welche nach der Aufstellung der Rassetheorien durch Gobineau in dessen eigenen sowie in den dramatischen Historienbildern Heinrich von Steins beginnen, dann neben schwächeren und falschen Talenten, wie dem Juden Hans Müller, von dem geistreichen Houston Stewart Chamberlain weitergeführt werden, in Eberhard König ihren kammermusikartigen Charakter verlieren, bis endlich Dietrich Eckart dem Sinn für Geschichte und echtes Volkstum seiner Vorgänger eine wirklich bühnenmäßige dramatische Durchschlagskraft zu verbinden weiß, wenn man auch seinem „Lorenzaccio" ein wenig mehr von dem im historischen Drama berechtigten Pathos Eberhard Königs wünscht.

Die Bedeutung des Werkes für die Gegenwart liegt auf der Hand.

Da halten sie mein stolzes Erbe feil,
Ich aber hab' daran so wenig teil
Als wie ein Narr, der blöd im Winkel steht!
Und welchen Schuften bin ich preisgegeben,
Dem ärgsten Schlamm, der Hefe der Halunken!

Dazu der Notschrei:

Keiner der in Sturm und Wetter
Aufrecht ginge, o, nicht einer!
Unser Führer, unser Retter
Keiner, keiner, keiner, keiner!

Das Drama reißt dem deutschen Michel die Schlafmütze vom Kopfe, ehe er eigentlich merkt, daß es darauf hinaus will. Es ist ein Weckruf an uns alle, zugleich aber auch eine ernste Mahnung, den Lebenskampf im Geiste Veronikas, nicht im Geiste Ahasverus zu führen, der zuletzt bekennt:

Denn wenn ich auch die ganze Welt bezwang,
Die Herzen, siehst du, bleiben unbezwungen.

Dr. **Hans Schüler.**

Bayreuth und Draußen.

Aus den Vereinen.

Graz. 15. 2. Gedenkfeier. Vorlesung aus G. Wehrt's „Richard Wagner als Ethiker" durch den Obmann Herrn Fr. Hofmann. Pianist Herr Alfred Schmidt: Heldenklänge zu Siegfrieds Tod, 1. Szene des „Rheingold" (Frau Bauer, Frl. Blaschke, Frl. Stegetitsch, Herr Julius Egger), Alberichs Fluch, Hans Sachs' Mahnung (Herr Egger). Eingeübt durch Herrn Dr. Norbert Müller.

Hamburg. 120. V.-A. 6. 4. 23. Lyrischer Abend: Lieder von H. K. Schmid, H. Unger, J. Marx, F. Woyrsch, A. Winternitz, Duette von G. Henschel, G. Göhler, Humoresken für Klavier von Reger. Ausführende: Elisabeth Holm-Birgfeld, Martin Ehrich, Rud. Birgfeld (Kl.). — 121. V.-A. 26. 10. 23. Werke von Händel, Haydn, Mozart, Weber, Schubert, Schumann, nebst Liedern im Manuskript von Ammermann. Ausführende: Maria Pohlmann-Tümler, Fritz Bingold, Erika Wohlgemuth (Kl.). — 122. V.-A. 23. 11. 23. Romantische Lyrik: Werke von Schumann und Brahms für Gesang, Violine und Klavier. Ausführende: Olga Weiß, Walter Blanke, Hannah Gerstenbräu (Viol.), Elsbeth Schmidt (Kl.). — Wohltätigkeitskonzert zum Besten der Ruhrleute und armer Kinder. 7. 12. 23. Werke von Schubert, Beethoven, Heller, Wolf, Reger, Sarasate, Liszt, Schumann. Ausführende: Emma Baum (Viol.), Frieda Hell-Achilles, Joh. Köhler (Ges.), Maria Nienstedt, W. Schulze, Dr. Glage (Kl.). — 124. V.-A. 18. 1. 24. Vortrag von Werner Wolff, Km. am Hamburger Stadttheater, über „Anton Bruckner und sein Werk" mit Erläuterungen am Flügel.

Wien. Akad. W.-V. 25. 1. 24. Werke (Kl. u. Viol.) von Reger, Schubert, Pfitzner, Ausführende: Frl. Maria Mansfeld, Frl. Christa Richter, Prof. Ferd. Foll, Prof. Fr. Wührer. — 29. 1. 24. Ordentliche Hauptversammlung: Bericht über 1923, Neuwahl des Vorstandes, Unterbringung des Archivs im Konzerthaus, Neubildung des Vereinschors unter Leitung von Herrn Prof. Friedrich Wührer. — 24. 2. Vortrag des Herrn Hofrates Max Millenkovics-Morold: „Richard Wagner und die Gegenwart".

Bayreuther Bund.

Ortsgruppe Darmstadt. Im Jahre 1923 fanden außer den schon im vorigen Bericht erwähnten Veranstaltungen (Bayreuther Blätter 1923, Seite 68) zwei gemeinsam mit der Ortsgruppe des Rich. Wagner-Frauenverbandes veranstaltete öffentliche Morgenfeiern und 10 regelmäßige Bundesabende statt. Die erste Morgenfeier diente der

Erläuterung von Bruckners IX. Symphonie mit vierhändigem Vortrag des Werkes (Oberpostrat Pretzsch und Frau). In der zweiten sprach Professor Sternfeld-Berlin mit Erläuterungen am Klavier über das „Rheingold". Frau Baumeister-Jacobs und die Herren Bischoff und Weller vom Hessischen Landestheater boten dazu Gesangsvorträge dar. Von den Bundesabenden waren fünf je einem Vortrag gewidmet über „Richard Wagner und die Revolution von 1848/49" (Dipl.-Ing. Eichberg), „Richard Wagners Regenerationsgedanke" (Bergrat Hundt), „Siegfried Wagner und das deutsche Märchen", mit besonderer Berücksichtigung des Märchenspiels „An allem ist Hütchen schuld" (Oberpostrat Pretzsch), „Richard Wagners Festspielgedanke" (Hundt), und „Der Sagenkreis der Nibelungen" (Prof. Behn). An vier Abenden wurde nach einführendem Vortrage über „Die verschiedenen Fassungen der Ringdichtung" (Eichberg) das „Rheingold" am Klavier erläutert (Pretzsch). An einem weiteren Abend wurden Kammermusikwerke von Händel, Schumann und Sinding dargeboten. Außerdem kamen an den Vortragsabenden Kammermusik, Klaviervorträge und Lieder von Bach, Mozart, Beethoven, Richard Wagner, Siegfried Wagner und Bruckner zur Ausführung (Pretzsch, Häuser, Frl. Diefenbach, Fr. Hundt, Fr. Vogel, Frl. Wurz). In letzter Zeit werden die Abende jedesmal durch Vortrag eines Klavierwerkes von Bach mit kurzer Erläuterung (Pretzsch) eingeleitet. Zur Vorbereitung für die diesjährigen Festspiele wird in der Erläuterung des „Ringes" fortgefahren. Die Mitgliederzahl ist weiter im Zunehmen begriffen.

Außerhalb der Vereine.

Darmstadt. 26. 1. 24. Herr Oberpostrat Pretzsch: Vortrag im nationalen Frauenausschuß über „Wagner und das „Deutschtum"; Herr Kammersänger Bischof: Wolframs 1. Gesang und Lied an den Abendstern sowie die Schlußansprache des Hans Sachs.

Eppendorf bei Hamburg. 13. 10. 23. Wagnerabend der Oberrealschule unter Leitung des Herrn Heinz Hamm. Stücke aus Rienzi, Holländer, Tannhäuser, Lohengrin, Meistersinger; Ausführende: Annamarie Jalow, Martin Ehrich (Ges.), John Prell, (Viol.), Schülerorchester, gemischter Chor und Schülerchor. 17. 12. Wiederholung nebst Stücken aus der „Walküre", Ausführende: Helene Blume, Reinhard Bildat (Gesang), John Prell (Viol.), Orchester und Chöre wie am 1. Abend.

München. 10. 2. 24. Vereinigung „Dem Gedenken Ludwig II." Richard Wagner-Gedächtnisfeier: Parsifal-Vorspiel (Harfe: Eugenie Ebner, Orgel: K. Schleifer), einleitende Worte mit Schmückung der Büste (Ludwig Berg-Bauer), Sieglindes Erzählung (Mila von Milde, Kl.: Dr. Hermann Nüßle), Rezitationen von Elisabeth Seefried, Cello-Soli von Kammervirtuos Karl Ebner, Spinnlied a. d. Holländer (Dr. Nüßle), drei Widmungen an „Meinen königlichen Freund" (Elisabeth Seefried), Gebet der Elisabeth (Mila von Milde), Liszt, Rhapsodie für Harfe (Eugenie Ebner), Bach, Phantasie und Fuge in C-moll für Orgel (Karl Schleifer).

Zu beachten.

Das Wohnungsamt für die Festspiele hat seine Tätigkeit im Bayreuther „Neuen Rathaus" begonnen.

Der Preis der Eintrittskarten ist noch nicht festgesetzt. Alles Nähere über die Festspiele bleibt späterer Mitteilung vorbehalten.

Das nächste Stück der „Bayreuther Blätter" soll im Juli noch vor den Festspielen erscheinen.

Der Aufmerksamkeit der Leser empfohlen sei der hier beigefügte Aufruf für einen an ein Glasenapp-Gedenkzimmer angeschlossenen biographischen Wagnersaal in Bayreuth.

Abgeschlossen am 29. Februar 1924.

Festspielstück 1924.

Das Reich Gottes auf Erden, das ist die letzte Bestimmung, des Menschen Wunsch. Dein Reich komme! Christus hat es herbeigerückt; aber man hat ihn nicht verstanden, und das Reich der Priester errichtet, nicht das Gottes in uns. Im ganzen Weltall sind tausend Jahr ein Tag. Wir müssen geduldig an diesem Unternehmen arbeiten und warten.

Immanuel Kant.

Zur Wiederkehr der Festspiele 1924!

Deutsche Sprüche von Hans von Wolzogen-Bayreuth.

O C-dur der „Meistersinger"!
Morgenruf in's volle Leben!
Wieder — wieder uns erkling' er
zum Erhellen, zum Erheben!
Fluch des Goldes, geh zunichte!
Strahle, Gral, im deutschen Lichte!

*

Wir brauchen Liebe — nicht die weiche Sucht;
die ritterliche Liebe soll es sein,
aus edlem Blute wie von guter Zucht,
die glüht für alles, was da recht und rein,
die schlägt der Lüge und des Neides Schlange,
wie Junker Walther mit dem Meistersange.

*

Wir brauchen Hoffnung — eitles Träumen nicht
von Glück und Macht und goldner Friedenszeit,
nein, Hoffen auf das ewig-junge Licht,
das immer neu ersteht aus Not und Leid,
wenn auch die Nacht den Sonnentag besiegt,
wie Siegfried in der Wotanswelt erliegt.

*

Wir brauchen Glauben — nicht den Eigenwahn,
der seinen Wünschen schafft ein Götzenbild.
Der wahre Glaube weist die Heldenbahn,
wo's für das Ewige Kampf zum Tode gilt.
Der führt ein Schwert, vor dem die Teufel zittern,
wie Parsifal mit seinen Tempelrittern.

*

„Wehrlos — ehrlos" heißt die Gegenwart.
Wahr ist die Empfindung, doch die Rede hart.
Eine Sehnsucht regt sich in der Not der Zeit,
und ein Glaube lebt noch, der ihr Kraft verleiht.
Unser Sehnen uns're Ehre, unser Glaube unsre Wehre,
und die Kunst erwacht, die Not und Heil verkläre!

*

Edeltat, den Ton zu wecken,
der in seine Welt uns schließt;
aber bleibt darin nicht stecken,
weil ihr ihn als Traum genießt!
Auf! daß sich der Traum der Seele
mit der Kraft der Tat vermähle!

*

Bayreuth und Draußen.

Greulich Gewirre schamlos fremder Schemen,
das hätten wir für uns're Welt zu nehmen?
Ein Nebeltrug, doch nimmer uns're Welt!
Ein Sturm hinein — sie liegt in Staub zerfällt.
Ja, nur ein Ton aus uns'rer Meister Reichen,
und die Gespenster dieser Zeit entweichen!

*

Ihr ruft nach Männern, Helden wollt' ihr haben,
und streitet euch im Nebel der Partei:
ob hier der rechte Mann, der Held dort sei?!
Geht hin! Schaut sie euch an: die Heldenknaben,
furchtlos und wahrhaft, treulich, rein und echt:
dann wißt ihr, wer von ihrem Urgeschlecht.

*

Was drängt die deutsche Welt zur reinen Quelle,
die mächtig vom Bayreuther Hügel springt?
Naturkraft sprudelt, heiße Lebenswelle,
und Heldengröße taucht empor und singt,
singt noch und siegt im Tode. — Und ihr nennt's —
(nein, nein! man nennt's euch: —) „Kunst der Dekadenz"!?

*

Das wär's? Das gäb's im Höhenquell zu trinken?
Das sollt ihr euch aus Lebensfluten saugen?
Im Rausch der Mystik weltentrückt versinken?
Ein Bild des Untergangs vor trüben Augen? —

Wenn Kloſterglocken euch zum Gral gezogen —
der Kampfruf tönt! — O weh, ihr ſeid betrogen!

*

Alſo: „Richard Wagner überwunden!"?
O du Volk der tauſendjähr'gen Naſen,
hörſt du heuer die Fanfaren blaſen?
Siehſt du, wer den Weg zu Ihm gefunden?
Wohl entwunden lebt Er eurem Treiben,
mögt denn ihr im Seelenloſen bleiben!

*

Wen ſucht die Kunſt, ſich ihm zu offenbaren?
Sie ſucht ein Volk und nicht ein „Publikum".
Das Publikum ſind neubegier'ge Scharen,
zum Modehaus wird ihm das Heiligtum.
Das wahre Volk iſt vom Geſchlecht der Geiſter,
das ſeine Seele ſucht bei ſeinem Meiſter.

*

Die Jungen.

Du Jungvolk, mach dich endlich frei
von jener Elendslitanei:
„Maturität und Mutterſchaft",
der Neudramatik Sinn und Saft! —
Der Welt-Tragödie Helden ſind
— bedenke! — Siegmund und Sieglind.

*

Junge Dichter, mögt euch danach richten,
wenn ihr prahlt mit kühner Bilderpracht:
nur geſehene Bilder laſſen ſich dichten,
gedachte Bilder bleiben ausgedacht!
Setzt ein ganzes Bild in klares Licht,
und ihr braucht all' eure Bilder nicht!

*

Wer ſich vom eignen Boden getrennt,
wie ließ' er lebendige Frucht erwarten?
Exotiſche Palmen zieht ein Talent
im künſtlich erhitzten Wintergarten.
Wer ſich da wohlfühlt — mag er! — doch nur
deutſche Natur wird deutſche Kultur.

*

Keine Ehrfurcht vor der Natur,
Naturalisten, laßt ihr gewahren.
Was klaubt ihr hervor das Niedrige nur?
Die Seele solltet ihr offenbaren!
Naturverehrer — Naturverklärer —:
das Andre kann auch der Straßenkehrer!

*

Mischlingsingsang — wär's noch Mist,
der zum Dung zu brauchen ist!
Staub nur gibt's, der fest nicht liegt,
der vom trock'nen Miste fliegt.
Glitzert's auch in Sonnenglut —
Sonne scheint auf bös und gut!

*

Horcht nur genauer in den Chor! —
Wenn sich die Zeit im Sumpf verlor,
schon dringen neue Quellen vor,
und schwimmt noch manches mit vom Moor,
aus heim'schem Seelengrund empor
es rauscht doch deutsch an's deutsche Ohr.

*

Was gestern glänzte, heute gilt,
und was man morgen preisen mag,
im Fluge schwindet Bild auf Bild,
in Nacht vergehen Tag auf Tag:
erharrt getrost, was wiederkehrt,
und haltet fest den ew'gen Wert!

*

Schlußwort.

Wenn wir das Große erlebt und den führenden Meister gefunden,
ach, wie des Alltags Welt wirr uns umkreiselt und klein!
Doch, in dem Segen des Glücks, wir haben hindurch uns gewunden.
Hat doch die Welt auch den Wert, Wiege des Großen zu sein!
Uns in den Seelen nun lebt Seine Welt. Wie dürfen wir klagen?
Ihm auf die Höhen zu folgen ist Pflicht. Wir müssen es wagen! —

Aus dreißig Jahren Briefwechsel

zwischen

Carl Friedrich Glasenapp und Hans von Wolzogen.

8.

(1888/1890.)

42.

Riga, 27. Mai 88.

. . . . . Ich glaube wirklich, seit dem Januar-Stück dieses Jahres, um daran einmal unsere Zeit zu messen, habe ich Ihnen nicht geschrieben, außer auf Karten; denn es ist mir nicht erinnerlich, etwas von Dem gegen Sie ausgesprochen zu haben, was allein diese Abhandlung über „Sprache und Kultur", (H. v. Stein, B. Bl. I/II), die Erfassung des „Wortes" darin und so vieles andere, ja Alles, in mir erregt und bewegt hat. Das ist ja freilich nicht — auszusprechen, höchstens „einzufühlen", und wie herrlich haben Sie das beidemale getan! Denn dann kommen ja die so über alles großartigen und wundervollen Dialoge (H. v. Stein, die Heiligen, B. Bl. III/IV), denen ein ihrer würdiges Geleitwort zu geben gewiß nicht leicht war, und wie sehr hat mich doch auch da wieder gerade Ihre einleitende Ausführung gelabt. Sie war so recht aus tiefer Tiefe geschöpft, gleichsam wie aus der geweihten Tiefe des Erdreichs hinter Wahnfried, darauf Sie Ihr Haus erbaut, und mahnte mich lebhaft an Ihre frühere Abhandlung über den Nachlaßband (B. Bl. 86, IX.) Kann man sich an ihnen Beiden im wahrsten Sinne erbauen und aufrichten, (wie sehr bin ich auf „Dürer" gespannt!), so zeigt sich der Kontrast bei uns Anderen doch recht sehr; C. Frantz, der ehrwürdige, hat wohl durch seine sehr anregenden und belebten Ausführungen den Preis davon getragen; (Nationaldenkmale, B. Bl. 87, XI) wiewohl eine gewisse Manier im Satzbau (der immer gleiche Satzanfang mit „hatte nun" und „war nun" oder ähnlich, mit obligatem Nachsatz, dessen, „so" zuweilen, zur Abwechselung, gekappt ist) mir im Gegensatz zu der echt Bayreuthischen Kraft zu innerer sprachlicher Wendung und Gestaltung, beim Lesen auffiel, mir, der im Reden und Schreiben immer mit der Sprache zu ringen hat und sie wohl nie zu beherrschen lernen wird. Bei Herrig (Schopenhauer und Christentum, 88 V) ist es wohl auch nicht die Sprache allein, in der jene „Manier" bemerkbar wird; Sie nannten seinen Aufsatz „frisch" geschrieben; mit Recht, aber es ist doch viel Berliner Frische dabei. Manche Auffassung ist echt Berlinisch schief, und daß er immer beifügt „so sonderbar es klingt" (auch wenn etwas noch gar nicht einmal so sonderbar ist) macht fast den Eindruck, als suche er das Sonderbare! Dergleichen mag man sich am Berliner (Deutschen) „Tageblatt" angewöhnen, auch das viele „ich"! Nun das wissen Sie alles

selbst besser, nehmen Sie es nur nicht als Kritik; wäre es eine solche, so wäre es nur eine Selbstkritik. Wenn nicht das Leben, welches wir einzig so nennen, so ist doch auch eine Art von Leben und selbst von Bayreuthischem Leben darin; und wer vor lauter Selbstkritik endlich gar nichts zu leisten scheint, wie Ihr Rigaer Freund, bringt es dabei schließlich überhaupt zu gar keinem — für Andere bemerkbaren — Leben. Also um Alles willen keine Kritik, um ihrer selbst willen, sondern nur als schwacher Ausdruck der freudig erhobenen Wahrnehmung, wie gerade auch die unvermeidlichen Kontraste, die eine unbayreuthische Allerwelts-„Bildung" mitten in die Keime wahrer, darum auch des Bildens und Gestaltens fähiger Bildung uns hineinsendet, doch nur das wirklich gewonnene Lebenselement in ein um so helleres Licht treten lassen, wie Braun und Grau die Farbe hebt. Ach, lieber Freund, könnte ich Ihnen (und mir) doch auch einmal etwas sein und leisten, was Farbe hat! Aber dieser Stoßseufzer ist nur Episode, denn es lohnt nicht, darüber immer zu sprechen. Nur das ist mir nicht klar, weshalb Sie den teuren, herrlichen Freund nicht mit Allem und Jedem, äußerlich Geringsten seines „Nachlasses", aus der so zweifelhaften Buchexistenz in die Blätter hinübergerettet haben, damit er doch noch so lange als irgend möglich uns lebend und wirkend erhalten bleibe. Nicht ein Blatt von ihm würde ich einem Buche gönnen! Im Gegenteil mit allem Kleineren, Fragmentarischen so sparsam sein, daß es noch recht lange vorhielte. Und vollends die Erzählungen, von denen ich noch gar nichts wußte! Immer und immer habe ich gewünscht, daß einmal diese Form bei uns zur Anwendung käme, ebenso wie die Form des Dialogs mir schon gleich nach Beginn der Blätter und lange vor „Helden und Welt" als ein ideales Postulat für die Blätter feststand. Ich möchte gar nichts von ihm an einem anderen Orte kennen lernen; nirgend kann es so heimisch hingehörig sein; nirgend so anfeuernd wirken. Was als Buch erscheint, ist immer dem Nachteil ausgesetzt, dem alles Bücherwesen ausgesetzt ist: es wird einmal gelesen und selten wieder gelesen und erneut; die Wirkung ist eine einmalige, und gewiß von dem Ganzen keine größere, als sie jeder einzelne Teil ausgeübt haben würde, wenn es allmählich in den Blättern zu Tage träte; hingegen wäre in diesem jede neue Folge, jedes neue Fragment auch nur, eine solche Wiederholung und Erneuerung. — — — — — — — — —

Gl.

43.

Bayreuth, 9. 12. 88.

— — — Ich erhielt von Frau W. jüngst das schöne Buch von Boas, der Xenienkampf, und das hat mich angeregt, dem noch ungeborenen Kalender für 1890 alsbald im Voraus stark zu versorgen („Xenien"). In dieser Form darf man ja wohl auf die „Nomaden" etwas plagen. Es sind die Tsetse-Fliegen für ihre trampelnden Herden, die gerade wieder viel Lärm draußen

in der Wüste machen. Sie möchten so gerne, Bayreuth wäre nur eine Fata Morgana, weil sein Wasser für sie nicht trinkbar ist; je mehr es sich als eine Wirklichkeit bekundet, um so ärgerlicher werden die Rinder und ihre Hirten, die Kamele und ihre Reiter. — Wenn nur noch einige Andere mitarbeiten als Bayreuther „Fliegengötter"! Es freut mich z. B, riesig, daß Sie ein Artikelchen im „Mus. Wochenblatt", von dem ich gar nichts weiß, mir zuschreiben. Also gibt es doch verdeckte Mit- und Nacharbeiter. — Ob sie sich auch auf die Spuren des „Lieben Heilands" (B. Bl. 88, XII) begeben werden? Ich fürchte, der „Ölberg" ist ihnen zu hoch! Sie bleiben unten, wie die Jünger, und schlafen ein. — — Wissen Sie, was mich eigentlich zur Dichtung des L. H.'s angeregt hat? Erstens Storks Wunsch nach einem „neuen Katechismus", den er schon 1885 geäußert, und dann des Prinzen Wilhelm von Hessen Gewissensfrage nach einer Bayreuther Kindererziehung, die er seinem Sohne wünsche, während der Festspiele 1886. Dazu kam 1887 noch der Gedanke, als Pate meiner Pflicht bei meines Bruders Kindern zu genügen, und aus dem Einfall, zu Weihnachten einige religiöse Vorstellungen meinen Patenkindern nahe zu bringen, entstand im Sommer des Jahres, ganz flüchtig, der 1. und 2. Gesang. Als ich sah, daß die Sache nicht unmöglich war, schloß ich daran die „evangelische Geschichte" selber an, welche in 14 schönen Junitagen auf stillen Gartenwegen vollendet ward. Zum Glück fiel diese schlichte „Poesie" nicht unter die fremde Korrekturgewalt, die meine Kalendergedichte arg verstümmelt hat. Insbesondere das zweite an Wilhelm I. ward durch völliges Mißverstehen der Absicht geradezu Bayreuth entfremdet. Ich hatte gesagt, das seelische Element, welches sich in der Güte des Kaisers und der Liebe des Volkes eigenartig machtvoll ausgesprochen, solle als beseelender Geist im deutschen Volke fortleben und gleichsam als „Himmel" in seinem Herzen blühen. („Das sei die Kraft, die mehr als Trost dir leiht!") Daraus ist plötzlich — ganz nationalliberal — das „Werk" — die historische Tat der Reichsbegründung von 1871 — geworden („Des Kaisers Werk dich neuem Dasein weiht!"), wodurch wir in die Sphäre der offiziösen Zeitungspoesien geraten sind. — Mir tut's leid, so wenig ich sonst auf meine Verse als solche gebe; aber dieses Gedicht war mir am 9. März von Herzen gekommen, und es sollte gerade den Bayreuthern etwas sagen, wodurch ihnen selbst der Kaiserbesuch von 1876 in einem höheren Lichte erschienen wäre. — — —

W.

44.

Bayreuth, 1. Mai 89.

— — — Wann kommt man im Sommer zu wirklichen Besprechungen? Wenn Sie wieder auf den „wolkigen Höhen" des Riedelsberges wohnen, liegt die „Welt" ebenso zwischen uns, wie zwischen Bayreuth und Riga. Und doch muß dieser Sommer nach Möglichkeit ausgenutzt werden; denn

nach ihm wird gewiß eine längere Pause eintreten. Bayreuth muß einmal Atem holen und sich auf sich selbst besinnen. Es hat der „Welt" jetzt fortwährend etwas zuliebe getan, ohne viel Dank zu ernten. Vielleicht wird die Welt selbst etwas nachdenklicher, wenn sie Bayreuth sich besinnen sieht. Weil das Publikum kommt, so glaubt man, Alles ginge von selber, mit der größten Leichtigkeit, wie bei einem wohlfundierten Aktienunternehmen. Und auch derjenige Teil der Welt, welcher mit Bayreuth in die engste Berührung kommt, die Künstler, denkt schließlich nicht mehr an das, was er selber Bayreuth schuldet, sondern, was er von Bayreuth fordern zu können wähnt, weil es ja so schön floriert, wie jedes begünstigte Weltgeschöpf, das in dem Stall der „melkenden Kühe" steht. Die Erfahrungen, die man da macht, sind nicht schön; auch hier mischt sich dem edlen Wahne der trübe Irrtum bei. Einzelne Erfahrungen gibt es ja freilich auch wiederum, die erfreulich und hoffnungsvoll sind, und man konnte sie mitten im Strudel der Weltstadt finden, ja, auf den Höhen des Strudels selbst, wo man nur „Schaum" zu sehen glaubt. Bildung ist doch auch eine Macht und Triebkraft, und wenn das Gift der Zeit in alle „Winkel" dringt, so vermag dagegen auf der Höhe ein gebildeter Geist noch standzuhalten, oder sich doch erschreckt zu sagen, daß nicht alles in Ordnung ist, und andere Tränke nötig werden, als die der Tag aus dem Strudel kredenzt. — — —

W.

45.

Bayreuth, 8. November 89.

— — — Eigentlich freut es mich noch nachträglich, daß der „liebe Heiland" ein so auffällig starkes Interesse vor allem Andern voraus gefunden hat. Als ich die vor Jahresfrist zur Subskription anbot, gab es binnen 14 Tagen gegen 200 Bestellungen. Ich sehe darin wirklich ein gutes Zeichen für das Verständnis dessen, was nottut, gerade in unseren, oft so stumpf erscheinenden und still verharrenden Kreisen. Außerhalb dieser — oder dieses einzigen Kreises aber, nimmt das Verständnis sofort sehr stark ab, sogar bei Solchen, wo man es voraussetzen sollte. Ich habe mehrfach die Erfahrung machen müssen, daß vortreffliche Männer, welche ganz verwandte Bestrebungen, Ansichten, Sym- und Antipathien mit den unserigen öffentlich verraten hatten, — wenn ich ihnen meinen Versuch vorlegte — zwar sehr freundlich sich darüber äußerten, aber ganz und gar nicht das punctum saliens zu bemerken schienen, auf welches hin ich gerade bei ihnen einiges Interesse dafür vermutet hatte. Meistens sahen sie darin nur eine einfache, ganz hübsch gelungene Wiederholung der schon so oft erzählten evangelischen Geschichte. — Während ich dachte, daß darin das angebahnt sei, was noch garnicht vorhanden, und auch mit diesem ersten Versuch noch nicht vorhanden wäre, meinen die Herren vom Markte, es sei schon hundertfältig im Handel, und mit einer nochmaligen Anpreisung sei zumal in unseren Tagen kein Geschäft

mehr zu machen. Für dies alles, da es doch nur Marktgerede ist, tröstet mich auf das Nachdrücklichste der innerliche Bayreuther „Erfolg" vom vorigen Weihnachtsfeste. Ich wage auch zu hoffen, daß wir auf der damit immerhin gelegten Basis in unserer litterarisch-geistigen Tätigkeit ununterbrochen und unentwegt fortfahren können und schon mit dem vorliegenden Jahrgange der „Blätter", insbesondere durch Stein's herrliche Briefe (B. Bl. 89 VI—XI), ganz tüchtige Fortschritte getan habe. Demnächst kommen die Briefe zum Abschluß, und gerade die letzten werden Ihnen noch besonders innig und bedeutend zu Herzen und Gedanken sprechen. — — Auch unser Kalender, welcher ja nun wohl nächstens das kürzeste Licht des Jahres erblicken wird, dürfte dazu beitragen, Ihre Stimmung aufzuheitern, anzuregen und in eine gewisse behagliche Harmonie zu setzen. Was werden Sie zu den kühnen Tierkreis-Sprüchen aus den Briefen an die Dresdener Freunde sagen? Wer nur etwas ernst den Inhalt, nicht nur den Wortlaut, der Stellen prüft, wird wohl finden, daß damit an jedem Orte, wo sie stehen, Bedeutsames gesagt sei. — —

W.

46.

Karlsbad bei Riga, 6. Juli 90.

. . . . . Aus Golthers schöner Arbeit („Deutsche Mythologie in neuer Beleuchtung." B. Bl. 90, VII/VIII) ließ sich gar manches Wertvolle gewinnen; die lebendige Schilderung der Wikinger ist herrlich und ganz der Blätter würdig. Bugge's Forschungen werden sehr vertrauenerweckend geschildert: nur ist mir der Norwegische Gelehrte um einen Grad zu sehr hervortretendes Subjekt des ganzen Aufsatzes, ohne daß ich doch das wesentlich N e u e seiner Lehre und Auffassung daraus zu erkennen vermöchte, — abgesehen natürlich von seiner sonderlichen Schrulle in betreff des „Semitischen", die mir im wesentlichen auf ungenauer Terminologie — nach Art von „Kunst und Revolution", erste Ausgabe — zu beruhen scheint. Die Abzweigung neuer Göttergestalten aus Attributen der vorhandenen älteren Hauptgötter ist ja ein uralter Vorgang, der sich in jeder mythenschöpferischen Zeit wiederholt und keineswegs eine Besonderheit der späteren Skaldendichtung. Vor allem scheint mir von unserem gelehrten Münchner Freunde dem fremden Geiste der „Saturnalien der Wissenschaft" noch zu viel eingeräumt. Vieles ist im G e g e n s a t z zu dem wackeren Simrock ausgesprochen, was sich ganz einfach als Ergänzung dazu hätte aussprechen lassen. Unmöglich konnten wir doch je — auch auf der Grundlage von Grimm und Simrock — die Lieder der Edda mit all ihren spezifisch nordisch-skandinavischen Eigenheiten als rein urgermanisch betrachten; darüber brauchten wir doch nicht erst durch Bugge belehrt zu werden. Ueber die Beschaffenheit der Skaldendichtung erfahren wir doch das Wesentliche schon durch Simrock und Grimm. Bugge hat sie ja nicht entdeckt, nur daß er ihnen einige eddische Lieder mehr zuschreibt,

und an die Hauptsachen urarischen Gemeinglaubens rührt er doch nicht. In Betracht alles Dessen finde ich diesem reichen und anregenden Beitrag einen allzu resignierten, leidend ergebenen Ton eigen, als liefen wir Gefahren durch diese neuesten Entdeckungen „wissenschaftlich" in die Ecke gedrückt zu werden und müßten dazu eine möglichst würdige Miene machen. In dieser Beziehung scheint mir der Golther'sche Aufsatz mehr der Ausdruck einer persönlichen Stimmung und Verfassung zu sein, als nötig. Aber mit der Schilderung der Wikingerperiode ist bereits ein ausdrucksvolles Kapitel der „urgermanischen Spuren" vorweggenommen, und im voraus freut sich schon der Leser dieses gleiche Kapitel in Ihrer Fassung zu genießen, (B. Bl. 87—90), mit deren dichterisch gestaltender großartiger Synthesis, gegenüber allem unbehilflich Skeptischen, Zersetzenden der bloß gelehrten Methode. Und, daß ich es gleich anschließe, wie sehr freue ich mich auf Ihren „Hoffmann!" Sie haben doch die alte 15 bändige Ausgabe von 1839 zur Grundlage mit den herrlichen biographischen Details aus dem Leben des Geisterssehers (XV, 29)? Ich frage so, weil ich selbst früher nur die neuere, unvollkommene besaß. Wie freue ich mich darauf, Serapion und Kreispel durch Sie von Neuem belebt zu sehen. Ich habe nur den Wunsch, daß diese Arbeit eine möglichst ergiebige, ausführliche sei und alles das kostbare Gestein zu einem edeln glänzenden Geschmeide vereinige, alles Wichtige, Liebe, Wertvolle, Merkwürdige zu einem reich ausgestatteten Ueberblick ansammele, in welchem kein Zug uns fehlt, wie in einem wohlgetroffenen Porträt. Der vielen prophetischen Meistersinger-Anklänge in Meister Martin werden sie doch auch gedenken? So wie es Ihnen, lieber Freund, gegeben ist, in Ihrer Darstellung Alles lebendig zu machen und Allem den tieferen Sinn abzugewinnen, möchte ich, daß Ihre Arbeit überreich an Details ausfiele, um recht Vieles durch Sie erneut zu sehen und daran erinnert zu werden. Außerdem würden die Deutschen auf diese Art zu ihrem Erstaunen auch etwas von Hoffmann erfahren, den sie sonst nur aus ihrem abgeschmackten Litteraturgeschichten kennen, deren Verfasser nicht entfernt im stande sind, Hoffmann mit — und nachzuempfinden und daher ihm gegenüber in ihrer kühlen Kritik verbleiben.

Gl.

(Die Aufsätze über „E. T. A. Hoffmann, Der deutsche Geisterseher" erschienen erst in den B. Bl. 1893—1895. Neue Buchausgabe in der Sammlung „Die Musik", Leipzig, Siegel, 1922.)

47.

Ostseebad Heringsdorf, 13. August 1890.

— — — Im nächsten Stück wird ein ähnliches Thema (wie von Golther), von Löffler („Volksglaube und Volksschule", 50, IX/X), behandelt werden, und dies wird Ihnen noch sympathischer sein, wenn auch wiederum allerlei

Einzelnes davon für Andere recht bedenklich erscheinen mag. Aber auch hier spricht ein ganzer Mann zu uns, und das ist es, was wir uns wünschen. Des unmenschlichen Wissens gibt es ja draußen genug! — Meine „Urgermanen" habe ich nun bis an die Schwelle der Geschichte geführt. Wollte ich weitergehen, so fürchte ich doch allzu große Verwirrung anzurichten. Ich glaube, in der historischen Zeit darf die „Synthesis" doch wohl nur von der Kunst selbst geschaffen werden. Bis dahin stand man eben noch ganz auf dem Boden der Phantasie und hatte freies Spiel. — Wenn nur nicht in meinem „Hoffmann", der doch schließlich auch eine historische Erscheinung war, die Phantasie zu stark und eigenwillig gespielt hat? Sie werden sicherlich von Vielem überrascht werden, und Manches vermissen, was Sie erwarten zu dürfen meinen. Denken Sie sich, daß ich zu guter Letzt selber fast überrascht war, als ich fand, daß von Kreisler und Kresper und dem eigentlichen Musikalischen aus H.'s Schriften in meiner Arbeit am Allerwenigsten die Rede war. Selbst „Kater Murr" blieb fast ganz bei Seite. Bange ist mir besonders vor der breiten Ausschweifung auf das Feld der „Romantik" überhaupt, über welche zwei ganze Abschnitte phantasieren, dergestalt, daß ich jetzt, nach fünf Jahren, mich kaum noch entschließen kann, meine damaligen sehr lebhaft hingeschriebenen Gedanken ganz selbst zu verfolgen. Wie wird es den fremden Lesern damit ergehen? — — — Die von Ihnen genannte Ausgabe lag mir nicht vor. — Ach hätten Sie nur mehr Zeit! Wie schön könnten Sie mich ergänzen, und wie interessant wäre die Behandlung desselben Themas durch zwei von Uns! — — —

W.

Friedrich Kranich †.

Der getreue Helfer am Werke, der langjährige Leiter des technischen Teiles der Festspiele, der einzige Nachfolger des ersten „Obermaschinenmeisters" Richard Wagners von 1876, Karl Brandt, dessen begabtester Schüler er in Darmstadt gewesen, verwachsen mit Bayreuth von Anfang wie Wenige, er hat die so inbrünstig ersehnte Wiederkehr der Festspiele nun doch nicht mehr erleben dürfen! Der 1. Mai hat das schwere Leiden seiner letzten Lebenszeit im Augenblick doch unerwartet plötzlich beendet. Dort, wo er geistig und tätig heimisch war, wo er eine nie versiegende Kraft mutigen und ermutigenden Schaffens gewesen, wohin er, wie einst Hans Richter, sich zurückgezogen, nachdem der Krieg ihn aus glänzender Stellung in Monte Carlo getrieben und um Hab und Gut gebracht: in Bayreuth hat er Zuflucht und Ruhe, hat er nun den ewigen Frieden gefunden. Man kann ihn sich schwer fortdenken aus dem Bilde des wirkenden Bayreuth;

man wird meinen, er müsse doch wieder dabei sein, und — er wird auch dabei sein, wie in den fortdauernden Früchten seines langen Wirkens, so in dem dankbaren Gedenken derer, die Bayreuth wieder aufrichten und wieder erleben: der Letzte in dem schweigenden Geisterreigen der Fehlenden, der unser tönend erwachendes Festspiel so ernst bewegend umkreisen wird!

15. Mai 1924. H. v. W.

Die ästhetische Weltbetrachtung.

Leitgedanken einer neuen Ästhetik auf psychologischer Grundlage.

Von K. von François.

Fechner bezeichnet bekanntlich die von ihm begründete experimentelle Ästhetik als die Ästhetik „von unten" in der Überzeugung, daß diese erst aller spekulativen Ästhetik — der Ästhetik „von oben" — die Grundlage geben könne. Es soll hier kein Urteil darüber abgegeben werden, ob diese experimentelle Ästhetik, deren „exakt wissenschaftliche" Methode oft nicht ohne starken parodistischen Beigeschmack bleibt, dennoch wertvolle und brauchbare Ergebnisse gefördert hat oder fördern könnte. Der geistvolle und malitiöse Benedetto Croce faßt seine Meinung über Fechner, sein Operieren mit mathematischen Pappfiguren, Quadraten, Rechtecken usw., seine Tabellen der Aussagen seiner Versuchspersonen u. dergl. in die Worte zusammen: „All das macht den Eindruck einer leeren Spielerei, wie wenn jemand sich eine Patience legt oder eine Briefmarkensammlung zusammenstellt." Jedenfalls aber ist das Eine gewiß, daß, je wertvoller die Ergebnisse dieses besonderen Versuches, dem Rätsel des Schönen beizukommen, auch sein mögen, um so gewisser und einleuchtender auch die unvereinbare, jeder begrifflichen Zusammenfassung spottende Vielgestalt und Verschiedenartigkeit der objektiven Schönheitsgründe hervortreten wird; d. h. diese Methode führt gerade an dem eigentlichen ästhetischen Grundproblem vorbei und läßt — ob bewußt oder unbewußt, jedenfalls sehr beschränkt — die eigentliche Aufgabe der Ästhetik fallen, einem Vernunftgesetz des menschlichen Geistes entsprechend, in der Zusammenfassung der Mannigfaltigkeit die Einheit zu finden und zu einer begrifflichen Synthese zu führen, nämlich das Einheitsmerkmal zu zeigen, demzufolge wir alles verschiedenartige Einzelne dennoch „schön" nennen.[1]) Und wenn Fechner ein Dutzend oder mehr Gesetze oder „Prinzipien des Schönen" aufstellt: das Prinzip der „Hülfe oder Steigerung", der

[1]) Vergl. die Aufsätze des Verfassers im Sommer- und Weihnachtsstück 1923 der Bayreuther Blätter.

„einheitlichen Verknüpfung des Mannigfaltigen", der „Widerspruchslosigkeit oder Wahrheit", der „Klarheit", des „Kontrastes", der „richtigen Mitte", der „ökonomischen Verwendung der Mittel", des „Wechsels", des „Maßes" u. s. w. — lauter allgemeine Gesetze des menschlichen Geistes, aber gar keine spezifischen Gesetze des Schönen! — so beweist er wieder nur damit die Unmöglichkeit einer irgendwie durchgreifenden Unterscheidung der Gesetze und Prinzipien des Schönen von denen des Guten und Wahren. Er bekräftigt damit nur die Überzeugung, daß das Merkmal alles Schönen, sein Einheits- und Unterscheidungsgrund durchaus nur im Subjekt, in Zuständen der Seele zu suchen ist und nur gefunden werden kann, wenn der ästhetische Vorgang nicht einfach als ein Gefühlsreflex aus besonderen sympathischen (schönen) Formen oder Eigenschaften der Dinge, sondern als eine elementare, neben reinem Intellekt und Wollen tätige Grundkraft der menschlichen Seele verstanden wird. Diese aufzufinden bleibt aber der spekulativen d. h. gedanklich verknüpfenden Ästhetik vorbehalten, die nur von strengster Naturbeobachtung und Analyse der psychischen Vorgänge ausgehen darf, also ebensogut empirische Wissenschaft ist wie jene, aber in Wahrheit die Ästhetik von unten ist und bleibt. —

Im Folgenden ist eine Skizze der Grundgedanken des ersten Teils der „Ästhetik" des Verfassers (Verlag Kahlenberg und Günther 1909) gegeben, in dem der Sinn und die Bedeutung des ästhetischen Vorganges im Zusammenhange des Gesamtorganismus des menschlichen Geistes dargelegt ist.

Sinn und Gefühl sind die Stellen, an denen uns die Natur aus dem Dunkel des Transzendenten heraus berührt, um das bis dahin schlafende Bewußtsein zu wecken, um mit uns zu reden und sich uns zu offenbaren in der Sprache, die uns im Körper gebundenen Seelen allein verständlich ist. „Nichts ist im Verstande, was nicht zuvor in den Sinnen war. Der ganze Inhalt unseres Verstandesbewußtseins ist aus der Erscheinung abstrahiert, die nicht „Schein" ist, sondern authentische Offenbarung des objektiven Seins der Dinge. Aber auch das Gefühl nicht bloß als Organ sinnlich-intellektueller Wahrnehmung, sondern auch als Wertmesser der Dinge ist tiefster Urgrund unserer Wesensbewußtheit. Im Wertgefühl übersetzt sich alles, was wir irgend vom Wesen der Dinge erfahren können, erst ins menschlich Gültige. Hier gewinnt alles erst Farbe und Charakter. „Solange der Mensch lebt und atmet, solange das Licht ihm scheint, das Feuer ihn erwärmt, die Kälte ihn erschauern macht, solange er Schmerz und Freude, Lust und Unlust empfindet, solange ein vernünftiges und sittliches Wollen ihn beherrscht, solange er also will und fühlt, solange wird ihm auch sein eigener Wille den letzten Maßstab aller Wesensbestimmung darbieten, solange wird er in den Wirkensfähigkeiten der Dinge auf das Gefühl deren eigentlichen Wesenscharakter suchen müssen. Hier liegt eine Naturnotwendigkeit, ähnlich der, daß das

Licht nur als Reflex leuchtet, den leeren Raum aber, den es durcheilt, finster läßt."[2])

Damit nun aber das also subjektiv in Sinnen und Gefühl bestimmte Wesen der Dinge als reines Ansich lebendig bewußt werden kann, sind gewisse psychische Bedingungen erforderlich: nämlich ein klares Erfassen des sinnlichen Weltbildes an sich, sodann eine kontemplative Gefühlsversenkung in das Objekt, bei der sich das Gefühl zum reinen Maßstab objektiver Wesensbestimmung wandelt.

Die Behauptung nun, daß diese Bedingungen erst im ästhetischen Vorgang erfüllt werden, erfordert zunächst den Nachweis, daß und warum und mit welchen Folgen für unser Weltbewußtsein sie in aller primären (nichtästhetischen) Betrachtung nicht erfüllt sind und gemäß deren eigenen Funktionszwecken nie erfüllt werden können. Die Erkenntnis dieses negativen Charakters aller primären Bewußtseinstätigkeit ist die Voraussetzung, um zum Verständnis der Daseinsnotwendigkeit der ästhetischen Betrachtung, ihres seelenorganischen Sinnes und Zweckes zu gelangen. — —

Die Aufgabe des reinen Verstandes ist, die Zusammenhänge von Ursache und Wirkung, die mannigfachen Verhältnisse und Beziehungen der Dinge untereinander zu erfassen. In diesen wichtigen Funktionszweck scheidet er jede Gefühlseinmischung als störend und von seinem eigentlichen Erkenntniszweck ablenkend aus. So gewinnt der reine Intellekt wohl die logische Wahrheit der objektiven Tatsächlichkeit des Seins und Geschehens, aber er besitzt dennoch keineswegs die ihm gewöhnlich ohne weiteres zugeschriebene Fähigkeit letzten und tiefsten Erschöpfens des Wesens der Dinge; bei aller seiner reinen Objektivität, oder vielmehr gerade wegen dieser, gewinnt er garnicht jene tiefere, nur im Gefühlsgrunde liegende und nur hier zu erschöpfende Wahrheit. Wind und Wellen, zuckender Blitz und rollender Donner bleiben ihm Ursache und Wirkung, die Entfernung der Sternenwelten nur zahlenmäßig bestimmte Strecken im Verhältnis zu anderen Größen. Wir wüßten aus reiner objektiver Intellektualität nichts von allen Stimmungen, von allen Gefühlswerten, von allen Humoren, die in den Dingen liegen. Was Leben und Sterben, was das Alter, die Jugend, der Winter, der aufblühende Frühling, der in süßer Melancholie hinsterbende Herbst, die fallenden Blätter unserem Willen sind, danach fragt der bloße Verstand nicht, davon weiß er daher auch nichts, oder er weiß es nur im kalten Erinnern, so wie das „steinerne Herz" sich alles dessen gefühllos erinnert.

Ebenso wenig wie der Gefühlscharakter der Dinge beachtet der reine Verstand die sinnliche Erscheinung an sich. Diese ist ihm lediglich die un-

[2]) Aus dem Aufsatz des Verfassers: Der ästhetische reine Wille. Bayreuther Blätter 1910 S. 185.

beachtete Schale, die den Kern, die objektive Tatsächlichkeit des Seins der Dinge, enthält. Wir wollen z. B. nicht, wenn wir die weite Fläche eines Feldes, die Länge eines Weges überblicken, die perspektivischen Verkürzungen und Verschiebungen, auf die sich die Flächen und Strecken optisch zusammendrängen, sehen, sondern lediglich die Raumgrößen, die Länge des Weges usw. erkennen; diese bringen wir ins abstrakte Bewußtsein; hiebei würde eine eindringlichere Beobachtung der sinnlichen Bilder nur eine Ablenkung und verzögerte Zwischenstufe sein. Dilettantische Zeichenversuche oder die Darstellungen primitiver Kunstübung legen Zeugnis ab für die mangelnde Bewußtheit der sinnlichen Erscheinung und für die Schwierigkeit, sich ihrer bewußt zu werden und das entgegenstehende abstrakte Verstandeswissen zu überwinden. Die berühmte Grabstele des Ariston in Athen war gewiß seinerzeit eine künstlerische Sensation, denn sie zeigt den vor sich hingrinsenden Hopliten in tadellos richtiger perspektivischer Seitenansicht, im Gegensatz zu anderen altertümlichen Darstellungen, auf denen der Kopf im Profil, der Oberkörper von vorn und die Beine wieder in Seitenansicht zu sehen sind. Solche archäischen und dilettantischen Darstellungen sind indessen nicht schlechthin als Ungeschicklichkeiten aufzufassen, sondern sie sind typisch und der Ausdruck eines *besonderen Bewußtseinsinhaltes*. Dies spricht ja ganz klar der niedliche Vers aus, in dem die Malversuche des jugendlichen Kleckfel geschildert werden: „Zwei Augen aber fehlen nie, denn die, *das weiß er*, haben sie." — Ganz analog liegen die Dinge aber auch auf allen anderen Gebieten der sinnlichen Wahrnehmung, der Farbe, der Form, des Klanges.[3]) Das Sehen und Erkennen der „Tonwerte" der Dinge ist eine besondere Fähigkeit des Malers oder der für Malerei Begabten: die „tonige" Wirkung, die Dunkelheit des Tons und der Farbe, wie sie z. B. eine menschliche Hand auf weißer Unterlage oft erkennen läßt, bleibt unbeachtet und kommt zahllosen Menschen das ganze Leben lang nicht zum Bewußtsein.

Bleibt so der primäre Intellekt ohne eigentliche sinnliche Bewußtheit und ohne die Maßstäbe des Gefühls, so gewinnen wir auch im primären Gefühlsleben keine objektiv plastische Wesensbewußtheit. Das Gefühl betrifft hier immer nur die Verhältnisse und Beziehungen der Dinge zu uns und unserem persönlichen Wollen; es bleibt lediglich eine Aussage darüber, wie uns die Dinge sympathisch oder unsympathisch berühren, wie sie unseren praktischen Absichten, Zwecken, Nutzenberechnungen entsprechen oder nicht entsprechen, kurz es betrifft im Grunde immer nur das Wohl- und Wehebefinden des Ichs; und selbst Mitleid und moralisches Gefühl bleiben

[3]) Siehe die Ästhetik des Verfassers S. 36 f., wo diese Materie, die meistens nur bei den heute so beliebten Erörterungen über die „Kindkunst" obenhin gestreift wird, wahrscheinlich zum erstenmal ihrer für die Ästhetik grundlegenden Bedeutung gemäß behandelt wird.

Passionalität und persönliche Teilnahme, bleiben Erregungszustände, die durchaus jene Distanz kontemplativen Verhaltens ausschließen, welche die Bedingung einer auf den reinen Wesenssinn konzentrierter Betrachtung sein muß. Ichgefühl, persönliche Teilnahme sind — das ist logisch und psychologisch unbestreitbar — kein objektiv eingestelltes Schauen, kein unbefangenes Versenken in den Wesenssinn des Objektes. Ich kann den Gewittersturm und strömende Regenflut nicht objektiv kontemplieren, sofern und solange ich bloß in Sorge bin, wie ich meine Haut vor ihnen in Sicherheit bringe. Eine Objektivität, die das Ding in den Mittelpunkt einer geistig altruistischen Betrachtung stellt, erstreben wir zunächst auch gar nicht; sie würde nur den Blick für die realen Beziehungen der Dinge zum Ich trüben und wäre nur eine Abschwächung derjenigen egoistischen Energien, ohne welche das Leben überhaupt erlöschen würde.

Aus diesem angedeuteten notwendig bedingten negativen Charakter aller primären Bewußtseinstätigkeit erklärt sich die Notwendigkeit jenes Dualismus unseres geistigen und seelischen Lebens, wie er in den beiden großen Vorstellungssphären: der nichtästhetischen und der ästhetischen Bewußtseinstätigkeit und Vorstellungsweise erkennbar ist. Denn wie es den unmittelbarsten Lebensinteressen entspricht, im reinen Verstande die Beziehungen und Verhältnisse der Dinge zueinander, die Verknüpfung von Ursache und Wirkung zu erfahren oder im Gefühl die unmittelbaren Verhältnisse der Dinge zum Ich zu bestimmen, so entspricht es nicht minder tiefem geistigen Bedürfnis, das dort verlorengehende Bewußtsein des in der eigenen Subjektivität der Sinne und des Gefühls bestimmten Seins der Dinge, herausgehoben aus allen persönlichen Beziehungen, losgelöst von allen unmittelbar praktischen Nutzenabsichten zu gewinnen. Diesem Bedürfnis entspricht die ästhetische Betrachtung als notwendige Ergänzung der primären Auffassungsweise. *Rückkehr zu den Urquellen all unseres abstrakten Wissens vom Wesen der Dinge, zu Sinnen und Gefühl, das ist der einfache Sinn und Zweck des ästhetischen Vorganges.* In diesem Zwecke ist der ästhetische Vorgang einerseits — im Vergleich zum reinen Intellekt — stäts Subjektivität, d. h. eindringliche Beobachtung der Sinnenerscheinung an sich und ein kontemplatives Versenken in den Gefühlscharakter der Dinge, um im lebendigen Gefühl zu erfassen, was kein Begriff erklären kann; andrerseits aber — im Vergleich zum primären Gefühlslebens — ist er Objektivität, d. h. eine Betrachtungsweise, in der nicht das Ich, sondern das Objekt und sein reiner Wesenssinn zum Kristallisationskern aller sinnlich eindringlichen Beobachtung und aller gefühlbeseelten Bewußtseinstätigkeit wird. Ihre Subjektivität als die Bedingung ihrer auf das reine Ansich der Dinge gerichteten Objektivität zu erkennen,

ihre Objektivität als subjektiv vertiefte Wesensbewußtheit zu verstehen, das ist ja eben die Lösung der ästhetischen Frage.

Wenn daher ein Hauptvertreter der modernen „Einfühlungstheorie", Th. Lipps, in einem Artikel in der Zukunft (1906, Nr. 16), in dem das Menschenmöglichste an wirrer und irrer Gedanklichkeit geleistet ist, die Vorstellung und das Gefühl des Schönen mit den Worten erklären will: „ich genieße mich selbst in einem von mir unterschiedenen sinnlichen Gegenstande," so ist das die völlige Verkennung des psychologischen Sachverhaltes. Nimmt der ästhetisch sehende und fühlende Mensch, der Künstler, zwar die Maßstäbe der Wesensbestimmung daher, wo sie ihm allein gegeben sind: in der eigenen Subjektivität der Sinne und des Gefühls, so ist doch andrerseits der ästhetische Vorgang gerade ein Distanznehmen zum Zwecke objektiver Betrachtung, eine Auseinandersetzung von Subjekt und Objekt, ein Herausfinden aus dem Ichgefühl. Eben in dieser wunderbaren Vereinigung von Subjektivität (des Maßes) und Objektivität (der Bestimmungstendenz) gewinnen wir Bewußtseinsmöglichkeiten, die weder der reine gefühlfreie Verstand, noch die primäre Gefühlsbewußtheit gewähren können, die diese vielmehr ihrem eigenen Funktionszwecke entsprechend notwendig ausschließen müßten. Das ästhetische Erleben ist nicht „objektivierter Selbstgenuß", der ja dem wirklichen Lebensgenuß gegenüber auch nur ein ziemlich mattes Vergnügen bliebe. Es wird nie gelingen dem Problem auf den Grund zu kommen, wenn in dieser im Grunde herzlich geistlosen Weise sogleich, wie es bei Lipps geschieht, der Genuß als Selbstzweck des ästhetischen Vorganges vorangesetzt wird. Erst wenn der ästhetische Vorgang als eine dem Genuß zuvorgehende zweckvolle objektiv gerichtete Bewußtseinstätigkeit verstanden wird, wird es möglich sein, auch den besonderen Charakter der ästhetischen Freude, des ästhetischen Genusses und den Sinn der Vorstellung des Schönen und der Kunst zu verstehen. Der ästhetische Vorgang ist seinem Grundwesen nach eine Offenbarung, eine andere Richtung, eine Steigerung unseres Bewußtseins, in der wir Herrliches und Tiefstes vom Wesen der Welt und der Dinge gewahr werden, wovon wir vorher nichts wußten und nichts wissen konnten. „Infolge dieser subjektiv vertieften Objektivität tritt etwas Neues in unser Bewußtsein, etwas, was uns zwar allüberall und in jeder Sekunde umgab, was stäts vor unseren geöffneten Sinnen war, was wir aber dennoch bis dahin nicht beachteten. Das Licht ist dann nicht mehr bloß die Laterne, die unseren Weg erleuchtet, vielmehr offenbart sich dann dem staunenden Blick in der Art, wie es auf Blatt und Stein erscheint, wie es sprüht und leuchtet und im weichen Dunkel verdämmert, plötzlich eine Welt voll Leben, es offenbart sich uns jetzt in den „Taten" des Lichtes das Wesen des Lichtes, es zeigt sich jetzt in der sinnlichen Erscheinung die Urnatur des Lichtes. Und zugleich heben sich die Schleier, die bloßes Zweckinteresse, enges Ichgefühl und Leidenschaftlichkeit um unser Bewußtsein gewoben hatten, es wird die

Befangenheit frei, die Blindheit sehend und es tritt die absolute menschliche Bedeutsamkeit aller Dinge in reiner Objektivität aus dem Dunkel des bisher Unbewußten."[4])

In seinem höchsten Sinne verstanden ist der ästhetische Vorgang eine absolute Wesensbestimmung im Gegensatz zur primären, stäts nur relativischen, d. h. immer nur die Verhältnisse und Beziehungen der Dinge unter einander und zum Ich, aber nie das reine Ansich des Wesens der Dinge ins Auge fassenden Betrachtungsweise. Es zeigt diese Auffassung eine eigentümliche Analogie des Gedankens mit der metaphysischen Ästhetik, insbesondere mit der Transzendentalästhetik Schopenhauers, allerdings mit dem gewaltigen, doch wieder einen fundamentalen Gegensatz darstellenden Unterschied, daß diese, den ästhetischen Vorgang zum Vehikel des metaphysischen Bedürfnisses machend, als Objekt der Kunst die Platonische Idee, „die adäquate Objektivität des transzendenten Dinges an sich", unterschiebt, während nach der hier gegebenen Auffassung die Frage nach einer absoluten Bewußtseinsmöglichkeit auf dem Boden der realistischen Psychologie zur Lösung gelangt, indem die eigene Subjektivität des Menschen als das innerhalb der Relativität aller Dinge absolute Maß bezeichnet wird.[5])

---

[4]) Aus dem Aufsatz des Verfassers: Die Entstehung der Vorstellung des Schönen. Roter „Tag", 1919, Nr. 157.

[5]) Siehe den Aufsatz des Verfassers in der „Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft" (Herausgeber Max Dessoir) 1922, S. 222: Die ästhetische Bestimmung als absolute Bestimmung.

Aus dem zweiten, noch nicht in Buchform erschienenen Teil der „Ästhetik" des Verfassers sind folgende einzelne Abschnitte über die Vorstellung des Schönen erschienen:

1. Die Entstehung der Vorstellung des Schönen. Bayreuther Blätter 1920, Seite 20.
2. Der Begriff des Schönen. Ebenda S. 155.
3. Schauensfreude und Befriedigung des reinen Willens im ästhetischen Vorgang. Roter Tag 1922 Nr. 130.
4. Die Sphäre des Schönen. Roter Tag 1922 Nr. 160.
5. Das Allgemeingültige und das Konkrete als Objekt der ästhetischen Betrachtung. Roter Tag 1920 Nr. 123.
6. Das Äußere, Innere und die Motive als Objekt der ästhetischen Betrachtung. — Die praktisch wertlosen Werte als objektive Schönheitsgründe . Roter Tag 1920, Nr. 170.
7. Die Schönheit des klaren Ausdrucks. Roter Tag 1922 Nr. 158.
8. Anschauung und Gedanke, Bild und Wort als Vermittlungsformen der Vorstellung des Schönen. Ostdeutsche Monatshefte, Heft 2, Mai 1923.

Deutsches Christentum.

In unserm Zeitalter, in dem die Macht der Presse ja fast sprichwörtlich geworden ist, sollte man meinen, daß auch neue religiöse Bewegungen mit Schnelligkeit in weiteren Kreisen bekannt werden. Und doch ist das keineswegs der Fall.

Seit drei Jahren gibt der „Bund für deutsche Kirche", welcher 1920 in Berlin entstand, ein eigenes Blatt für seine Bestrebungen unter dem Titel „Deutschkirche" heraus. Dabei ist es an den Tag gekommen, daß Adolf Reinecke, der Begründer und Herausgeber des „Heimdall", schon vor dreißig Jahren für den Gedanken einer „Deutschkirche" eingetreten ist. So langsam arbeiten die Ideen sich vorwärts. Es kommt daher, daß, wie schon Rousseau einmal gesagt hat, neue Theorien immer nur die Grundsätze „gewisser Individuen" sind, während die alten Grundsätze die „Gedanken von Jahrhunderten" darstellen. Letztere also sitzen von vornherein fest in den Köpfen und werden auf dem Wege fester Überlieferungen in jedes neu heranwachsende Geschlecht immer wieder hineingebracht. Wer durchbricht den Bann zäher kirchlicher Gewohnheiten und auf dem Gebiete der Schule die Macht der behördlichen Bestimmungen und Lehrpläne? — Das kann nur ganz langsam und allmählich geschehen.

So wundern wir uns auch nicht, daß schon im Jahre 1893 ein Buch des sächsischen Kirchenrates D. Dr. Katzer erschienen ist, welches „das Judenchristentum in der religiösen Volkserziehung des deutschen Protestantismus" (dies war sein Titel) zu beseitigen suchte und doch gänzlich unbekannt blieb. Im Jahre 1907 veröffentlichte ich, ohne von Katzer etwas zu ahnen, meinen „Anticlerius", welcher ganz in ähnlichem Sinne die falsche Stellung der Kirche gegenüber dem Judentum und dessen religiöser Litteratur, dem sog. „Alten Testament", zu ändern suchte. Ich hatte wohl etwas mehr Erfolg als Katzer, aber in der Kirche und Schule blieb doch wesentlich alles beim Alten. Zu einer wirklichen Bewegung konnte das deutsche Christentum erst werden durch religiös-interessierte Nicht-Theologen, die in wachsender Anzahl die Wichtigkeit auch des religiösen Problems für die Erneuerung unseres Volkes erkannt hatten und in diesem Sinne arbeiteten. Vorbereitend hat hier bereits Richard Wagner, bahnbrechend dann Chamberlain mit seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" und seinen „Worten Christi" gewirkt, bis endlich der Weltkrieg vielen in unserm Volke die Augen öffnete für den weltenfernen Gegensatz zwischen Judentum und Christentum. Heute gewinnt eine kirchliche volkstümliche Bestrebung immer festere Gestaltung, welche das Christentum zwar als das höchste religiöse Gut unseres deutschen Volkes festhalten, aber dagegen alle bisherigen jüdischen Einflüsse auf dem Gebiete der Kirche ausscheiden will. Für diese Bestrebung prägte bereits 1911 Adolf Bartels die Bezeichnung „Deutschchristentum". Vor ihm hatte Hans von Wolzogen 1909 seinen „Deutschen Glauben" veröffentlicht, dem 1911 die „Germanisierung der Religion" folgte. Aber praktisch hatte der letztere auch schon vorgearbeitet durch seinen „lieben Heiland" (1888), durch den die deutschen Kinder die evangelische Lebensgeschichte Jesu kennen lernten, ohne den Umweg über den jüdischen Jehova geführt zu werden, und ein Andachtsbuch (1909) unter dem Titel „Das Himmelreich in uns". Das Reformationsjahr 1917 brachte dann von Andersen, Bartels, Katzer und H. v. Wolzogen 95 „Leitsätze", die als stoßkräftiges Programm gedacht waren, aber doch auch nur in geringem Umfange wirkten.

Seitdem aber ist mit der völkischen Bewegung in weiten Kreisen die Überzeugung gewachsen, daß eine wahrhafte Erneuerung unseres Volkes nur zu erhoffen ist, wenn man zugleich auch das religiöse Bewußtsein weckt und in die richtigen Bahnen leitet. Und gerade hier hat der „Bund für deutsche Kirche" (Geschäftsstelle Berlin W 15, Kurfürstendamm 225, Hths.) eine schwere und verantwortungsvolle Aufgabe. Denn es laufen neben ihm her allerlei parallele Bestrebungen wie die der „Germanischen Glaubensgemeinschaft", welche darauf hinausgehen, auch von dem Christentum selber als einer zu uns vom Orient her eingeführten Religion abzusehen und statt dessen aus der Wurzel des eigenen Volkstums nach Art unserer Vorväter auch die religiöse Weltanschauung abzuleiten. Man verkennt indessen auf dieser Seite, daß das Christentum selbst schon als eine arische und zugleich höchste Religionsform unserm deutschen Wesen auf das innigste verwandt ist, daher es denn auch seit etwa 16 Jahrhunderten, von der freiwilligen Zuwendung der ersten Germanen im römischen Reich an gerechnet, mit dem deutschen Geiste sich in höchster Blüte der menschlichen Kultur (Eugen Kühnemann) wie in einer idealen Ehe verschlungen hat.

Daher glauben wir denn auch, durch Wertschätzung und Fortbildung d. h. Verdeutschung der bestehenden christlichen Kirchen unserem Volke den besten Dienst zu leisten, während der Versuch, gleichsam eine neue Religion aus dem Handgelenk zu schaffen, bezw. zu veralteten Vorstellungen unserer Väter zurückzuleiten, nur die Verwirrung der Gegenwart vermehren kann. Man muß — so sagte schon Lagarde — die alten Formen nicht zerschlagen, sondern mit neuem Inhalt füllen. Und dieser Weg zeigt sich als durchaus verheißungsvoll, wenn der Erfolg auch nur langsam sich anbahnt. Indessen regt sich überall, in der Stadt wie auf dem Lande, eine immer größere Nachfrage nach dem, was das deutsche Christentum darbietet. Arbeitsgemeinschaften entstehen unter den Lehrern. Die Pastoren und Pfarrer, stellenweise schon die Kirchenbehörden, werden aufmerksam auf diese Richtung; in Volksversammlungen wie in Tagesblättern werden diese Gedanken nach Für und Wider erörtert. Regelmäßige Vortragsreisen sorgen für immer weitere Bekanntmachung. Genug, nicht nur der Rückblick auf die Entstehung dieser Bewegung, nicht nur der Rundblick auf ihr Anwachsen, sondern auch der Ausblick auf ihre Zukunft berechtigt zu freudigen Hoffnungen.

Friedrich Andersen, Hauptpastor in Flensburg.

Besprechungen.

Das Evangelium.

Dargestellt von Artur Dinter.

Die genaue Überschrift lautet: Das Evangelium unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus nach den Berichten des Johannes, Markus, Lukas und Matthäus im Geiste der Wahrheit neu übersetzt und dargestellt von Artur Dinter; Emil Kabisch, Langensalza, 1923. Der Preis beträgt 4.50 Mark, gebunden 6 Mark.

In 150 Abschnitten wird, nach Art einer sogenannten Evangelienharmonie, Leben und Lehre des Heilandes wiedergegeben. Den zweiten Teil des Buches, das 400 Seiten stark ist, bilden mannigfache Erläuterungen. Die einzelnen Kapitel des Textes haben ihre sachlichen Überschriften. Zum Beispiel: Jesus zerstört die Davidslegende (Mark. 12, 35—37). Am Rande sind die Quellen, aus denen sich der Wortlaut jeweils zusammensetzt, genau angegeben. Ein Verzeichnis am Schlusse umfaßt alle benützten Textstellen, so daß man, wie in einer Agende, sofort übersieht, was ausgeschaltet ist. Weiter schließen sich an: die Übersicht der 150 Abschnitte und ein Hinweis, nach Stichwörtern geordnet.

Mit redlicher Mühe erstrebt der Verfasser einen Aufbau des Lebens nach den einzelnen Geschehnissen und Reden. Doch wird die Zeitfolge niemals übereinstimmend nachgebildet werden. Darum hat ja auch Chamberlain die Sprüche Jesu aus den Ereignissen herausgelöst. In den Quellen unterscheiden wir außer den Worten des Heilandes die Legende, in der sich das Hellenistische mit dem Orientalischen verknüpft, das Jüdische, das Jesum für sich in Anspruch nimmt, und das Kirchliche, das menschliche Einrichtungen auf Jesu Ansehen stützt. Was als einwandfreier geschichtlicher Bericht übrig bleibt, ist wenig. In Dinters Auswahl besteht die Legende fort; doch läßt er aus der Geburt und Kindheit z. B. die Johanneslegende und die Beschneidung weg. Lic. Liebig hat nachgewiesen, daß die Proselyten (zu denen Jesu Eltern zählten) zwar die jüdischen Speisegesetze beobachteten, aber nicht die Beschneidung übten.

Wie die Evangelien selber aus Worten des Heilandes erwuchsen — einzelne sehr wichtige Aussprüche sind außerhalb der anerkannten Evangelien überliefert — so wird als Hauptfrage immer zu gelten haben, welche Worte echt, welche unecht seien. Gute Dienste leistet die sogenannte Textkritik, als deren beachtenswerteste Erscheinung neuerdings die Wiederherstellung des Wortlautes nach der syrischen, im Sinaikloster gefundenen Handschrift anzusehen ist; Adalbert Merx hat diese Tat vollbracht. Doch hat Dinter Recht, wenn er darauf aufmerksam macht, wo die Entscheidung liege: bei uns selber! Zum eigenen Entschlusse werden wir gezwungen etwa durch die Überlieferungen von Luk. 16, 17, weil sie einander durch Widerspruch ausschließen. Wenn man gegen selbständiges Auswählen den Einwand erhebt, damit sei der Willkür die Bahn geöffnet, so müssen wir dagegen halten, daß die Handschriften selber nicht übereinstimmen. Der Leser hat nicht weniger an Recht, als der Schreiber. Dem Bedürfnisse strenger Einheitlichkeit nachzukommen, dazu haben wir von Gott die Vernunft erhalten. Schön sagt Dinter: „Die echten Heilandsworte sind in ihrem schlichten, klaren, oft herben Tone, der sich zu vollen Akkorden bis zu überirdischer Musik steigern kann, ohne sich jemals zu überspannen, für jeden untrüglich zu erkennen, der diesen Ton auch nur ein einzigesmal aufgefangen hat." Aber trotzdem: der Eindruck kann in Grenzfällen doch schwanken.

Hervorhebt der Herausgeber die unbestrittene Ablehnung des Alten Testamentes, wie sie in der Bergpredigt, dann Matth. 23 und Joh. 8 zu Tage tritt. Dazu kommen etwa die Stellen Mark. 12, 35/37, Joh. 7, 19; 10, 34; Joh. 6, 32; 6, 51; Joh. 10, 8 (warum nicht auch Lukas 16, 16?). Wenn die Evangelisten oder ihre Umbildner den Versuch machen, den Sinn solcher Trennung oder Absage zu mildern oder aufzuheben, so werden wir angesichts der Leidensgeschichte, welche entscheidet, jene fälschenden Änderungen ablehnen oder unbeachtet lassen. Dazu gehört Matth. 5, 17/19, auch Joh. 4, 22 (falls man hier nicht übersetzt: Denn das Heil wohnt außerhalb der Judenschaft, außerhalb Judäa's). Als Bruch mit dem Alten Testamente beurteilt Dinter auch die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls. Daß Jesus echte Anhänger unter den Juden fand und findet, wird nicht bestritten (der Beleg mit Luk. 18, 9—14 beruht freilich auf einem Versehen). Wie Chamberlain, so bewertet Dinter die Zugehörigkeit zu einer Rasse nach dem Geistigen. Die Rasse selber sei zu überwinden möglich.

Unsere amtliche Gottesgelehrtheit wird freilich Dinter als Eindringling bekämpfen. Die griechische Ausgabe Nestles betont grundsätzlich den Zusammenhang zwischen Altem und Neuem Testament; sie läßt eher eine Parallelstelle aus Neuem als aus Altem Bunde weg. Demgegenüber weist Dinter z. B. auf die Verwandtschaft des Vaterunsers mit dem Rigveda hin. Über die Stellen des Alten Testaments, die im Neuen vorkommen, handelt übrigens auch Hans von Wolzogen in „Deutscher Glaube, deutsches Hoffen".

Von dem Standpunkte Dinters aus gesehen verschwindet natürlich alles, was dem Wahne dient, als müsse durch Jesus erfüllt werden, was in den Schriften des Alten Testamentes gefordert oder verheißen war. Zu diesen Fälschungen kommen die kirchlichen, die ja teilweise längst als solche erkannt und anerkannt sind: Mark. 16, 9 bis Schluß, Matth. 16, 17—19; 18, 18; Matth. 5, 13—16; Matth. 17, 24/27. Dinter streicht ferner als sinnlos Mark. 11, 12—14. Ob die Mahnung zur Schlangenklugheit und Taubeneinfalt verdächtig sei, läßt sich nicht so leicht entscheiden. Über die letzten Dinge entwickelt Matthäus, im jüdischen Aberglauben befangen, Ansichten, denen wir nicht beipflichten, weil sie nicht zur Lehre Jesu gehören; man hat sich ja auch gegen die Offenbarung Johannis einst lange gesträubt — länger im Morgen- als im Abendlande.

Matthäus, dessen Zeugnis die Kirche an erste Stelle gerückt hat, betrachtet Dinter mit größter Behutsamkeit, weil dieser Berichter den jüdischen und kirchlichen Bedürfnissen trotz Bergpredigt und Verfluchungen (Kap. 23) am eifrigsten dient. Die geschichtliche Grundlage bildet, wie allgemein anerkannt, Markus; feiner ist Lukas. Der erste Rang aber, was die Erfassung der Lehre und Sendung Jesu betrifft, gebührt Johannes. Mit ihm eröffnet Dinter sein Evangelienbuch, indem er Logos mit „Liebe" übersetzt: „Im Anfang war die Liebe".

Johannes' Kreise schreibt er auch 1. Kor. 13 zu, weil ihm das Preislied der Liebe für Paulus zu hoch erscheint. Ihn verurteilt er in entschiedener Weise. Er steht hier mit Lagarde im Bunde, während Chamberlain in „Mensch und Gott" Paulus wesentlich anders sieht. Lagarde ist übrigens auch sonst ein Gewährsmann des Herausgebers, und wahrlich kein schlechter! Paulus' geschichtliche Bedeutung mögen wir anerkennen; als einem Führer mißtrauen wir ihm da, wo er andere Züge bringt, als wir sonst am Heilande wahrnehmen. Inwieweit Paulus an der Kirche beteiligt war, welche für den Glauben Zwangssätze aufstellte, wird sich ja vielleicht noch klären lassen.

Dinter stellt ein Bekenntnis auf, das uns fast zu ausführlich erscheinen will; das lakonische Hans von Wolzogens (in „Deutscher Glaube, deutsches Hoffen") dünkt

uns besser. Es lautet einfach: Ich glaube an die Persönlichkeit Jesu. Darin ist Gottesglaube und Willensfreiheit inbegriffen. Daß Dinter gewissen Zwangsvorstellungen entgegen die eigene Verantwortung betont, ist echt christlich, wenn auch nicht echt kirchlich. Er weist darauf hin, daß die griechischen Ausdrücke für Glaube, Gnade, Buße ursprünglich frei sind von den zwangsläufigen Beibegriffen, die aus der sündensüchtigen Kirchenlehre stammen. Die Forderung, Jesus als Opfer für den rachsüchtigen Zorn Gottes anzusehen, wird mit Bestimmtheit abgelehnt. Ebenso, was nicht auf den Heiland selber zurückgeht: die Lehre von ewiger Verdammnis oder vom Fegfeuer. Daß der Vater ein anderes Wesen ist als der Sohn, lehren die Stellen Joh. 10, 29; 14, 28; Mark. 10, 18; Luk. 18, 19; Matth. 19, 17. Was die Sündenvergebung angeht, so sagt Jesus nie: „Ich vergebe dir deine Sünden." In feiner Weise verwertet Dinter, was z. B. Markus über die Gemütsbewegungen Jesu berichtet; S. 286/87 erklärt er, was unter sittlichem Zorn zu verstehen sei. Etwas zu widersprechen scheint die Auffassung, die aus dem Bericht über Gethsemane das Zittern und Zagen streicht, weil es dem Heldentume Jesu widerspreche. Gewiß ist es richtig und nötig, nach Wagners Vorgang neuerdings immer wieder das Heldische des Christentums zu preisen. Aber vor einem Leidensweg, wie ihn Jesu gehen mußte, eine Stimmung durchzukosten, wie sie Jesus in Gethsemane überwältigte, das erscheint uns eines Heldentums nicht unwürdig. Über das ganze, aus lebendigem Eindrucke, nicht aus Dogmen gebaute Verhältnis zum Heilande findet Dinter einfach-schöne Worte, wo er vom Vertrauen spricht (S. 239).

Die tatkräftige Begeisterung spendet die Kirche ihren Anhängern nicht gerade häufig. Das „kümmerliche Leben innerhalb der Kirchenmauern", den „geistigen Tod", den die Kirche bei vielen auf dem Gewissen hat, beklagen gewiß mit uns viele Geistliche beider Bekenntnisse. Aus Zuschriften an Dinter geht hervor, daß es oft die Angst ist, ums Amt zu kommen, was der offenen Aussprache im Wege steht. Freilich ergibt das Vorbild Jesu eine andere Haltung. Auf jeden Fall wollen wir keine Fortsetzung des schwachen und ohnmächtigen Christentums, sondern eine Kirche, die ihres Stifters würdig wäre an Mut und Feuer. Wenn eine Agende, die auf sechs Jahre berechnet ist, das Wichtigste aus Joh. 8 und Matth. 23 ausschaltet, so wollen wir die maßgebende Führung ernstlich daran erinnern, daß jedenfalls der Hauptinhalt der Evangelien vor dem Volke nicht beschwiegen werden darf.

Mit Dinters Beibehaltung der Wunder werden beiderlei Bekenntnisse zufrieden sein, ohne freilich die genaueren Zusammenhänge zu billigen. Denn die Wunder werden im Sinne der sogenannten Geistlehre gedacht. Zwar verteidigt Dinter seine Auffassung als undogmatisch; zwar unterscheidet und trennt er seine mehr philosophische Richtung vom Aberglauben oder Mißbrauch der Kreise, die den gewöhnlichen Spiritismus vertreten. Allein ganz überzeugt haben uns auch die spiritualistischen Ausführungen Dinters nicht und namentlich will es uns nicht einleuchten, daß seine Lehre mit dem Wirken Jesu in eine notwendige und unlösbare Verbindung gebracht werde. Es mag sein, daß manche, gleichsam zum Übergang, den Wunderglauben vorerst als gerettet betrachten. Doch steckt in Dinters Darlegung zu viel Theorie, welche mit religiösem Leben keine Mischung eingehen kann. Es sei noch erwähnt, daß auch die derbe Erzählung der besessenen Säue angenommen wird, wogegen andrerseits die Himmelfahrt ins Reich der Einbildungskraft gehöre.

Der ganze Aufwand an Erläuterungen, welche die Geistlehre rechtfertigen sollen, ist überhaupt zu breit gediehen. Auch sonst nehmen die Erklärungen, wiewohl wir ihren Wert nicht verkennen (z. B. ist treffend, was S. 268 über die Einsamkeit

gesagt wird) eine allzu offene Rücksicht auf neuzeitliche Zustände und Namen. Von Schleiermachers Predigten rühmt Wilhelm von Humboldt, daß sie in solchen Andeutungen unvergleichlich taktvoll seien. Dinter kann ja sonst jederzeit und in jedem Buche offen reden: ein Evangelienbuch verträgt nicht gut die einzelne Bezugnahme auf die Gegenwart. Eher hätten wir eine kurze Aufreihung verwandten Schrifttums erwartet.

Noch einige Einzelheiten: Luk. 16, 9: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon — deutet Dinter in entgegengesetztem Sinne. Doch ist fraglich, ob das Scheltwort Mammon in guter Bedeutung möglich ist. Man kann doch auch nicht sagen: Rechtsbolschewismus. — Das an einigen Stellen auftauchende ἐμβριμάομαι scheint ursprünglich vom Schnauben der Rosse gebraucht. — Sonderbar ist, daß Dinter mehrmals das Vorkommen von griechischen Wörtern zählt, wo er nur Schmoller nachzuschlagen gehabt hätte. — Die Verdeutschungen πραΰς = milde ohne Bitterkeit, Materialismus = Stoffwahn, Materialist = Stoffanbeter sind wohl zu beachten. — Mit der Umordnung des Inhaltes von Joh. 2—5, 7—10, 13—16 können die Leser sehr zufrieden sein. Das Johannesevangelium leidet unter einem Durcheinander, das Dinter auf bemerkenswerte Weise erklärt.

Alles in allem: Diese Zusammenfassung der Evangelien ist als ein erster Versuch, die Geschichte des Heilands für die Gegenwart rein und unverfälscht wiederherzustellen, eine bedeutende Leistung, und namentlich für die Deutschkirche eine willkommene Gabe.

Dr. **Karl Grunsky.**

Bayreuther Kreise.

Trotz aller Not der letzten Jahre ist in Deutschland das geistige Leben nicht auszurotten gewesen. Die Tätigkeit der Verleger wendet sich zwar Wertlosem wie Wertvollem zu. Aber sie bildet doch einen gewissen Maßstab, wenn man ermessen will, was auf geistigen Gebieten erstrebt und geleistet wird. Die Sammler haben jetzt genaue, mit verblüffender Feinheit ausgeführte Nachbildungen ganzer Partituren des Meisters: Siegfriedidyll, Tristan und Isolde, Meistersinger sind in diesem ursprünglichen Gewande erschienen. Der Dreimaskenverlag in München, der auch andere Faksimiledrucke berühmter Musikerhandschriften herstellt, hat dem Hause Wahnfried fünfzehn Stücke der Tristanpartitur zur Verfügung gestellt; ihr Erlös fließt der Bayreuther Festspielstiftung zu. Ein Beispiel, der Nachahmung wert! Zur Lebensgeschichte Wagners bringt neuen Stoff das 700 Seiten starke Buch von Gottfried von Böhm über Ludwig II., sein Leben und seine Zeit (Hans Robert Engelmann, Berlin, 1922). Es vertritt dem Meister gegenüber mehr den Standpunkt des wirklichen Münchener als des geistigen Bayreuthers. Aber es liegt ja nur an uns Lesern, das fleißig ausgebreitete Gewebe der einzelnen Geschehnisse mit philosophischer Gelassenheit zu prüfen und Ereignisse wie die Vertreibung aus München als das zu erfassen, was sie sind und bleiben: als Notwendigkeiten, welche der Widerstand gegen den Genius mit sich bringt. Hätte sich Wagner jeden Abend ins Bräuhaus gesetzt, um die Spießer zu unterhalten, hätte er den Zeitungen den Hof gemacht, er wäre nicht anders behandelt worden. Diesen Standpunkt haben wir auch in Besprechung des Werkes von Sebastian Röckl: Ludwig II. und Richard Wagner (Oskar Beck, München; zweiter Band 1920) zum Ausdruck gebracht und Glasenapp hat uns darin zugestimmt.

Des Meisters Schriften über Beethoven hat Dr. Adolf Spemann für seine Musikalischen Volksbücher gesammelt (Engelhorn, Stuttgart, 1923). Die Anordnung ist geschickt getroffen. Aus der Wagnerenzyklopädie Glasenapps ließen sich auch die Ausführungen über Mozart und Weber herausziehen. Wagners Zusammenhang mit den Großen vor ihm wird durch derartige Einzelsammlungen aufs schönste beleuchtet.

Neue Auflagen haben zwei Bändchen Hans von Wolzogens erlebt, welche der Sammlung „Die Musik" angehören (jetzt herausgegeben von Arthur Seidl, verlegt von Kistner und Siegel-Linnemann): das fein ausgewählte Wagner-Brevier und Bayreuth, worin das Wesentliche eindringlich und überzeugend gesagt ist. Beide Büchlein haben schönen Bildschmuck. Viel Freude erleben die Leser der Lebenserinnerungen Hans von Wolzogens, die als „Lebensbilder" bei Bosse (in Regensburg) erschienen. In der deutschen Legende Longinus (Jungdeutscher Verlag, Kassel, 1924) schildert Hans von Wolzogen als Dichter in wirkungsvoll dramatischer Form, was die Germanen vermochte, der christlichen Botschaft zu vertrauen. Dieses gedankenreiche Bändchen enthält den Kern der Wolzogenschen Lebensweisheit und bietet insbesondere den Bestrebungen der Deutschkirche Nahrung und Werbestoff dar. In zweiter Auflage sind ferner seit 1922 die feinsinnigen Untersuchungen über die Ringdichtung wiedererschienen, die Robert Saitschik unter dem Titel „Wotan und Brünnhilde; die Geburt der Seele" (für Oskar Beck in München) schrieb. Sie werden den Besuchern der Festspiele willkommen sein. In diesem Zusammenhange möchten wir eines Schriftstellers gedenken, der uns zunächst fern zu stehen scheint, den wir aber nicht ohne Nutzen kennen lernen: es ist Emil Lucka, der im ersten Teile der Grenzen der Seele das Tragische untersucht, mit allen Begriffen, die sich anschließen, so das Komische, das Erhabene, das Dämonische, das Schicksal (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Was im Zusammenhang dieser wahrheitsuchenden, nicht selbstgefällig spielenden Ausführungen über Beethovens Neunte, über seine Messe und letzten Werke, dann über die Parsifaldichtung verlautet, das fördert sicher unsere Erkenntnis, und es ist auch da nützlich zu lesen, wo wir uns den Sinn der Dichtung anders als Lucka deuten. Nun wenden wir uns vom Meister zu denen, die ihm oder seiner Kunst nahestanden.

Die neueste Sammlung von Liszt briefen sind die von La Mara gesammelten Briefe an seine Mutter (Breitkopf und Härtel, Leipzig 1918). Sie atmen eine rührende Anhänglichkeit. Liszt war ein gehorsames Kind, das den Eltern vertraute. Es gab nie Zerwürfnisse. Nach dem frühen Tode des Vaters folgte der Jüngling bis zur eigenen Reife dem Rate der Mutter. Zeitlebens blieb er mit ihr in treuer Verbindung. In Fällen, wo seine Ausnahmenatur schwierig zu verstehen war, wußte er sie immer wieder zu beruhigen. Dabei fällt (1844/45) das schöne Wort: „Jeder, der sich seines Werkes bewußt ist, verfolgt ein Ziel auf Erden. Ich fühle, daß ich dem meinen entgegengehe, und das genügt."

Aus dem Bayreuther Umkreise gedenken wir noch einiger Neuauflagen von Büchern, die uns lieb und vertraut sind. So wird Heinrich von Stein mit Wärme geschildert und in Auszügen und Dialogen vorgeführt von Friedrich Lienhard im ersten Bande der Wege nach Weimar, die den Idealismus erneuern helfen (Greiner und Pfeiffer, Stuttgart, achte Auflage). Das Lebensbild der Malwida von Meysenbug hat uns Berta Schleicher in München in warmherziger und klarer, besonnener Darstellung entrollt (jetzt Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, dritte Auflage). Dieselbe Verfasserin gab einen ersten

Band Briefe von und an Malwida von Meysenbug heraus, dem bald ein zweiter folgen soll, (jetzt Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Diese Briefe bergen ganz abgesehen von dem Reize, den die Persönlichkeit der großen „Idealistin" ausstrahlt, eine Geschichtsquelle, die wohl zu beachten ist, und aus der man lange schöpfen wird. Ein bekanntes Buch, dem vieles zu entnehmen bleibt, ist auch die eigene Lebensbeschreibung der Adelheid von Schorn, „Zwei Menschenalter" betitelt, Erinnerungen und Briefe aus Weimar und Rom enthaltend. Die vierte bildgeschmückte Auflage hat Friedrich Lienhard eingeleitet (Greiner und Pfeiffer, Stuttgart 1923). Vor allem ist es Liszts ehrwürdige Gestalt, die hier im Spiegel einer gütigen Persönlichkeit hervortritt. Die engsten Beziehungen verband Adelheid von Schorn mit der Fürstin Wittgenstein. Dieser Freundschaft verdanken wir eine Bereicherung unserer Kenntnisse, die wir, wenn sie auch nicht lauter Erfreuliches zu Tage fördert, namentlich deshalb hoch anschlagen, weil andere Briefe der Fürstin noch fünfzig Jahre versiegelt bleiben.

Zur Bayreuther Bewegung stand in nahem Verhältnisse der Gelehrte Leopold von Schroeder, den uns leider das letzte böse Jahrzehnt entrissen hat; er lernte noch die Notzeit nach dem Kriege kennen. Seinem Freunde Chamberlain hat er ein Denkmal gesetzt, indem er den Abriß seines Lebens entwarf (Houston Stewart Chamberlain; J. F. Lehmann, München, 1918). Uns allen ist bekannt oder sollte bekannt sein Schroeders wundervolles Buch über Die Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth (J. F. Lehmann, München). Die gelehrten Bücher seines Faches sind bei Haessel in Leipzig erschienen. Zu den Hauptwerken zählt die Arische Religion, von der zwei Bände da sind, welche den altarischen Himmelsgott als das höchste gute Wesen, sodann die Naturverehrung und die Lebensfeste der Arier erforschen; ein dritter Band steht noch zu erwarten. Ein anderes Werk ist Indiens Literatur und Kultur gewidmet, deren geschichtliche Entwicklung verfolgt wird. Eine Ergänzung dazu bilden die Reden und Aufsätze, vornehmlich über Indiens Literatur und Kultur, (mit einem Bilde des Gelehrten). Dazu käme für unsere der Anregung zugänglichen Leser und Besucher des Bühnenweihfestspiels etwa noch die Übersetzung der Worte der Wahrheit, einer Spruchsammlung, die zum buddhistischen Kanon gehört. Vielleicht geben diese Winke bei manchem den Anlaß, Schroeders Gedächtnis in lebendige Aneignung seiner Gedankenwelt umzusetzen.

Dr. **Karl Grunsky.**

Bach-Studien.

Wilhelm Werker: Studien über die Symmetrie im Bau der Fugen und die motivische Zusammengehörigkeit der Präludien und Fugen des Wohltemperierten Klaviers von Joh. Seb. Bach, I. Teil: Präludien und Fugen 1—12. 356 Seiten Großoktav. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1922.

Wilhelm Werker: Die Matthäuspassion. 96 Seiten Großoktav. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1923.

Wir haben zweierlei Richtungen, in denen sich die Musikästhetik bewegt: sie sucht das Geheimnis musikalischen Ausdrucks, oder unter Verzicht auf Gefühlsregung die Gesetze der Form. Am Ziele sollten eigentlich beide Richtungen zusammentreffen. Die Querfäden zwischen Form und Ausdruck sind am schwierigsten einzuweben. Man versteht, warum ernste musikalische Denker wie August

Halm, Ernst Kurth, Alfred Lorenz vor allem darüber Rechenschaft ablegen, was der Erörterung am ehesten zugänglich ist: über Form und Aufbau, über den Willen und die Bewegung der musikalischen Kräfte. Werker betritt als Verfasser der beiden Schriften das Gebiet des Rhythmischen. Er glaubt innerhalb der Fuge neue Formgesetze nachweisen zu können und geht sodann dem Gedanken nach, der zwischen Präludium und Fuge motivische Beziehungen vermutet. Im Präludium als freier Suchform (der italienische Name heißt Ricercar) gewinne der Tonsetzer allmählich sein Thema, das dann als gesuchte Form (als strenges Ricercar) „aufgesetzt" und „verfertigt" werde, wie sich Bach ausdrückt. Unermüdlich spürt der Verfasser dem Wuchse der Bachschen Fuge nach und findet ihn, gleichsam als Veränderung *vor* dem Thema, im Boden des Präludiums wurzelnd und aufsteigend.

Nun ist es aber nicht immer ganz leicht, den einzelnen Nachweisen zu folgen. Es läßt sich in Bachs Linienführung vieles hineinhören, und man hat manchmal den Eindruck, daß die Ergebnisse herbeigezwungen sind. Die Gegenfrage wäre, wie beschaffen eigentlich ein Thema sein müßte, um *nicht* in einem vorausgehenden Präludium entdeckt zu werden. Nach Werkers Auffassung wird die Fuge zu einer mehr wissenschaftlichen, beinahe mathematisch zu lösenden Aufgabe. Alle Achtung vor der Mathematik, in der es auch geniale und nichtgeniale Begabung gibt: aber was bloß errechnet wäre, entfernte sich vom Erfühlten; Zahlenspiele helfen nicht zum Verständnisse einer Musik. Die Schläge des Herzens sind ebenso wichtig wie die Ziffern der Takte.

Obschon das zweite Buch dieselbe Bahn einschlägt, scheint es doch einen besseren ästhetischen Gewinn abzuwerfen, da bei der Matthäuspassion die Rücksicht auf die dichterische Unterlage einwirkt. Wertvoll ist die Erkenntnis, daß die Stücke, aus denen sich die Passion zusammensetzt, nicht in gleichgiltiger, beziehungsloser Folge, sondern nach offenkundigem Plane aneinandergereiht sind. Diese Erkenntnis verbietet Auslassungen, wie sie noch Kretzschmar im Konzertführer anheimgibt. In fesselnder Untersuchung erörtert Werker die Verschiedenheiten des Haßlerschen Chorals, der im Mittelpunkte der Passion steht. Unter den sogenannten begleiteten Rezitativen entdeckt er das „motivumwobene" Rezitativ, das sich zur Arie verhält wie vorbereitendes Präludium zur Fuge. Aus seinen Erkenntnissen über den Bau der ganzen Passion zieht Werker auch den Schluß, daß die Lukaspassion nicht von Bach sein könne. Zuletzt gibt er einen Aufführungsplan. Auch die 140. Kantate wird behandelt. In Bachs Deklamieren findet der Verfasser Ähnlichkeiten mit Hugo Wolf, so das Aufhören der Singstimme vor der Kadenz. Es wäre Zeit, auch einmal Bachs Gesangweise mit der Wagnerschen zu vergleichen.

Dr. **Karl Grunsky.**

Ein Griff in die Gegenwart.

Wie wir immer eifriger bemüht sind, deutsches Wesen in der Gegenwart selber zu behaupten, davon möge der folgende Rundgang Zeugnis ablegen. Natürlich kann er nur eine erste Umschau zeitigen, so rasch und knapp, wie man oft von ungeduldigen Führern durch allerhand Sehenswürdigkeiten hindurchgetrieben wird, ohne verweilen zu dürfen. Doch bleibt von solchen Eindrücken immerhin auch der Vorsatz zurück, dies oder jenes ein zweitesmal, das heißt, genau und behaglich zu sehen und in sich aufzunehmen.

Eine Tat der Gegenwart ist das unverdrossene Hinabsteigen und Hinabtauchen in die graueste Vorzeit und Vergangenheit, nicht um Vergessenheit zu trinken,

sondern Wissen und Selbstbewußtsein zu schöpfen. Über das ehrwürdige Hakenkreuz, das auf attischem Geschirr ohne polizeiliche Genehmigung prangte, gibt eingehenden Aufschluß Jörg Lechler („Vorzeit", Band 1; Kabitzsch, Leipzig), mit Zuhilfenahme alles erreichbaren Bildschmucks. In gedrängter, übersichtlicher Form weisen über das Hakenkreuz zurecht Theobald Bieder (der Verfasser der Geschichte der Germanenforschung) und Ludwig Wilser; die Verleger sind Theodor Weicher in Leipzig und der Sisverlag in Zeitz. Beide benützen zur Veranschaulichung Abbildungen. Denkmäler deutscher Geschichte hat übersetzt Ludwig Wilser (Th. Weicher, Leipzig); nachdem der unermüdliche Forscher November 1923 verschieden ist, wird die Sammlung hoffentlich fortgesetzt. Furchtbar sind die Verluste, die unsern Geschichtsquellen romanischer Eifer zugefügt hat. Das Übriggebliebene müssen wir um so dankbarer und emsiger nützen. Ludwig Wilser hat u. a. auch ein Werk über Die Germanen hinterlassen, als Beitrag zur Völkerkunde; es enthält Urgeschichte, Rasse, Geschichte, Kulturgeschichte (zwei Bände, Th. Weicher). Die Grundlagen der germanischen Geschichte baut Willy Pastor in dem umfangreichen, bildgeschmückten Werke Deutsche Urzeit (H. Haessel, Leipzig 1922). Derselbe Verfasser gibt seine Auffassung der deutschen Sagenwelt in dem Buche „Naturgewalten — Göttergestalten" (Th. Weicher). Ein Werk, das gelehrteste Ansprüche befriedigt, ist Die Religion der Indogermanen in archäologischer Beleuchtung von Georg Wilke, dem bekannten Verfasser der Archäologischen Erläuterungen zur Germania des Tacitus; beides bei Kurt Kabitzsch in Leipzig. Das Buch über die indogermanische Religion bildet den 31. Band der großartigen Mannus-Bibliothek des verdienten Verlags. Auch dieser Band kargt nicht mit Abbildungen. Wilke behandelt alle Stufen religiösen Wähnens und Schaffens unter dem Gesichtspunkte von Beweisstücken aus dem Befunde der Ausgrabungen. Es ist dabei merkwürdig, daß gerade der väterliche, liebende Himmelsgott, der über allem waltet, erst in jüngerer Zeit, nämlich im ägäischen Formenkreise und in Griechenland bildnerische Spuren hinterließ. Wir empfehlen dieses 1923 veröffentlichte Buch als eine unversiegliche Quelle der Belehrung.

Wir haben früher wiederholt auf die Geschichtswerke Prof. Dr. Heinrich Wolf's aufmerksam gemacht. Ganz eigenartig sind seine Betrachtungen in der Angewandten Geschichte und Angewandten Kirchengeschichte. Diesen beiden wertvollen Gaben, die bei Tausenden das geschichtliche Verständnis belebten, hat der Verlag Th. Weicher jüngst eine dritte hinzugefügt, die unter der Bezeichnung Angewandte Kulturgeschichte Mythus, Sage und Dichtung vorlegt. Der Kenner der griechischen Gedankenwelt erörtert den Wert der Schöpfungen jener luftigen Gebilde und bespricht die Beziehungen zur Wirklichkeit, die ja in jedem Mythus stecken. Ebenso wird das Judentum nachgeprüft, die hellenistische und römische Kultur aufgezeigt und dann unser germanisches Volkstum scharf daraufhin angesehen, was in ihm Fremdes aufging. Das Mittelalter brachte in geradezu tragischer Weise eine Unmenge fremder Einwirkungen. Erst die neue und neueste Zeit läßt den Gedanken emporsteigen, daß wirs uns auch einmal bei uns selber wohl sein lassen mögen. Wie man im Schulunterricht die Heimatkunde anders als bisher gestalten könne, lehrt E. Hauptmann (Th. Weicher). Von Dr. Hans Günthers Rassenkunde des deutschen Volkes (J. F. Lehmann, München) ist ein ganz kurzer Abriß erschienen, verfaßt von Dieter Gerhart. Der Erfolg beider Schriften, der die kühnsten Erwartungen überstieg, darf uns freuen als Zeichen der reifenden Zeit.

Freilich, gegen gewaltige innere und äußere Mächte müssen wir noch weiter

ankämpfen, wenn wir zu uns selber kommen wollen. Eine Schrift von Dr. Gotthard Ost: Der unpolitische Deutsche (Th. Weicher) verrät, wo ein Haupthindernis unserer Selbstbesinnung zu suchen sei. Zu den schlimmsten äußeren Feinden deutscher Regung zählt ohne Zweifel Loyola, den Konrad Ferdinand Meyer in seinem Hutten so scharf gekennzeichnet hat. Alfred Miller enthüllt uns in einem kleinen, an die Novemberereignisse anknüpfenden Schriftchen den Jesuitismus als Volksgefahr (Deutscher Volksverlag Dr. Ernst Böpple, München). Einen andern Hauptfeind nennt die Flugschrift Rom, Juda und wir von Dr. Albrecht Hoffmann (Karl Rohm, Lorch im Remstal). Außer den Büchern, die Henry Ford verbreitet, sind es namentlich die Protokolle der Weisen von Zion, welche die jüdische Gefahr auch solchen zum Bewußtsein bringen, die es bisher nicht übers Herz bringen konnten, die Juden von der allgemeinen Menschenliebe vorsichtig auszuschließen. Der Eindruck jener Enthüllungen hat manchen erschüttert. Man hat die Wahl zwischen drei Ausgaben: Auf Vorposten, Charlottenburg, Deutscher Volksverlag München, Hammerverlag, Leipzig. Um die Echtheit der Protokolle anzutasten, ist das Unglaublichste versucht worden. Ein Beispiel aus der Schrift Die entlarvten Judenfreunde von Rudolf Wiedemeyer (Deutscher Volksverlag, München): durch die Presse ging eine Berichtigung, es sei in London angefragt worden, ob dort wirklich im Britischen Museum die Protokolle unter Nr. 3296 und 17 eingereiht seien? „Es hat sich herausgestellt, daß dies nicht der Fall ist. Dieser Fall zeigt so recht die Verlogenheit der Judengegner." Die Sache ist so: am 10. August 1906 lief das Buch in London ein und wurde unter 3926 D 17 eingereicht. Der Leser übersehe nicht die kleine Verschiedenheit der Zahlenangaben.

Das ist Geist vom Talmud. Über ihn muß man sich gründlich Rats holen etwa in Alfred Rosenbergs Unmoral im Talmud (Deutscher Volksverlag) oder im Talmud-Juden von Prof. Dr. August Rohling, der in zwei Ausgaben zur Hand ist, bei Götting in Hamburg und bei Karl Rohm in Lorch (Württemberg). Der Talmud war es auch, der Luther 1543 zu seinen Angriffen gegen das Judentum begeisterte: Wider die Juden und ihre Lügen, und Schem Hamphoras; man lese Alfred Falb: Luther und die Juden (Deutscher Volksverlag). Im Hammerverlag erschien kürzlich von Alfred Falb: Luther und Marcion gegen das alte Testament (Hammerverlag, Leipzig). Damit sind wir bei einer Lebensfrage der christlichen Kirche: wird sie den Mut haben, das Jüdische abzuschütteln? Harnack betont in seinem Marcion, daß jede Art Gleichstellung des Alten mit dem Neuen Testamente unstatthaft sei. Klar habe dies schon Schleiermacher erkannt. Die evangelischen Kirchen „fürchten sich vor den Folgen eines Bruchs mit der Überlieferung, während sie die viel verhängnisvolleren Folgen nicht sehen oder mißachten, die fort und fort aus der Aufrechterhaltung des alten Testamentes entstehen." Diesen Worten pflichten wir ohne Einschränkung bei. Es ist jüngst bei Th. Weicher ein Büchlein erschienen, das die besorgte Frage aufwirft: „Das Alte Testament eine heilige Schrift?" Ähnliche Richtung bahnt die Untersuchung über Jahwes Doppelgesicht von Karl Haug (Karl Rohm, Lorch). Die wissenschaftliche Begründung, warum wir aufs Alte Testament vom religiösen Standpunkte aus zu verzichten haben, liefert Friedrich Delitzsch mit der Großen Täuschung, die glücklicherweise, nachdem sie vergriffen war, in einer Neuausgabe bei Karl Rohm in Lorch (Württemberg) wieder aufgetaucht ist. Entscheidend ist namentlich das, was Delitzsch über die oft verteidigten Propheten beibringt. Wenn sich trotz unzweideutiger Sachlage Männer wie Sellin oder Reinhold Seeberg nicht zu den

Folgerungen entschließen können, so ist dies eben ein Beweis, daß althergebrachte Meinungen manche gute Einsicht verbauen können. Mit beiden setzt sich übrigens Pastor Bublitz in Nr. 8 der „Deutschkirche" auseinander.

Einer der ehrwürdigsten Vorkämpfer gegen den Irrtum, welcher den jüdischen Gottesbegriff arisch und christlich umdeutet, ist Theodor Fritsch. Wer in seine Denkweise eindringen und den Verfasser des Buchs Der falsche Gott näher kennen lernen will, lese in der stattlichen Sammlung Neue Wege (Hammerverlag), was dieser unerschrockene Geist in den Kämpfen des Tages vorgebracht hat; Paul Lehmann hat die Herausgabe dieser Aufsätze besorgt, die eine staunenswerte Fülle von Wissen offenbaren. Inzwischen hat sich auch der Spott seine Lacher gesucht, wie am Anfang der Reformation. Neue Briefe von Dunkelmännern, von Egbert Meinert, enthüllen eine Geschichte, wie sie sich hundertfach begeben mag, im brieflichen Spiegel der Beteiligten (Karl Rohm, Lorch). Über Heinrich Heine giebt es eine kleine Aufklärungsschrift von H. Nord bei Arthur Götting in Hamburg. Eberhard König widmet der deutschen Jugend Zeitgedichte „Wehe, mein Vaterland, dir!" (Erich Matthes, Leipzig 1924). Über zwei Männer, die in aller Munde sind, hat Adolf Viktor von Koerber (den wir im Sommerstück 1923 der Bayreuther Blätter als Verfasser des Büchleins: „Der Feind im Land" empfahlen) je in eigenem Zusammenhang Aufklärung gegeben: wir meinen Adolf Hitler und Ludendorff; die beiden wichtigen Schriften sind Volksgut im wahrsten Sinne. Wenn sich ein an höchster Stelle Befindlicher mit einem Arbeiter (geistreicher: Arbeitnehmer) in der gleichen Gesinnung findet, so ist offenbar das, was Volk und Militär sonst trennte, geschwunden. Es soll aber Leute geben, die mit einer derartigen Vereinigung immer noch nicht ganz zufrieden sind. Koerbers Schriften erschienen im Deutschen Volksverlag in München, wo auch Hans von Wolzogens Deutsche Sprüche quellen, von denen das letzte Heft weitere Proben mitteilte. Wer zurückverfolgen will, wie sich das deutsche Bewußtsein allmählich füllt, wie es immer kräftiger erstarkt, den weisen wir auf Theobald Bieders Geschichte der Germanenforschung hin (Th. Weicher), ebenso auf das Buch Der deutsche Gedanke von Prof. Dr. Adolf Rapp, der die Entwicklung seit dem 18. Jahrhundert beschreibt. In demselben Verlage, der dieses höchst wertvolle Werk brachte, nämlich bei Kurt Schroeder in Bonn, erschien 1923 eine wissenschaftliche Abhandlung über Die Staatsphilosophie Schleiermachers, von dem unsern Lesern nicht unbekannten Dr. Günther Holstein; wir dürfen sie der Beachtung unserer Leser aufs wärmste empfehlen.

Dr. **Karl Grunsky.**

Rassenkunde des deutschen Volkes.

Von Dr. **Hans Günther.**

In dem bekannten deutsch-völkischen Verlage von J. F. Lehmann in München ist in Günthers Rassenkunde des deutschen Volkes (3. Auflage) ein ausgezeichnetes Werk erschienen, das zum ersten Male die Ergebnisse der Rassenforschung einem möglichst weiten Leserkreise zugänglich macht ohne in den naheliegenden Fehler der Popularisierung der Wissenschaft zu verfallen. Der Zweck des Buches ist „den Blick zu schärfen oder besser überhaupt einmal einen Blick, ein Verständnis, eine Aufmerksamkeit auf die rassenhafte Bedingtheit der Umwelt und Geschichte zu wecken". In der Tat, die Unwissenheit in Rassenfragen, die Verständnislosigkeit gegenüber rassischen Bedingtheiten ist geradezu ungeheuerlich, selbst in den Kreisen,

die von Berufswegen Interesse dafür haben müßten, bei Ärzten, Richtern, Lehrern. Und in der Wissenschaft ist die Rassenkunde, als physische Anthropologie, auf die Erforschung körperlicher Merkmale und Anlagen sich beschränkend, neben der historischen Wissenschaft hergegangen, ohne daß es bisher einem Historiker beigefallen wäre einmal Geschichte vom rassenkundlichen Standpunkt aus zu schreiben und die seelischen Anlagen eines Volkes als durch das Blut bedingt zu werten.[1]) Alles Geschehen ist letzten Endes seelisches Geschehen und „die Rassenfrage ist der Schlüssel zur Weltgeschichte" — das mußten wir uns von einem rassenstolzen Juden, dem einstigen englischen Premierminister Disraeli sagen lassen! Somit erscheint Günthers Werk geradezu als eine Notwendigkeit. Er stellt zunächst den Rassenbegriff fest und deckt dabei all die irrtümlichen Vorstellungen, die sich damit verbunden haben (Verwechslung von Rasse und Volkstum, Gleichsetzung von Rassen- und Sprachgrenzen) (S. 13). Annahme der Entstehung von Mischrassen (S. 236) auf. — Die Schilderung der vier europäischen Rassen (nordisch, ostisch, westisch, dinarisch) ist eingehend und durch reiche Bilderbeigaben unterstützt, aber wie unsicher noch vieles auf dem Gebiet der Rassenforschung ist, bezeugen die zahlreichen geklammerten Fragezeichen sowie die von ihm selbst aufgeworfenen und nicht beantworteten Fragen. Durchaus berechtigt ist die glatte Ablehnung der Möglichkeit der Vererbung erworbener Eigenschaften und der flachen „Milieutheorie" (Umbildung einer Rasse durch Umweltseinflüsse, Ebene, Gebirge, Ernährung), nur scheint er mir einen — freilich rätselhaften — Faktor dabei zu übersehen: die geheimnisvolle Kraft der Landschaft an sich, nicht ihrer äußeren Struktur. Wenn Gould und Baxter nachgewiesen haben, daß die eingewanderte Bevölkerung Nordamerikas, gleichviel welcher Abstammung, der ausgerotteten von Generation zu Generation immer ähnlicher werde und Boas gezeigt hat, daß die in Amerika geborenen Kinder langköpfiger sizilischer und kurzköpfiger deutscher Juden die gleiche Kopfform haben, so sind doch solche Behauptungen viel zu bedeutsam als daß man sie ignorieren dürfte, selbst wenn sie irrtümlich wären oder wenigstens für Europa nicht zu stimmen scheinen. Überhaupt: wenn die Wissenschaft heute wieder zur Annahme der Einstämmigkeit (Monogenese) des Menschengeschlechtes neigt — wie sollen sich die bei Festhaltung des von Günther aufgestellten Rassenbegriffs großen Rassenunterschiede dann erklären lassen, wenn nicht durch terrestrische oder kosmische Einwirkungen?

Von besonderem Interesse ist die Darstellung der vorgeschichtlichen Ausbreitung der Nordrasse, und die Zurückführung des Nieder- oder Untergangs nordrassisch bedingter Kulturen auf die allmähliche „Entnordung", d. h. die Auflösung der nordischen Oberschicht in untergeschichtete Rassenelemente durchaus wahrscheinlich.

Im Zusammenhang damit aber vermisse ich eine Stellungnahme zu Spenglers im zweiten Band des Untergangs des Abendlandes aufgestellten Rassentheorie, der längst vor der 3. Auflage des Güntherschen Buchs erschienen war. Seine übrigens sehr ruhig, ja freundlich gehaltene Kritik der Spenglerschen Untergangs-These bezieht sich nur auf den 1. Band, in dem Spengler die Rassenfrage als solche überhaupt nicht behandelt. In der Betonung der Bedeutung des Blutes berühren sich beide trotz grundsätzlich verschiedener Auffassung des Rassenbegriffes. Unbedingte Klarheit kommt aber auch durch eine Kritik der Spenglerschen Hypothese von der Entstehung einer neuen Kultur noch nicht in diese Frage, wenigstens ergibt sich bei der Nebeneinanderstellung der mykenischen

[1]) Wenn auch Anfänge einer Geschichtsbetrachtung auf rassenkundlicher Grundlage bereits vorliegen (Chamberlain, die Grundlagen des 19. Jahrhundert. Vacher de Lapouge, Woltmann, bis zu gewissem Grade auch O. Seeck).

und hellenischen Kultur ein neues Problem: beide sind nordrassisch bedingt, der Burgenbau der mykenischen Kultur entspricht durchaus der Gepflogenheit der Nordrasse im Eroberungsgebiet, die Leichenverbrennung, der Holzbau sind nordrassisch (vgl. S. 278 ff. 330 ff.). Auch Wilhelm Worringer (Formprobleme der Gotik) vermutet die nordische Herkunft der dorischen Säule, und durchaus nordrassisch erscheint die Heldendichtung Homers wie auch das griechische Schönheitsbild. Beide Kulturen aber sind grundverschieden, und es ist nicht einzusehen, warum die nordrassische Völkerwelle, die die hellenische Kultur ins Leben rief, zwar die Leichenverbrennung mit brachte, aber den Steinburgenbau aufgegeben haben soll, den die mykenische offenbar auch durch Wanderung der Nordrasse bedingte Kultur überall aufweist, während sie Leichenbestattung annahm. Die Schlußkapitel handeln von der Gegenwart, d. h. von der durch fortgesetzte Entnordung drohenden Gefahr des Untergangs des Abendlandes und der Aufgabe ihr zu begegnen, deren Erfüllung Günther in einer dem kategorischen Imperativ Kants nachgebildeten Formel zusammenfaßt:

„Handle so, daß du die Richtung deines Willens jederzeit als Grundrichtung einer nordrassischen Gesetzgebung denken könntest." Demnach kann „Deutschsein — nach Erkenntnis der rassischen Bedingungen deutscher Artung — nur noch bedeuten: sich für das nordische Bluterbe und für nordisches Wesen entscheiden (S. 429), denn „der zerflossene und immer wieder zerfließende Gedanke der „Menschheit" vermag immer nur zu entstalten, neu zu gestalten vermag nur der Gedanke der Volkheit, für uns Deutsche nur der Gedanke der Deutschheit. Deutschheit aber soll fortan nichts anderes mehr bedeuten als: Streben nach nordischer Art.

Sollen wir aber diesen kategorischen Imperativ, die Wiedervernordung, d. h. die Wiederversittlichung unseres Seelentums, die Günther als die faustische Sendung des deutschen Volkes bezeichnet, erfüllen, so ist es unbedingt notwendig auch unseren Todfeind, der uns um jeden Preis — er weiß es wohl, warum — darin zu hindern bemüht ist, genau zu kennen. Darum bringt Günther im Anhang eine „Rassenkunde des jüdischen Volkes", die in ihrer Kürze vielleicht das Beste ist, was je über dies Problem geschrieben worden ist, streng wissenschaftlich, leidenschaftslos und objektiv[2]), so objektiv, daß er sich, wo irgend angänglich auf jüdische Zeugnisse stützt, zeichnet Günther auf 70 Seiten ein so klares und überzeugendes Bild von der jüdischen Rasse, daß alles Weitere, was noch zu diesem Thema gesagt werden kann, nur mehr als Belege und Erläuterungen, nicht aber als Vertiefung gelten muß. Neu ist die sehr vorsichtig aber durchaus einleuchtend vorgetragene Hypothese, daß in geschichtlicher Zeit allein für das Judentum die Anbahnung der Entstehung einer neuen Rasse aus Mischung (Rasse 2. Ordnung) annehmbar sei (S. 235, 469). Es würde in dem völkischen Kampfe um Sein oder Nichtsein deutscher Art sich empfehlen, diesen Anhang als Sonderdruck herauszugeben. Denn wenn man auch im Allgemeinen behaupten kann, daß heute nur noch ein Schwachkopf oder Volksverräter judenfreundlich sein kann, so gibt es doch noch viele Laue, die nur aus Unkenntnis nicht gerade judenfeindlich sind. Günthers Ausführungen würden ihnen die Augen öffnen.

Alles in allem: das Buch ist eine wahrhaft erquickende Erscheinung. Mehr

[2]) Trotzdem hat natürlich das „nichtduftende" Jüdische Familienblatt — wir geben ihm hiermit seinen eigenen Ausdruck zurück — in seiner Kritik in einer eben ihm nur wesenseigenen Art das Buch begeifert. Die lieben Juden, die ihre anmaßende und zersetzende Kritik an allem üben, was nicht jüdischem Geiste sich fügt, vertragen eben anerkanntermaßen selbst keinerlei Kritik und sei sie noch so objektiv.

noch: es ist eine völkische Großtat. Seit dem Zusammenbruch hören wir täglich das Geschwätz von dem „inneren Aufbau" — weiß der Himmel was sich die meisten darunter vorstellen mögen — aber Taten? Hier ist eine solche; hier ist mit scharfen Strichen der Grundriß, ohne den ein Wiederaufbau überhaupt nicht möglich ist, gezeichnet, indem der Weg gezeigt wird zu dem schon von dem Bayreuther Meister als Schicksalsnotwendigkeit hervorgehobenen

„Erkenne dich selbst."

Dr. **Hermann Seeliger.**

Marcion und Marchicum.

Zwei sehr verschiedene Bücher möchte ich unseren Lesern empfehlen, wenn sie etwas Angenehmes und Nützliches kennen lernen wollen. Zwar: angenehm ist das erste dieser Bücher nicht eben zu nennen; dafür ist's auch nur ein Büchlein, und dafür ist sein Inhalt von nützlicher Bedeutung. „Marcion, ist das Alte Testament — eine „heilige Schrift"?" so heißt es. (Leipzig, Theodor Weicher, 64 S.) Natürlich ist's nicht vom alten Marcion, dem Lehrer eines Christentums ohne Altes Testament, aus dem 2. Jahrhundert, der leider s. Zt. nicht zu den Goten kam, — dann brauchten wir Deutsche des 20. Jahrhundert das unangenehm nützliche Büchlein nicht mehr! Es enthält nämlich eine erschreckliche Zusammenstellung von Sätzen und Sprüchen des Alten Testaments, woran auch der von Kindheit auf patriarchalisch-mosaisch beeinflußte Leser schaudernd erkennen müßte, welch eine dem christlich-deutschen Geiste urfremde Gottsvorstellung ihm doch eigentlich eingeprägt worden war, nämlich nicht nur abschreckende Beispiele jüdischer Sündhaftigkeit, sondern geradezu sündhaft anmutende Gefühle und Gebote einer recht wunderlichen, alten höchst unchristlichen Judengottheit! Allerdings: es fehlen dabei fast ganz die Psalmen und Propheten. Da fängt die eigentliche Schwierigkeit erst an; denn da ringen zwei Götter miteinander, unter der Vortäuschung einer religiösen Einigkeit. Im Grunde ist es die objektive Vorstellung vom Judengott und eine subjektive Moral des menschlichen Gottvertrauens, woran auch wir als religiöse Menschen innerlich anteilnehmen können. So bliebe denn noch die Aufgabe, beides zu trennen; aber niemals würde daraus für deutsche Christen eine unentbehrliche Glaubensgrundlage werden, als welche allein Jesus Christus für uns in unser Herz gelegt hat. Um an ihn zu glauben, brauchen wir keine Propheten, und ihm Lob und Dank zu singen, würde, wenn wir nichts von „dem König mit der Harfen wüßten", ein Johann Sebastian Bach auf seiner evangelischen Orgelbank uns am Ende genügen dürfen. Jedenfalls ist der neue „Marcion", dem der um die Deutschkirche so hochverdiente Hauptpastor Friedrich Andersen das Vorwort geschrieben hat, als ein Bahnbrecher zu einem freien Blicke in die Fremde des altgläubigen Semitismus zu begrüßen. Traurig nur, daß er noch so nötig war und bleibt, und daß es heute noch so nützlich ist, dergleichen zu lesen! Hätten wir das gereinigte alttestamentarische Erbauungsbuch, so wäre damit auch das Angenehme gewonnen, wenn gleich nicht im dogmatischen Sinne einer „heiligen Schrift". —

Das andere Buch ist — ganz anders und durchaus angenehm zu lesen und zu sehen: „Berlin im Wandel der Zeiten, eine Wanderung durch 3 Jahrhunderte, vom Schloß nach Charlottenburg, von Bogdan Krieger, mit 215 meist ganzseitigen Abbildungen und 7 Vierfarbtafeln" (Berlin-Grunewald, Herm. Klemm, 415 S.) — Wer heute „Berlin" hört, den schaudert's wohl auch, als Deutschen und als Christen; er denkt an das „verwandelte" Berlin der Zeit, an die moderne „Welt-

stadt", an Juda im Auto, eine Wanderung durch den Kurfürstendamm, an lauter unangenehme Dinge. Um so angenehmer liest und sieht es sich an, dies in jeder Hinsicht schöne Buch! Es besteht gleichfalls aus Zusammenstellungen, aber nicht nur fleißigst gesammelt, auch liebenswürdig plaudernd verbunden und ganz beseelt vom stoffverwandten altpreußisch vaterländischen Geiste: zeitgenössische Berichte aus 3 Jahrhunderten und dazu ebenso zeitgenössische Bilder. Man wird durch eine einzige Straße geführt, aber diese Straße ist gleich einer Stadt und erzählt eine ganze große Geschichte, die Geschichte Preußens und seiner Hohenzollernfürsten, die ihrer Residenz wie ihrem Staate ihren lebendigsten Charakter aufzuprägen wußten. Und der war deutsch, und was wir dabei empfinden, wenn wir uns einmal wieder zurückversetzen lassen in jene Vorzeit bis 1870, das ist ein herzliches Deutschgefühl. Mag es dem Altpreußen am Vertrautesten sein, jeder gute Deutsche kann dabei froh werden: das gehört auch zu seines Volkes Geschichte, das hat ihr Größe und Macht gegeben, da blühten seine schönsten Bürgertugenden, Heldenverehrung und Fürstentum, vaterländischer Stolz und arbeitsamster Dienst für's Allgemeine — bei einer, wenn alles sonst wiederkehrte, doch wohl nie also wiederkehrenden bescheidenen Gemütlichkeit. Unterhaltung, Erheiterung, Belehrung und Erhebung verdankt man diesem Buche, und was so besonders angenehm ist: ganz ohne Phrase und Hurrah, eine Gabe von Herzen zu Herzen, ein „Marchicum" — märkisches Geschichtsbuch — für Deutsche, ja, auch für Bayreuther. Hohenzollern und Bayreuth sind ja doch auch verwandt — o wie viel mehr als wie Altes und Neues Testament! —

Hans von Wolzogen.

Bayreuth und Draußen.

Aus den Vereinen.

Darmstadt. 336. V.-A. 9. 4. Klavierabend von Frau Frieda Kwast-Hodapp aus Berlin: Werke von Bach-Tausig, Beethoven, Brahms, Chopin.

Graz. Der 22. Mai ward gefeiert durch Dr. Wilhelm Kienzl's Vortrag des Parsifal-Vorspieles und Isoldens Verklärung; Herr und Frau Christian sangen die Brautgemachszene und Gralserzählung aus „Lohengrin", Frau Dr. Kienzl trug Goethe'sche Dichtungen vor.

Wien. Ak. W.-V. 24. 4. Klavierabend: Frl. Luise Helletsgruber, Mitglied der Staatsoper, Hrn. Artur Tauscher und Prof. Friedrich Wührer, nebst einem Streichsextett. 23. 5. Geburtstagsfeier: Siegfried-Idyll, Alex. Ritter aus dem „Faulen Hans", Peter Cornelius' Lieder, Franz Liszt, Dante-Sonate. Mitwirkende: Frl. Marie Mansfeld, Herren Kammersänger A. Bruckau, Prof. F. Foll, Emil Bock, Prof. Fr. Wührer.

Richard Wagnerverband deutscher Frauen.

Ortsgruppe Berlin. In der Vorstandssitzung am 29. Dezember 1923 wurde die bisherige I. Vorsitzende Frau Gräfin von Schlippenbach in dankbarer Anerkennung ihrer Verdienste einstimmig zur Ehrenvorsitzenden ernannt. An ihre Stelle trat die bisherige II. Schriftführerin Frau Direktor Witte. Außerdem gehören dem geschäftsführenden Vorstand an Frau Geheimrat Sternfeld (II. Vorsitzende), Frau Oberstleutnant von Rodenberg (Schriftführerin), Herr Fabrikbesitzer Walter (Schatzmeister). Zur Verstärkung des Stipendienfonds fand am 23. Februar 1924 in den Räumen der Frau Generaloberst von Moltke ein recht gut besuchter Richard Wagner-Abend unter gütiger Mitwirkung des Kammersängers Carl Braun (Staatsoper), Frl. Frida Mayer (Deutsches Opernhaus) und der Opernsängerin Frau Charlotte Jäger statt. Am Flügel unser stäts hilfsbereiter Ge-

heimrat Sternfeld. 557 ℳ konnten dem Fonds zugeführt werden. Am 14. April fand bei Frau Gräfin Schlippenbach ein Salon-Konzert des Kammersängers Walter Kirchhoff statt: „Schmerzen" und „Träume", Siegmund Lenzeslied, Gralserzählung, Beethoven: „An die unsterbliche Geliebte", dessen Ertrag ebenfalls dem Stipendienfonds zufließt.

Ortsgruppe Eisenberg. In dem kleinen thüringischen Städtchen besteht seit dem 22. Mai 1924 eine neue Ortsgruppe des R. W.-Vereins d. Fr., welche nach den Vorträgen zur „Einführung in Parsifal" von Herrn Otto Daube unter Vorsitz von Frau von Schrödel-Sinnau auf Friedrichs-Tanneck gegründet wurde.

Ortsgruppe München. Herr Adolf Vogl hielt vom 14. 4. an 6 wöchentliche Vorträge bedeutenden Gehalts über den „Ring des Nibelungen".

Ortsgruppe Nürnberg. Am 27. März 15. Hauptversammlung. Die Vorsitzende Frau Konsul Lambrecht eröffnete die Versammlung und hieß besonders die neuen Damen des Vorstandes und des Ausschusses, Frau Reinwald-Endreß, Frau Studienprofessor Hirschmann, Frau Reichsbankrat Schultze, Freiin v. Ebner, Frau Dr. Rudolf Kreutzer und alle im Jahre 1923 neu hinzugetretenen Mitglieder herzlich willkommen. Dem Jahresbericht ist zu entnehmen, daß das Jahr in stiller, aber rastloser Tätigkeit verlief. Trotzdem manche in harter Mühe errungene Summe bis zur Ablieferung in ein „Nichts" zusammenschmolz, hat sich doch der Nürnberger Verband über Wasser gehalten; es glückte sogar, daß das Jahr 1923 mit namhaften Zuwendungen für Stipendien an die Bayreuther und Deutsche Festspielstiftung abschließen konnte. Daß dies möglich war, verdankt die Ortsgruppe, wie die Vorsitzende betonte, dem opferwilligen Eingreifen einer Anzahl von Mitgliedern. Nachdem ein im Jahr 1922 von Herrn Karl Hackenbach zum Besten der Ortsgruppe geplantes Konzert nicht zur Ausführung kam, fand es am 19. 4. 23 im Katharinenkloster unter beifälliger Aufnahme statt. Zur besonderen Genugtuung der Vorsitzenden, der es von jeher Herzenssache war, bei den von ihr seit 1909 persönlich veranstalteten Konzerten neue junge Kräfte in Nürnberg einzuführen, war es auch Herrn Hackenbach gelungen, zwei junge, aber ausgezeichnete Gesangskräfte in Herrn Bücken und Frl. Hötzendörfer, beide aus München, zu gewinnen. Während der erste Teil des Programms Lieder und Arien verschiedenster Komponisten umfaßte, war der zweite Teil nur auf Kompositionen Richard Wagners eingestellt. Die Begleitung am Flügel hatte Herr Kapellmeister Aug. Scharrer übernommen. Durch den Tod verlor die Ortsgruppe wieder einige langjährige Mitglieder: Frau Regierungspräsident Exzellenz Freifrau von Welser, Frau Stadtrat Helene von Forster, Frl. Auguste Blumröder. Die zweite Schatzmeisterin Frau Marie von Stadler und die erst kürzlich gewählte Schriftführerin Frau Dr. Cosima Zilcher legten ihre Aemter nieder. An ihre Stelle traten Frau Studienprofessor Hirschmann und Frau Reinwald-Endreß. Aus dem von der langjährigen ersten Schatzmeisterin Frau Justizrat Zilcher gebrachten Rechenschaftsbericht sei hervorgehoben, daß von der Ortsgruppe der Bayreuther Stipendienstiftung Januar, März, August 72 000 ℳ a. W., später 90 Milliarden und schließlich 9 Billionen überwiesen werden konnten. Für die Bayreuther und Deutsche Festspielstiftung Bayreuth konnten 10 000 ℳ a. W., dann 298 Millionen sowie 6 Milliarden gestiftet werden. Die Bayreuther Blätter wurden mit 2000 ℳ a. W. unterstützt. Frau Lambrecht schloß die Sitzung mit dem Zuruf: Heraus aus dem Schmutz und dem Elend der Jetztzeit an den nie versiegenden Quell der heiligen hehren Kunst. Möge allen, denen es vergönnt sein wird, schon im Jahre 1924 aus diesem Quell zu schöpfen, neue Kraft und neuer Mut und die Überzeugung werden, daß Deutschland, welches ein Bayreuth besitzt, nie ganz im Materialismus untergehen kann.

Außerhalb der Vereine.

Berlin. Im Lessing-Museum sprach am 22. Mai Herr Prof. Dr. A. Sternfeld über R. Wagner und sein Schaffen, mit Gesängen von Fr. Charlotte Jäger.

Darmstadt. Herr Paul Pretzsch sprach im Bühnenvolksbund am 3. 4. über Siegfried Wagners Werke als Zeugnisse „echter Wagner-Nachfolge" und christlich-deutscher Kunst, mit eingefügten Beispielen am Flügel.

Grumbach. In dem kleinen Dorfe Grumbach am Rennsteig (271 Einwohner) hat im März eine wohl besonders erwähnenswerte Passionsfeier stattgefunden, wobei die Dorfkapelle Stücke aus „Tannhäuser" vortrug, befreundete Lehrer der Nachbardörfer die Ouvertüre vierhändig spielten, der anregende und leitende Lehrer Herr Arno Tischendorf den Inhalt des Dramas erzählte und mit dem Bibelwort einleitete und beschloß: „Ob eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden." Schulkinder haben die Lieder "aus „Tannhäuser" ausgeschrieben und zu einem kleinen Erinnerungsbändchen selbst geheftet und geklebt. Ein rührend bescheiden-schönes Beispiel Bayreuther Geistes im schlichten deutschen Volke, ein Stückchen Kultur inmitten der Zivilisation!

Mainz. Im Mai und Juni 1923 hat noch eine Reihe von Vereinsabenden stattgefunden, wobei der Vorsitzende (Herr L. Bernhard) „Tristan" und „Liebesverbot" erläuterte. Der 1. V.-A. 1924 brachte am 10. Mai Abschnitte aus „Tannhäuser" (Frau Görlitz-Haug, Frau von Nyssel, Herr Gottron); am 6. Juni wird der Vorsitzende über S. Wagner's „An allem ist Hütchen schuld" sprechen.

München. Am 16. 4. sprach Herr A. Dingeldey im „Bunde der völkischen Lehrer" über „Richard Wagner als Vorkämpfer der völkischen Bewegung".

Wohldorf bei Hamburg. Herr Gustav Wehrt konnte seine Siegfried Wagner-Vorträge und Vorlesungen an 6 — anstatt 3 — Abenden von Januar bis April unter starker Anteilnahme wiederholen. Programm: 1. Über Siegfried Wagner als Mensch und Künstler (Vortrag). 2. „Der Bärenhäuter", a) Vorlesung der Dichtung, b) Kurze Besprechung (mit musikalischen Beispielen am Klavier). 3. „Banadietrich", a) Vorlesung der Dichtung, b) Kurze Besprechung (mit musikalischen Beispielen am Klavier). 4. „Schwarzschwanenreich", a) Vorlesung der Dichtung, b) Kurze Besprechung (mit musikalischen Beispielen am Klavier). 5. Über die weiteren Werke Siegfried Wagners im Einzelnen (Vortrag), I. Bis „Sonnenflammen". 6. Über die weiteren Werke Siegfried Wagners im Einzelnen (Vortrag).

„Bayreuther Notgemeinschaft", Berlin.

Infolge starker beruflicher Inanspruchnahme der Vorstände und der schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse wegen hat in der Berliner Ortsgruppe des „Bayreuther Bundes" seit April 1922 keine Veranstaltung mehr stattgefunden. Die engeren Freunde Bayreuths haben sich deshalb seit Herbst 1923 zu einer „Bayreuther Notgemeinschaft" vereinigt, welche im engeren Kreise das Geisteserbe des Meisters gepflegt hat. Die Notgemeinde umfaßte 42 Mitglieder, welche in Privatwohnungen zusammenkamen zur Vorbereitung auf die „Ring"-Aufführungen der diesjährigen Festspiele. Es fanden im ganzen 14 drei- bis vierstündige Arbeitsabende statt. Neun leitete Universitätsprofessor Geh.-Rat Dr. Richard Sternfeld, vier Oberregisseur Dr. Hans Schüler. Letzterer veranstaltete außerdem einen Einführungsabend in Bruckners VIII. Symphonie. Bei diesen Zusammenkünften wirkten mit: Charlotte Jaeger (Sopran), Vera Klaese (Alt), Dr. Bruno Voelcker (Bariton), Margarethe Heske, Gerda Stassen, Dr. Richard Sternfeld, Werner Franz, Dr. Hans Schüler (Klavier). Im Mai wurde an der Universität der Akademische Richard Wagner-Verein neu begründet, welcher ebenfalls seit Anfang 1922 geruht hat. Hier gibt Prof. Sternfeld jeden Dienstag eine Einführung in den „Parsifal". Deshalb ist nach Abschluß der „Götterdämmerung" die „Notgemeinschaft "aufgelöst worden, und ihre Mitglieder sind als Verkehrsgäste dem „Akademischen Richard Wagner-Verein" beigetreten. Es besteht die Absicht, auch den „Bayreuther Bund" im Winter 1924/25 in Berlin zu reorganisieren.

Bayreuther Festspiele 1924.

Die Preise der Plätze sind auf ℳ 35, für Patrone auf ℳ 28 festgesetzt worden. Es kann sich nur noch um zurückkommende Karten handeln. — Die Proben beginnen am 15. Juni, die Hauptproben am 12. Juli. — Das Wohnungsamt vermittelt bessere Zimmer für 5—8 ℳ; die Steuer (10 %) hat der Mieter zu tragen.

Am 24. Juli vormittags 10 Uhr findet im Frohsinn-Saale die ordentliche Hauptversammlung des Allgemeinen Richard Wagnervereins statt.

Abgeschlossen am 31. Mai 1924.

Drittes (Herbst-) Stück.

Die mit Musik vereinigte Rede vermag allein dem, welcher von ihr eingenommen ist, den Edelsinn lebenslang zu bewahren.

Platon.

Aus dreißig Jahren Briefwechsel

zwischen

Carl Friedrich Glasenapp und Hans von Wolzogen.

9.

(1890/1896.)

48.

Bayreuth, 16. April 1891.

Bei meiner Heimkehr empfing mich gestern als erster „Bayreuther" Gruß die Encyklopädie, und darin, von Ihrem Freundessinne und Genossenschaftsgeist hineingesetzt: mein eigener Name. So sah ich mir das gewidmet, dem ich mich selbst gewidmet habe, und ich empfand umso tiefer den Abstand zwischen Werk und Person, den eben nur wieder Freundschaft überbrücken konnte. Das „Werk" aber steht uns Allen da wieder einmal in ganzer, reicher, lebendiger persönlicher Fülle, Größe und Kraft vor Augen! Ihr Werk ist dabei dasjenige, fast unpersönlich sich gebende „Persönliche", welches am Allerwenigsten irgend einen „Abstand" merken läßt von dem Werke des Genius selbst. Hätten Sie nicht die Vorrede dazugetan, die fremden Leser würden kaum darauf kommen, daß hier etwas Anderes, oder gar Jemand anders als nur eben Wagner selbst werktätig beteiligt gewesen sei. Aber Ihre herrliche Vorrede bringt Ihre Arbeit zu vollsten Ehren: Während in dem Buche selbst die ganze Welt durch des Meisters Geist hindurchgeführt erscheint, gleich einem phantastischen Zuge idealer Gestalten über die Wirklichkeit fort, — so führen Sie in der Vorrede des Meisters Geist durch die Welt, auch ein phantastischer Geisterzug, der Zug einer großartigsten Geistesentwickelung in der Berührung des Genius mit der Wirklichkeit, der er sich als Revolutionär, Reformator, Regenerator zu nähern, zu verbinden sucht. Es ist eine Gesamtdarstellung der geistigen Biographie W.'s, wie sie noch nicht existierte, und würdig des Biographen W.'s, dem wir sie verdanken. Möchte doch nun dieses Werk in unserer Welt selber ihm fremden Lebens und doch auch ihm verwandter Regungen mit der Zeit rechte Verbreitung und gutes Verständnis finden! Unsere Sache sollte so gestellt sein, daß man aus einem unerschöpflichen Fonds all solche Publikationen herstellen und dann nach allen Seiten hin an Jedermann

verschenken könnte, dem man selber die Bekanntschaft damit wünschen möchte! Wenn man, wie ich, einige Zeit lang „draußen" war, bringt man immer wieder den Schmerz mit nach Hause, daß beste, ernsteste, achtungswerteste Menschen von dem Notwendigsten der geistigen Arbeit auf unserem Felde noch garnichts erfahren haben. Der breite Zeitungsvorhang hängt überall zwischen dem Publikum und der heiligen Szene, über welche die Genien und Geister schreiten. Das Publikum ist wie das Kind, welches zum ersten Male im Theater den bunten Vorhang schon für das Schauspiel hält, und sich daran kindisch erfreut. Wo aber ist der „dienstbare Geist", den es „dilettiert" den Vorhang aufzuziehen. — Inzwischen freuen wir uns herzlich der dienstbaren Geister, welche hinter dem Vorhang die Regie so führen, wie Sie als Encyklopädist und Biograph! Wären es nur mehr! W.

49.

Riga, 28. Dezember 91.

. . . . . Im Ganzen scheint mir, muß Sie der Rückblick auf das in diesem Jahr durch die „Blätter" Geleistete befriedigen? Und wenn wir gar auf die abgeschlossenen 14 Jahrgänge im Ganzen zurückblicken, so dürfen Sie sich wohl, lieber Freund, mit Genugtuung sagen, daß damit etwas „geschehen" ist (— ich denke an Stein's Worte dabei „wenn nicht etwas erreicht, so doch etwas geschehen" —), für den eigentlichen Leserkreis aber doch sogar auch etwas „erreicht". Die Wagnerianische Bildung hat eine so mannigfache und vielseitige Klärung empfangen, daß man vielleicht in Erwägung ziehen könnte, ob nicht das Wertvollste daraus auch noch in andere Kanäle und durch dieselben tiefer in die Allgemeinheit der Zeitgenossen geleitet werden sollte. Wie wäre es, wenn wir eines Tages unserer heutigen Modebildung ein Werkzeug entnähmen, um es uns dienstbar zu machen, und den Ertrag der geistigen Arbeit in den Bayreuther Blättern in einer Reihe von einzelnen populären Abhandlungen sammelten, für welche etwa die Enzyklopädie die Grundlage hinsichtlich der Auswahl der Gegenstände bilden könnte? Was Sie und Stein über unsere Klassiker, was Thode über Dürer und die Nürnberger Maler 2c. gelehrt haben, würden sich nicht geeignete Kräfte finden, um es schlicht und mit der natürlichen Beredsamkeit der Sache wiederzugeben? Ich denke an solche Sammlungen, wie die Virchow-Holzendorff'schen Vorträge und dgl. (Deutsche Zeit- und Streitfragen 2c. 2c.), welche weithin dringen und im Publikum ein merkwürdiges Vertrauen sich gewonnen haben, welches eine gleichartige Unternehmung im Bayreuther Sinne zwar sich erst erringen müßte, aber doch vielleicht auch sich erringen würde. Es müßte darin, in solchen für wenige Pfennige käuflichen einzelnen abgeschlossenen Heften über Homer, Shakespeare, Goethe, Beethoven, Dürer und alle die zahlreichen Gegenstände gehandelt werden, für die uns der rechte Blick teils unmittelbar durch den Meister eröffnet, teils in treuer

Nacharbeit in Ergänzung seiner Gedanken aufgetan worden ist. Die „Bayreuther" Tendenz müßte gleich im Gesamttitel deutlich hervortreten. Mir hat etwas Ähnliches vorgeschwebt, wenn ich zu Arbeiten, wie meine Geschichte der deutschen Dichtung oder über die bildende Kunst der Griechen, genötigt wurde, die doch in die Blätter niemals hinein gehören konnten. Eine solche im guten Sinne populäre „Universalbibliothek", ein umfassendes Ausdrucksorgan für die Durcharbeitung mannigfacher geschichtlicher Erscheinungen im Wagnerianischen Geiste, könnte vielleicht gute Dienste leisten. — — — — —

Gl.

50.

Bayreuth, 22. 11. 92.

— — Jetzt endlich kam ich zu einer Art „Arbeit", indem ich mich aus Spitta's Werk auf einen Vortrag über Bach vorbereite; denn in der „Schule" (vulgo: Bürger-Ressource) soll ich die gleichen Vorträge, etwa über Bach, Mozart, Beethoven und Weber, halten.[1]) Ungewohnte Sachen für mich, der ich in den letzten Zeiten vom Historisch-Biographisch-Realen sehr weit abgetrieben worden war! Übrigens geht es mit der Schule, gezogen von der einzigen, aber immer geheizten Lokomotive „Kniese", ganz tüchtig vorwärts. Sie braucht — wie sehr sich die Welt auch wundere — vor der Hand nichts weiter als das einzige Wissen Einer Frau von dem Müssen, und das eifrige Können eines Mannes für das Sollen. Gesangsübungen tun es natürlich nicht allein; es muß auch deklamiert werden, Schiller gelesen, und bald auch etwas gemimt, auf dem kleinen Theater, das der Saal der „Ressource" enthält. „Wach auf, es nahet gen den Tag" war die erste Leistung der 24 Probeschüler, und damit ward am Luther- (Schiller-) Tage dies neueste Winkelwerk eingeweiht. Es sind ganz schöne Zeichen, daß es „tagt", und wenn sie spät kommen, so dürfen wir uns am Ende damit trösten, daß sie Abendröte — gut Wetter-Boten, erquickend und labend, — espoir-andeutend — seien, was für Tristan-Kundige keine Nachtschrecken in sich birgt. — Die schöne „Spinnen"-Arbeit habe ich mit großem Vergnügen im „Anwalt der Tiere" gelesen und auch auf dem Umschlag des Dezemberstücks mit besonderem Behagen angezeigt[2]), zugleich schon dort leise etwas fortgesponnen. Es ist mir aber für uns zu Haus noch manches ein- und aufgefallen, was ich Ihnen nicht verschweigen will. Die Sprache hat mehrfach die Begriffe des Spinnens, Brennens und Schätzens mit der selben Wurzel ausgedrückt, woraus sich dann auch die verwandten Mythenbilder der Spinne (Spinnerin), der Waberlohe, der Walküre = Dornröschen, für die Abendröte erklären. S-paa, das schon in der Penelope das S verlor, gibt in der germ. Sprache zunächst das Gespinnst,

[1]) „Großmeister deutscher Musik", als Buch demnächst bei Bosse, Regensburg.
[2]) C. Fr. Glasenapp „Spinne am Abend". Anwalt der Tiere. 1892. Nr. 8/9.

das Tuch, in der Form fa-na, die Fahne her (man kann auch Fahnen am Himmel wehen sehen!), dann aber auch der Föhn, der Glutwind, von derselben Wurzel für den Brandbegriff; daneben im Persischen ac-na, die Panzerschiene, der Brünne unserer Brünnhilde vergleichbar. Diese führt zur Wurzel bru-, die wiederum nicht nur brennen, sondern auch schützen (Augenbraue) bedeutet, während an Stelle des Webens und Spinnens hier das Brauen tritt. (Das Wetter braut ja auch.) Weiter führt die Wurzel ark, von der arachne selber stammt. Das Brennende, Leuchtende kann man im argentum und in den Argusaugen finden, das Schützende, Bergende in der arx und im germ. alh, Heiligtum. Ark hat aber im Indogerm. auch einen Ton-Begriff; und so hätten wir in dieser Wurzel das ganze klingende Gespinnst der schimmernden nnd brennenden Waberlohe — den „Feuerzauber" — wie in einer „Arche" beisammen! — Nun aber wollen wir abbrechen, sonst kommen wir auf Parallelen, die ins Unendliche führen. — — Lieber gedenke ich noch einmal kurz unserer anderen Parallelen [3]), wozu Sie mir ein neues Beispiel lieferten. Es ist eine Urform, der Typus der „Einbettung", den ich schon ziemlich ausführlich behandelt habe. Denken Sie z. B. an: „in König Marke's Land" — „die legten's ihm in die Brust"! — Ein anderes Beispiel ward mir jüngst auch zugetragen, das Ihnen gefallen wird: Elsa: „Mich glücklich nur zu nennen" und Elisabeth: „Von Wonneglanz umgeben, lacht mir der Sonne Schein". — W.

51.

Riga, 12. Februar 93.

. . . . . Haben Sie Dank für alle in den letzten Monaten empfangenen Lebens- und Freundschaftszeichen und so denn besonders auch für den prächtigen Hoffmann, der in seinem Eingange bereits so viel giebt und noch mehr verspricht. „Gar viel" verheißt er, gar viel erhoffe ich mir speziell von ihm! Wie viel von meinem Leben finde ich in ihm wie in einem Tagebuch verzeichnet, mit einer ganzen Reihe von Erzählungen hat er sich in mein Dasein hineinverflochten. Ich glaube unter allen „Dichtern", die je als „Schriftsteller" vor uns traten, ist er der Einzige, der uns eine solche Intimität abgewinnen kann, daß er sich mit unserem ganzen Innern verschmilzt, und dies offenbar, weil wir in den Perioden des Verkehrs mit ihm in ähnlicher Weise mit seinen Augen sehen, wie einem das wohl begegnet, wenn man einige Stunden in einer Gemäldesammlung zugebracht hat und nun, wohin man blickt, Bilder, Farbenmischungen und Gruppierungen sieht, die man sonst gar nicht gewahrt haben würde. So hat er geradezu auf unsere Erlebnisse selbst einen Einfluß, indem er ihnen für alle Folgezeit eine gewisse Färbung

[3]) „Musikalisch-dramatische Parallelen". B. Bl. 1894 I—VI, X—XII, 1898 I/II, 1899 II/III, 1901 X—XII. — Als Buch erschienen bei Breitkopf und Härtel, Leipzig.

verliehen hat, und steht zu ihnen in Wechselbeziehung, indem er uns die Ereignisse und die Erinnerung an die Vorgänge selbst wiederum ihn zurückrufen.

Gl.

52.

Bayreuth, 23. 6. 93.

Nach Empfang Ihres Briefes, der mich um lange entbehrte Nachrichten aus Bayreuth bittet, will ich keinen Tag länger warten, Ihren Wunsch zu erfüllen, damit Sie auch in diesem Punkte beruhigt in Ihre so sehr Ihnen zu gönnende Sommerfrische ziehen können. Es freut mich aufrichtig, daß Sie doch einmal auf einige Zeit aus der Tretmühle des Tagwerks befreit ein wenig sich selber und Ihrem eigensten Interesse zu leben die Möglichkeit finden werden. Diese krampfhafte Nachtarbeit, dieser Umgang mit den eigentlichen Lebensgeistern nur als wie mit Gespenstern um Mitternacht, muß ja die uns Allen so nötigen Nervenkräfte Ihnen allgemach erschüttern. Arbeiten Sie auch in der Freiheit mit rechtem Behagen an der Biographie; sie wird uns umso besser gefallen, je mehr Kräfte sie Ihnen noch übrig läßt für die Erwartung und Ausnutzung künftiger besserer Zeiten. Nach Ihrem Briefe scheint also das Erscheinen der Biographie erst im nächsten Jahre zu erwarten; vor wenigen Tagen noch hatte ich Jemandem, der es sehr ernst mit Bayreuth nimmt und sich auf den nächsten Sommer durch eine Winterlektüre der 10 Bände an dem Faden Ihrer Biographie vorbereiten wollte, auf das baldige Erscheinen der neuen Auflage zu diesem Zwecke hingewiesen. Ich war nämlich vor kurzem, das Stillleben in unserem Winkel unterbrechend, in Kissingen zu echt „Bayreuther" Verkehr und Aussprache mit den edelsinnigen Mecklenburgischen Herrschaften, welche einen bedeutenden Teil des engeren Kreises unserer Gesinnungsgenossen bilden, wie er sich besonders in letzter Zeit, an der großen Scheide des „Tannhäuser", aus der stürmisch anwachsenden Gesamtheit des Wagnerianismus in Masse und Mode herausgelöst hat. Wir haben jetzt ein ganz verändertes Bild vor uns; ehedem gab es eine Schar von einzelnen Kämpfern gegen die Menge der Widersacher im eigenen Volke, ähnlich den Propheten des alten Bundes, — nun dagegen tritt eine kleine Gemeinde vollbewußter Gläubigen aus der großen Welt der Anerkenner und Ausnutzer aller Art zusammen, wie eine evangelische Brüdersekte aus der Machtsphäre verweltlichten Christentums. Das ist das Innerliche, sehr Wohltätige, was der aufmerksame Mitlebende dem sog. „Fortschritt" unserer Sache entnehmen darf. — Äußerlich bewegt sich das wirklich Bayreuthische nach wie vor, unter mancherlei Schwierigkeiten von „Draußen" her, doch stätig vorwärts, dem nächsten Sommer entgegen. Die Gegnerschaft, welche sich jetzt selbst Wagnerianisch nennt, aber dabei Antibayreuthisch zu sein vermag, konzentriert sich mehr und mehr wieder in dem alten „Babel" an der Isar, wo man den „Lohengrin" aus dem

Programm seiner „Bühnenfestspiele" dieses Sommers weggelassen hat, als gelte es der in allem Dummen und Schlechten so glaubensfanatischen Welt den Aberglauben beizubringen, daß Bayreuth mit München in einem engen künstlerischen Tausch-Verhältnisse stehe, dieses also jenem den „Lohengrin" überlasse, dafür aber jetzt schon anstatt Bayreuths mit dem „Ringe" festlich vorgehe. Wir aber können nichts tun, als die Welt laufen zu lassen, wie sie will und muß und zunächst, als wäre nichts geschehen, unsern „Lohengrin" für 1894 vorbereiten, alsbald aber auch schon die Vorbereitungen zum „Ring" für 95 oder 96 ins Werk setzen, wobei man uns allerdings durch Verweigerung wünschenswerter Künstlerkräfte u. dgl. m. noch arge Streiche spielen kann. Leider bleiben wir ja doch immer noch auf die Theater draußen angewiesen, welche nichts Eiligeres zu tun haben, als auch die in Bayreuth zeitweilig dem reinen Stile angenäherten Talente wieder in den Opernnebel einzutauchen, sodaß sie pudelnaß vom Falschen, Unkorrekten und Effektvollen zu uns zurückkehren, und die Arbeit mit ihnen von vorn beginnen muß. Da vermag nun unsere kleine Schule noch gar wenig aus- und nachzuhelfen. Zunächst gibt es tatsächlich zu wenig brauchbare Talente, die sich hier heranziehen lassen mögen, und diejenigen, welche wir in diesem ersten Kursus wirken lassen, sind allermeist, auch bei sonst guten Mitteln, an Gestalt so ungünstig begabt, daß sie auf unserer Bühne nicht wohl möglich wären, wenigstens in hervortretenden Rollen. Es wird in den meisten Fällen eben doch genügen müssen, die guten Leute für anständige kleine Operntheater heranzubilden, daß sie dort, solange es ihnen möglich, Beispiele reinen Stiles aufstellen mögen. „Bühnenfestspielmäßige" Figur hätte gegenwärtig nur ein sehr musikalisch begabter, fleißiger, viel versprechender oberbayerischer Bauern-Uhrmacher (Burgstaller), ein etwaiger „Siegfried" der Zukunft. — Wenn aber auch dergestalt der Nutzen der Schule für Bayreuth selbst vorerst noch gering ist, so dient doch die mühsame Beschäftigung mit den Schülern nicht nur diesen zur vorteilhaften Belehrung über sonst ihnen ganz fernbleibende Dinge ihrer Kunst, sondern auch wohl den Lehrenden selbst zu immer größerer Befestigung in den Forderungen unseres Stiles. Neben dem rastlosen Kniese wirken jetzt noch Pohlig, den Sie ja kennen, und der junge Schlosser, der Sohn des „Mime", als Instruktoren mit. Alle Donnerstag Abend findet in Wahnfried eine Versammlung der Schüler statt, welche dann vor kleiner intimer Gesellschaft das in der Woche Gelernte, Deklamation und Gesang, produzieren müssen; die Lehrer tragen dazu gewöhnlich noch schöne Werke auf dem Klavier vor. Gestern z. B. hörten wir die göttlich heitere VIII. Symphonie, nachher Fidelio-Terzett, Kreuzritter-Marsch aus der „Hlg. Elisabeth" und etwas Brangäne-Kurwenal. Demnächst soll Mottl's Oper „Dichter und Fürst" (Friedrichs) durchgenommen werden. Das sind anregende Momente, die uns die „Schule" wert machen; aber draußen blickt man selbst auf diese kleine Bayreuther Versuchsstation mit Grimm und

Neid, sucht uns Schüler listig zu entziehen und Andere im Voraus mit dem beliebten „Stimmverderb" abzuschrecken. So ist die Welt und so ist Bayreuth.

W.

53.

Bayreuth, 26. 10. 95.

Es wird wohl Zeit, daß ich wieder ein Lebenszeichen von mir gebe! Allerdings kann ich für jetzt nur von mir selber reden, da Bayreuth schweigt, Wahnfried leer steht, und nur die Expedition des letzten Stückes ein wenig vorahnende Herbstwindbewegung in die Stille der Zeit brachte. Erst Ende vorigen Monats kehrten wir vom Walchensee zurück. Anstatt uns als moderne Wagnerianer in Münchener possartistischen Zyklen zu bewähren, haben wir die freien Berghöhen bestiegen, und auf dem Wege zum Hochkopf, wo der Meister im August 65 im Königshäuschen eine Woche verweilt, eine Stelle an einem Felsen ausgesucht, die recht wohl eine kleine Gedächtnistafel tragen könnte. Vorläufig mahnt nur ein roh eingemeißeltes R. W. an das Gewesene und etwa Kommende. Wissen Sie vielleicht als wahrer Wagnerianischer Kalendermann das Datum jenes Aufenthaltes? (Anm. Gl.'s: 18. August.) — — — Im Januar sollen hier die Sängereinzelproben beginnen. Pohlig war in Kristiania mit Frau Gulbranson's Fortschritten als Walküre sehr zufrieden gewesen. Wotan bleibt immer das Schmerzenskind; der richtige Wotans-Enkel von heute würde „Benjamin" sagen! — Hier gilt das Wort: „Kann man die Helden aus der Erde stampfen" und die Götter aus den Brettern, die die Opernwelt bedeuten?! — Schließlich ist doch alles Sache der Gnade, und Bayreuth, mit oder ohne Helden, recht eigentlich „von Gottes Gnaden". Das Ewige blickt hier doch immer noch mit blauem Auge durch die grinsende Maske der Zeit. Sie grinst mal wieder gar sehr. Um so mehr müssen wir sehen. Gegen das klare Auge in Bayreuth aber „wütet in Waffen die Welt". — Ich habe mich in letzter Zeit, nach unserer Heimkehr, eifrig in die Welt stürzen müssen, will sagen: ich habe mit fast allen Mitarbeitern der B. Bl. draußen in der „Diaspora" korrespondiert, um von Jedem einen kleinen Artikel für eine ganze Reihe solcher zu gewinnen, deren jeder irgendwie mit dem „Ring" zusammenhängen soll, sodaß die ganze Reihe dann eine Art von Einleitung zu den Festspielen aus der Gesamtheit des geistigen Bayreuth bilden würde. Es handelt sich dabei nur um die Mitteilung einzelner Gedanken, die Jedem just in Bezug auf den „Ring" einfallen, sei es über Stoff, Dichtung, Musik, Entstehungsgeschichte, Sinn und Geist, Aufführungen, Wirkung auf die Nation, Publikum, Fremde, Erinnerungen an 76 oder was sonst. Der Horizont der Möglichkeiten ist unbegrenzt. Ich selbst warte die Festspiele ab, um — wie Humperdinck mir schrieb — erst etwas zu lernen, um zu lehren, als 20 Jahre älterer Kopf! Daß ich bei der Sache auf Sie rechne, versteht sich von selbst. Sie werden gerade auch so etwas dazu zu sagen haben, wofür nicht erst ein Lernen am

Kunstwerke nötig wäre, irgend eine Kleinigkeit etwa aus der Sagenwelt oder irgend eine historische Reminiszenz. Ich bitte also, und so wird mir hoffentlich auch gegeben werden!

W.

54.

Bayreuth, 9. 2. 96.

— — Sehr angenehm hatte mich im vorigen Monat die Lesung der Bogen vom 2. Teile Ihrer schönen Biographie beschäftigt. Es ist freilich eine gar sandige Zeit, diese „Dresdener", und doch, welch herrliche Blüten lockte der Genius daraus hervor, allerdings nicht für die Sandmänner! Es ist aber schwer, darüber noch etwas zu sagen; das Leben des Einzigen steht da, aufgebaut aus all seinen tausend Kleinstücken, und allesamt doch groß durch Ihre Arbeit. Der Arbeiter ist hier ganz Werk geworden. Fast wollte es mich mitunter sogar etwas störend berühren, wenn etwa in Anmerkungen einmal über irgend eine besonders große Eselei der „Andern" Ihre eigene Empfindung und Meinung sich gewissermaßen ironisierend äußerte. Doch soll dies nicht ein Vorwurf sein: „kritisieren", im landläufigen oder landstreichigen Sinn, kann ich nun einmal nicht. Wissen Sie Jemanden, dem Sie eine Anzeige gern anvertraut sehen würden? Wir haben ja eine Anzahl recht braver und tüchtiger „Junger", aber ich weiß doch auf Keinen so recht bestimmt hinzuweisen: „Das ist der Mann". Kurios geht's auch mit den Aufsätzen über den „Ring". Ich habe etwa 5—6 beisammen; aber wieder das alte Unglück: sie schweifen entweder ins ganz Allgemeine hinaus und filtrieren den „Ring" durch den „Parsifal", oder sie halten sich an nüchternen Historien und benutzen die Fluten des Urelementes, um die „Philosophie" leben zu lassen! Die Ausländer unterscheiden sich in ersterer Beziehung nicht von den Inländern. Marcel Hébert und Ashton Ellis (B. Bl. 1896 IV—VI) phantasieren beide in ihrer Art über die Erlösung; immerhin kommt dabei doch manches geistvolle Wort heraus. Und prinzipiell gedachte ich bei dieser ganzen Ringelreihe die Leute reden zu lassen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, um zu bekunden, wie sich die Wagnerianer von heute, nach 20 Jahren, dem „Ring" gegenüber ausnehmen. Nachdenksamer sind sie wohl geworden; ob auch wirklich kunstverständiger? Man kommt öfters in Gefahr, Chamberlain in diesem Punkte unbedingt Recht zu geben, der es verneint. Gelernt hat man doch nur in Bayreuth; an Bayreuth haben Wenige gelernt. Aber doch sind Lebensfäden von hier ausgegangen; und werden auch im Sommer wieder von hier ausgehen. — — Man spricht jetzt viel von den „Celebritäten" von 1876. Ja, die Meisten wurden es doch erst durch Bayreuth. Wer war denn „celeber" außer Niemann und Betz? — — Es wird diesmal nicht viel anders werden. Aber über Bayreuth ist der Himmel!

W.

Nach den Festspielen 1924.

Gedenkspruch.

Furchtbar hat die Welt sich uns verwandelt,
seit die Kunst auf unserm Hügel schwieg,
wie die Sklaven werden wir behandelt,
und die Lüge feiert ihren Sieg.

Aber ward die Macht uns auch gebrochen,
und das laute Herrenwort erstickt,
hör' es Welt: Bayreuth hat doch gesprochen,
unser Auge hat den Gral erblickt.

Unter breiter Decke gift'ger Schäume,
die uns schwer und schwül darnieder drückt,
barg sich in dem freien Reich der Träume,
was uns heilig ist und uns beglückt.

Immer neu aus tiefen Felsenkammern
quillt der Heilstrom in den Staub der Welt:
Deutschlands Ende nimmer soll bejammern,
wer des Deutschtums Leben sich erhält.

Was am Alten altert, mag vergehen,
was am Jungen ewig ist, das lebt.
Einen Helden haben wir gesehen,
der im Tode noch die Schwerthand hebt.

Also steigt, nicht dräuend, doch verheißend
einen Frieden, den die Welt verlor.
unsre Kunst, aus Zeit und Leid uns reißend,
Zeugnis des Unsterblichen empor.

Sollten ihr die Siegeskräfte fehlen?
Gäb' es nur ein Träumeland Bayreuth?
Nein, das Schöne wird in reinen Seelen
zu dem Starken, das die Welt erneut.

Nicht im Bild nur ward der Gral entschleiert,
nicht im Spiel nur ward das Schwert geschweißt,
kein Johannisfest nur ward gefeiert:
offenbart ward uns der deutsche Geist.

Nicht im Augenblicke feuertrunken —:
für ein Leben hoher Pflicht geweiht,
Jeder trage nun den Götterfunken,
eine Fackel, in die dunkle Zeit! —

Heiltum ruht im Heiligtum geborgen,
Sonne leuchtet hinter allem Dunst,
alter Glaube lebt in jungen Morgen,
denn uns bleibt d·e heil'ge deutsche Kunst! —

H. v. Wolzogen.

Bayreuthererlebnis.

Von Robert Voßhart.

Ein eindrucksvoll einfacher Raum. Schön in seiner Harmonie, bedeutend in seinen Ausmaßen, von einem Geheimnis erfüllt, das in ahnungsvollen Schauern die Brust durchzittert.

Jetzt fängt dies Geheimnis an zu tönen, aus einer unsichtbaren, geahnten Tiefe herauf, verbreitet sich im Raum, eine singende ewige Sphäre.

Im nächsten Augenblick wird sie belebt mit Gestalten, die aus ihr herausgeboren zu sein scheinen, und es beginnt das uralte mythische Spiel vom Niedersteigen des Gottes zum Menschen und dem Verrat des Menschen am Gotte: Die Tragödie.

Jede Bewegung der Spielenden ist aus dem Rhythmus dieser forttönenden Wunderwelt gezeugt, jeder Ausdruck der Freude, des Leides, der Wonne, des Schmerzes, aus ihren aufblühenden und sich gesetzmäßig weiterbedingenden Harmonien geboren.

Und alles dem göttlichen Gesetz der Schönheit gehorchend, dem schon der schweigende Raum sich fügte.

Es gibt Augenblicke, in denen durch die Musik ein Schmerz geht, übersinnlich wie ein einsamer Weltseufzer und damit auf einmal ein menschliches Antlitz sichtbar zu werden und das Geheimnis, das von Anbeginn über dem Raum schwebte, sich zu lüften scheint. Aber schon der nächste Akkord ist wieder von so weltbestimmender Bedeutung und zeugt von einer so göttlichen Weisheit, daß das Angesicht wieder verschwindet und das Geheimnis des Hauses tiefer als ehedem versiegelt ist.

Mit einer gesetzmäßigen Sicherheit treibt das Spiel seinen Höhepunkten zu, wo Dinge geschehen, die nicht gesagt werden können und die durch die Musik in ihrer umfassenden metaphysischen Bedeutung dennoch offen und greifbar naheliegen in erschütternder Wahrhaftigkeit: Die ewigen Leiden-

schaften stürmen gegen das Göttliche an; die Seele ringt sich vom Gotte los, um frei zu werden und durch die höchste Liebe die Erlösung wirken zu können.

In diesen Augenblicken seherischer Helligkeit, in welchen plötzlich ein grellstrahlendes Licht auf die innersten Weltzusammenhänge fällt und das Tragische in seiner ewig gültigen Form in einem Aufschrei tiefster Not laut wird, weiß sich der Darstellende solchermaßen zu meistern, daß auch jetzt das Gesetz der Schönheit nicht überschritten wird, keine Verzerrung entsteht, sondern im Gegenteil der symbolische Gehalt dieses ungeheuren Weltspieles befreit von jeder Hülle erscheint, von einer erschütternd klaren Geistigkeit und einer unwiderleglichen Allgemeingültigkeit.

Dies künstlerische Maß in der Darstellung auf den Höhepunkten der Tragödie wirkt wie ein erlösendes Wunder: die Farben leuchten gedämpft, die Bewegungen stehen im Banne des sie erzeugenden Rhythmus, scheinen ihm zu lauschen, während sie ihn sichtbar werden lassen. Der tragische Aufschrei ist da — und doch liegt über dem ganzen Spiel ein leiser, leiser Schleier, daß es bei aller eindringlichen Gegenwärtigkeit doch fern und vom Glanz der unberührten Schönheit durchleuchtet wirkt; so scheint alles einer mächtigen Einheit entsprungen und bewegt sich geschlossen dem Ziele zu, ohne Geräusch in die tönende Welt zu tragen und damit die Weihe des Hauses zu stören.

Das Ende ist hier schmerzlos, weil der ganze Ablauf der mythischen Tragödie zu notwendig vor sich geht. Dadurch, daß der Einzelne sich dem von innersten Gesetzen beherrschten Ganzen einordnete, kommt die gleichnishafte Gewalt des Werkes voll zum Durchbruch, und wo das Göttliche in gewaltigen Gleichnissen spricht, fühlt der Mensch die Allgültigkeit und Notwendigkeit des Geschehenen und fühlt sich am Ende durch die erhabene Tragik geläutert und in die übertragische Sphäre der Liebe und des Mitleides gehoben.

Nun ist der Augenblick gekommen, wo die Gestalten zurückdämmern in das Element, aus dem sie geboren und sich darin auflösen, wo die tönende Welt selber verstummt und nur der schweigende Raum sich wieder wölbt.

Aber etwas scheint verändert zu sein. Die Seele fühlt schaudernd die Gegenwart eines unsichtbaren Geistes. In der wunderbaren Stille, die nach der Musik zu singen und weben anhebt, tritt jenes Angesicht deutlich hervor, das sich in schleierhaften Umrissen schon für Augenblicke während des Spieles zeigte, das durch die Welt der Töne einen unaussprechlich schwermütigen Seufzer zu hauchen schien: Das Angesicht des Schöpfers dieser unvergänglichen Werke.

Aber es ist nicht das Angesicht eines einzelnen Menschen, welches das Auge des Geistes visionär erschaut: Es ist die vom Schicksal gegebene Persönlichkeit, unergründlich, geheimnisvoll. — Es ist das Geheimnis selbst, das schon vor Beginn des Spieles, ehe noch die Musik zu singen anhob, den Raum erfüllte und ihn weihte mit der seligen Gewißheit, daß alles, was hier ge-

schieht, einer tiefen notwendigen Einheit entspringt, die ihren Urquell im Überzeitlichen hat.

Und mit welch genialer Gewalt die Persönlichkeit wirkte, geht daraus hervor, daß sie noch heute den Aufführungen ihren Willen aufprägt, daß die Mitwirkenden sich ihrer suggestiven Macht nicht zu entziehen vermögen und in ihrem Banne Leistungen hervorbringen, die ihnen manchmal selber fremd erscheinen müssen.

Dies unsichtbare Wirken der unvergänglichen Persönlichkeit des Meisters am Werke von Bayreuth ist das Geheimnis und das Erlebnis, das den Menschen, dem zum erstenmal sich die Tore des Festspielhauses öffnen, erschüttert und beseligt.

Man muß dort nach einer Aufführung einen Augenblick mit geschlossenen Augen im leeren halbverdunkelten Hause verweilt haben, um das zu erleben.

Bayreuth wird heute wie ehedem von allen Seiten angefeindet und entstellt. Wer noch nie dort war und Wagner und sein Werk liebt, fragt sich unwillkürlich: Sollten diese Entstellungen einen wahren Grund haben? Herrscht wirklich dieser verstaubte Geist dort, wo die höchste Freiheit walten sollte? Ist es möglich, daß Wagners Ideal von seinen Hütern selber so mißverstanden werden sollte? Welche Tragik wäre das! — Die Ansichten dieser Vielwisser und Vielschreiber sind natürlich im voraus nicht ernst zu nehmen und doch — die nagende Skeptik unserer Zeit ist geeignet, auch in der gläubigen Seele selbst geheime Zweifel aufkommen zu lassen, und so fuhr ich wenn auch voller Hoffnung, doch mit leisem Bedenken nach der Wagnerstadt.

Der Zweifel wird aber schon beim Eintritt ins Festspielhaus erschüttert. In diesem weihevollen Raum ist die Atmosphäre so ernst, so erhaben und zwingend, daß man sofort im Banne des Geistes steht, der fühlbar über dieser Stätte schwebt.

Eine Weile staune ich noch darüber, wie es möglich ist, daß diese erhabene Erscheinung immer wieder begeifert wird, daß vor dieser genialen Größe die unbedeutenden Nörgler nicht endlich verstummen. — Sobald aber der erste Ton erklingt, verschwinden auch die letzten Gedanken an den zersetzenden Zeitgeist: Ich gebe mich ganz dem Wunder hin.

Dies überkommt den Einzelnen, die ganze Versammlung, den Raum: Es nimmt tönende Form an, wird Offenbarung. Was da in den Seelen der lauschenden Gemeinde vor sich geht, ist das „Schaudern", von dem Goethe spricht, ist Gottesdienst im erhabensten Sinne, ist zugleich Dankbarkeit gegen den Menschen Wagner, der das Göttliche durch das Drama offenbarte, ist menschlich warmes Heimweh nach dem Menschen und Ahnen von seinem überzeitlichen Fortdauern — alles in e i n e m ewigen kurzen Augenblicke.

Die erhöhte Wirkung der Musik rührt zum großen Teil davon her, daß

das Orchester überdeckt ist. Die Musik wirkt im Festspielhause als Atmosphäre, als alles umgebende Luft. Das Wunder ist, daß die Technik hier vollständig in den Dienst des Geistes gestellt ist. So denkt man nicht mehr an das überdeckte Orchester: Man ist ganz erfüllt von dem tönenden Atem, der einen umweht: Seele, Geist und Sinne werden gleichmäßig und einheitlich angesprochen. Dies ist das Wunder von Bayreuth, das einem nun in allem wieder entgegentritt. Die äußeren Mittel sind alle nur um des Geistes willen da. Deshalb wird eine Bayreuther Aufführung zu einer geistigen Einheit. Forderungen des modernen zersplitterten Menschen — wie Aufdeckung des Orchesters —, der nicht fähig ist, einem überpersönlichen hingebungsvoll zu dienen, der aber nach allem Hohen greift, um es zu sich herab zu ziehen, berühren einen als nichtig. Sie wecken höchstens den Glauben, daß diesem Wunderwerke immer wieder durch das Wunder Kräfte erwachsen, die es weiter nur im Dienste des Geistes fördern und erhalten, die sich weder in den Dienst der Technik, noch der Stunde, noch der Eitelkeit eines der Mitwirkenden stellen werden.

Dieses Erlebnis wirkt so stark, daß die Anwesenheit ungeistiger Menschen — die sich auch hier einschleichen — ihre frivolen Äußerungen über das Ganze, ihr Versuch, dem Ganzen ihr geistloses Angesicht aufzuprägen, zuletzt nicht mehr schmerzlich wirkt. — Man erlebt an dieser Stätte zu tief, daß alles nur „Gleichnis" ist, was Wagner in erhabenster Weise im „Ring" darstellte.

Es ist nicht ein Widerspruch, der sich in dieser Erscheinung äußert. Wagners Werk will nicht über die Welt hinwegtäuschen, sondern sie zeigen, wie sie ist. Wie sollten wir gerade an dieser Stätte vor ihrem Anblick zurückschrecken oder ihn als Widerspruch empfinden? — Wagner schuf sein gewaltiges Gleichnis aus dem Anblick der Welt; wir deuten uns die Welt aus seinem erhabenen Gleichnis. So paradox es ist, daß die ungeistig-modernen Menschen mit ihren widerspruchsvollen Äußerungen auch in Bayreuth zu finden sind — eben so paradox wäre es, das wahre Angesicht der Welt dort verhüllen und wegtäuschen zu wollen, wo es auf die wahrste, unverhüllteste Weise dargestellt wurde.

So wird Bayreuth dem Besucher zum Welt-Erlebnis. Er erlebt die Tragik der Welt in Wirklichkeit; zugleich aber wird sie ihm im Gleichnis des Kunstwerkes dargestellt, wird ihm darin der Weg zur Erlösung gewiesen.

In diesem Geist erlebt er die ganze Aufführung. Dieser Geist hält alles in seinem starken Bann. Nicht das vorzügliche Orchester, der geniale Dirigent, das der Vollendung zustrebende Spiel auf der Bühne, Chöre von einer unerhörten Musikalität und Reinheit machen Bayreuth zu dem was es ist. Daß die herrlichen Mittel, die Bayreuth zur Verfügung stehen, einer Idee dienen, der sie untergeordnet sind und die ihren Ursprung in der genialen Persönlichkeit Richard Wagners hat, ist der Grund, weshalb Bayreuth zu

einem geistigen Mittelpunkt werden konnte, wie er heute — in unserer ungeistigen Zeit — nicht wieder zu finden ist.

Würde diese Idee in Bayreuth je preisgegeben und zeitlichen Einflüssen geopfert, so wäre es damit dem Tode geweiht. Solange sie lebt, kann Bayreuth unmöglich vergehen.

So steht Bayreuth da — ein Wunder, das durch das innere Wunder entstanden ist und durch das innere Wunder bestehen wird.

Als ich vor den Vorstellungen zu dem Grabe des Meisters trat, da überfiel mich der ungeheure Schmerz über den Tod des letzten geistigen Helden. Da aber die Festspiele verklungen waren, und ich in stiller Stunde wieder am Grabe verweilte, klang in mir eine helle Seligkeit nach vom Festspielhügel. War es das Liebeserlösungsthema aus der Götterdämmerung? — Ich ahnte nur, daß auch dies Grab ein Gleichnis sei, ein unerhörtes Gleichnis vom Sterben und Auferstehen des Helden. Ich fühlte deutlich, daß ich jetzt vor dem leeren Grabe stand, daß der Meister auferstanden war und sein Geist in seinem Hause auf dem Hügel lebendig wirkte, und der erneuten Aufführung seines unsterblichen Werkes die Weihe gab.

Zur Wiedereröffnung der Bayreuther Festspiele.

Von Wolfgang Jordan.

Nach zehnjähriger Pause haben sich die Pforten des Bayreuther Festspielhauses wieder geöffnet. Nach jenen zehn Jahren, die den Leidensweg eines Volkes bezeichnen, der in der Geschichte der Kulturvölker seinesgleichen kaum hat.

Zehn Jahre war das ehrwürdige schlichte Haus aus Fachwerk und Ziegel der Unbill von Wetter und Wind ausgesetzt; die Maschinen und technischen Einrichtungen waren — schon durch die Herausnahme aller Kupfer- und Lederteile — während des Krieges zum Teil unbrauchbar geworden; das Bühnenhaus bedurfte weitgehender Reparaturen. Die großen Theater, aus deren künstlerischem und technischem Personal sich die Mitwirkenden (besonders im Orchester und Chor) größtenteils zusammensetzten spielen heute bis in den Juli hinein und beginnen ihre Tätigkeit vielfach bereits im August wieder; sie gaben daher in zahlreichen Fällen ihren Mitgliedern keine Erlaubnis zur Mitarbeit in Bayreuth. Eine große Anzahl neuer Kräfte mußte gewonnen und in kurzer Zeit zu einem einheitlichen Ganzen in mühevoller Arbeit vereinigt werden. Die sonst auf lange Zeit verteilten Vorbereitungen drängten sich auf eine verhältnismäßig kurze Zeitspanne zusammen. — Angespannte Arbeit war nötig, um trotz der allgemeinen wirtschaftlichen Notlage die Mittel zur Wiederherstellung des Hauses und zur Wiedererermöglichung der Festspiele sicher zu stellen.

Die Schwierigkeiten schienen fast unüberwindlich. Es fehlte nicht an Stimmen, die das Unternehmen als unmöglich bezeichneten und den Untergang Bayreuths voraussagten. Trotz alledem ist das Werk gelungen. Dem Opfermut und der Begeisterungsfähigkeit des deutschen Volkes — vor allem des deutschen Mittelstandes — ist es in erster Reihe zu danken, daß die zunächst nötigsten Mittel dazu zusammen gebracht werden konnten, ohne stärkere Beteiligung des Auslandes. So ist die Wiederherstellung der Festspiele in so schwerer Zeit eine Tat des deutschen Idealismus, die zugleich Zeugnis ablegt von dem tiefen innern Bedürfnis nach der Wiederaufrichtung dieses leuchtenden Zeichens deutschen Geistes. —

Vieles hatte sich in der Zwischenzeit verändert. Neue Strömungen waren in der Kunst zutage getreten, die zum Teil sogar das Werk Richard Wagners als Ausfluß eines „überwundenen Zeitgeistes" hinzustellen versuchten, und in der Kunst nichts anderes als die freie Äußerung des im menschlichen Wesen liegenden „künstlerischen Spieltriebes" erkennen und gelten lassen wollten. Aber damit ist weder etwas Neues gesagt, noch liegt darin ein Gegensatz zum Werk des Bayreuther Meisters. Die Kunst ist uns mehr, als nur ein gefälliges „Spiel". Die erhebende Kraft ihrer Wirkung — von der Wagner einmal sagt, daß wir sie stäts von ihr erwarten, weil wir wissen, daß sie ihrer fähig ist —, liegt darin, daß sie unmittelbar Ausdruck und Bekenntnis höchster Menschlichkeit ist; jenes ewigen „Höher-hinauf", das allmenschliches Wesen durch alle Zeiten als sein tiefster Sinn durchzieht, der sich aus den Werken unserer großen Meister gerade in unserer deutschen Kunst stäts aufs Neue offenbart und in ihr sich, wie aus einer in uns allen schlummernden Ahnung zu befreiender Gewißheit mitteilt. Freilich darf hierbei nicht die ethische Tendenz eines Kunstwerkes mit der ihm sich aussprechenden bildenden Kraft verwechselt werden, die das Geschaute erst durch die schöpferische Phantasie in der vollen Beherrschung aller künstlerischen Darstellungsmittel zu jenem unmittelbar ergreifenden Ausdruck zu bringen vermag; wie Hans Sachs in den Meistersingern bedeutungsvoll sagt:

nun sang er, wie er mußt';
und wie er mußt', so konnt' er's,
das merkt' ich ganz besonders.

Die künstlerische Form, in der der schöpferische Geist sich mitteilt, bleibt sein Eigentum; sie kann nicht nachgeahmt werden; sie kann und will niemals Vorbild sein; sie ist nur einmal da; sie wiederholt sich niemals. Unsere Zeit befindet sich wohl in einem Ringen, vielleicht auf dem Wege zu neuen künstlerischen Ausdrucksformen jenes „Ewigmenschlichen". Aber Großes kann nicht durch Theorien und Experimente geschaffen werden; der Geist, in dem es lebendig ist, schafft sich aus der Kraft jener inneren Notwendigkeit die Form des Ausdrucks selbst immer neu, wie Siegfried sein Schwert. Wo

junge Kraft aus eignem innern Reichtum an jenem Bild des „Ewigmenschlichen" schafft, da ist nicht Raum für solch unfruchtbare, destruktive Arbeit, edelsten Besitz unseres Volkes — der ganzen Menschheit — untergraben, zwecklos zerstören zu wollen; nur aus der Fülle eigenen schöpferischen Reichtums, aus der sieghaften Lebenskraft einer starken edlen Menschlichkeit kann ihr Abbild erstehen; ersteht aufs neue Großes — Erhabenes, das die Züge seines Schöpfers trägt; schöpferische Kraft schafft aus der Liebe zum Ewigmenschlichen; aus der Liebe zum Gleichen — Großen; armselige Vernichtungsarbeit am Großen ist ihr fremd; sie ist ewig unfruchtbar — Zeichen ohnmächtiger innerer Armut —, deren Spur der ewige Geist verweht, der aus erhabenen Schöpfungen immer aufs neue, wie in ewger Jugendkraft zu uns spricht. So reichen sich über alle vergänglichen Tendenzen und Modeströmungen hinweg durch Jahrtausende die Werke eines Aischylos — Goethes — Richard Wagners die Hand. Als eines jener unvergänglichen Zeichen höchster menschlicher Wesensart steht Wagners Drama, steht heute in Bayreuth der Ring des Nibelungen — Parsifal — das Meistersingerspiel — in unverminderter Eindruckskraft wieder da. Erneut hat in der Wiedergeburt der Festspiele „allen Gewalten zum Trotz" sich der tiefe Sinn „Bayreuth" bewährt. Nur hier kann im Zusammenhang aller ineinandergreifenden Vorarbeiten und in der hier gegebenen Erfüllung der verzweigten künstlerischen Voraussetzungen der weltumfassende Geist des Dramas voll zum Ausdruck kommen; nur in der Darstellung des Werkes, die bis in jedes Wort, — jeden Klang, jede Bewegung hinein, den Gedanken, aus dem es geboren ist, lebendig ausstrahlt, kann sich das ihm innewohnende Leben zu unmittelbar ergreifender Wirkung offenbaren; darin beruht das Geheimnis der unvergleichlichen Wirkung dieser Darstellung, die jedem unvergeßlich ist, der sie in Bayreuth erlebt hat.

„Im Vertrauen auf dem deutschen Geist entworfen" steht auf der Partitur des „Ring des Nibelungen". Noch war das Werk fast unbekannt —; unter den ungeheuersten Schwierigkeiten nur gelang es dem Meister, sein Werk, so wie er es gedacht, an jener Stätte ins Leben zu rufen. Er hatte sich nicht getäuscht, in der Zeit höchster Not hat deutscher Geist aus tiefem innern Bedürfnis es wieder erstehen lassen. Ein Volk, das solcher Tat in härtester Not, allen Versuchen es niederzuzwingen zum Trotz, fähig ist — geht nicht unter. So gilt es, das heilige Vermächtnis — dieses Wahrzeichen höchster Menschlichkeit — im Geist des Meisters zu erhalten in gemensamer Arbeit; dann wird die Weihe des Spruches zum Segen unseres Volkes über ihr erblühen, den Wagner in den Grundstein des Festspielhauses versenkte:

Hier schließ ich ein Geheimnis ein,
Da ruh' es viele hundert Jahr',
So lange es verwahrt der Stein,
Macht es der Welt sich offenbar.

Bayreuth und die Jugend.

Eine Aufgabe. — Von Otto Daube.

Eine Sorge drückt so manchen, dem es am Herzen liegt, den wahren Kern Bayreuths nicht nur einer kleinen Gemeinde, sondern unserem deutschen Volke zu erhalten: Was weiß unsere Jugend von Bayreuth und wie soll sie zum Meister geführt werden?

Sind die Schriften, die die Bayreuther bereits zu ihrem Eigentum gemacht haben, die aber einer großen Schicht unseres Volkes nicht nur nicht zugänglich, sondern — wären sie es auch — nicht verständlich sind, dazu angetan, eine neue Jugend, die unter der Notlage unseres Niedergangs wirtschaftlich wie in ihrer geistigen Einstellung kaum in der Lage ist, die Pflege deutscher Kultur als oberstes Gebot der Stunde zu betrachten, zum Besitz des Bayreuther Werkes und sie zur Folgschaft im Sinne einer Lebensanschauung zu führen, die die Bayreuther Gemeinde als einen edlen Kreis rechter Menschen zusammenhält?

Neben die Sorge um die Gegenwart, die manchen Wagnerfreund auf halbem Wege stehen weiß und ihn nicht zum wirklichen Bayreuther hat machen können, tritt die schwerere: Wie führen wir unsere Jugend nicht nur in den Vorhof, sondern ins Allerheiligste?

Unsere Zeit lehrt uns, gerade unserer Jugend zu gedenken und ihr Alles, unser Letztes, zu geben. Denn unsere Jugend ist unsere Zukunft. Mit ihr allein kann unser Vaterland wieder erstarken, oder es wird mit ihr untergehn.

Was geschehen ist? Wenig! Die kurzen Hinweise der Schulen sind eben nur gelegentlich, planlos, unvollkommen, (sind ebenso vom Uebel wie die berüchtigten „Wagnerparaphrasen" des Klavierschülers).

Was geschehen kann? Manches! Die letzten Erlasse der Volksbildungsministerien, Abt. Musikunterricht in Schulen, lassen uns hoffen. Planmäßige Behandlung des musikgeschichtlichen Werdegangs, aus der Symphonie über die Frühromantik zum Musikdrama. Lebensbilder der Tonkunstmeister. In der Oberstufe: Kunst und Philosophie.

Was geschehen muß? Alles! — Hier ist die Zusammenarbeit aller derer Bayreuther notwendig, die in Schrifttum, Wort und Ton uns etwas zu sagen haben. Sie sollen die kurze Anregung aufnehmen, der Jugend den Weg ins Innere Bayreuths zu ebnen.

Die zahlreichen Wagnervereine mögen Jugendabende einrichten und an diesen planmäßig eine Jugend heranziehen, die begeistert vom Meister und seinem Werke von selbst nach dem verlangt, was ihr mit wachsendem Verständnis den einzig schönen Genuß des Werkes von Bayreuth geben wird. Dann findet sie den Weg, Weggenossen sind ja reichlich zur Stelle!

Wo aber bleibt das Handbuch „Bayreuth und die Jugend"?

Untergang oder Übergang?

Von Dr. Hermann Seeliger.

Wer rückschauend einigermaßen in der Lage ist, die Entwicklung unserer Musik zu überblicken, muß geradezu ergriffen werden von dem ungeheuren Reichtum an Gefühl wie an Erfindungsgabe und Gestaltungskraft; wie sich aus den einfachsten Verhältnissen einer urwüchsigen Diatonik eine Harmonik entwickelt, die in Chromatik und Enharmonik die Abschattierung in gleichsam gebrochenen Farben auch der leisesten seelischen Erregungen gestattet, und eine Innerlichkeit erreicht wird, der sich kein Geheimnis mehr verschließt; wie das Melos eine immer tiefere Beseelung erfährt und der Rhythmus, der seelische Pulsschlag, immer größere Freiheiten gewinnt und einer Dynamik das Feld bereitet, die jeder Steigerungsanforderung gewachsen ist. Vom Madrigal bis zum Tristan, vom Organum purum bis zur 9. Symphonie — welch ein wundervolles Schauspiel des Werdens, nicht nur der neuen Tonvorstellungen und Ausdrucksmittel, sondern des Seelenlebens selbst in seinen Wandlungen von enger Gebundenheit zu höchster individueller Freiheit, von dem zagen Angstgefühl gegenüber einem schier unüberbrückbar scheinenden Dualismus zwischen dem Ich und der Außenwelt bis zum beseligenden Gefühl des völligen Aufgehens im All. In diesem Identitätsbewußtsein, wie es die Instrumentaldichtung Beethovens in ihren erhabensten Momenten widerspiegelt, hat sich jene unerträgliche Spannung gelöst: die Natur, einst nur harte Wirklichkeit, ist zur vertrauten Freundin geworden, die ihren Auserwählten wundersame Geheimnisse zuraunt. Und nicht minder ergreifend ist die enge Verbundenheit dieser Seele mit dem Heimatboden: die erste uns erhaltene deutsche Oper ist ein geistlich „Waldgedicht". Was hier, in Harsdörfer-Stadens „Seelewig" unter dem dürftigen Gewande italienisierenden Faltenwurfs nach Ausdruck ringt, doppelt rührend in seiner schüchternen Unbehilflichkeit, ist jenes echt deutsche, landschaftsentsprossene Naturempfinden, das später in Beethovens Instrumentalmusik, im Freischütz und vollends im Ring des Nibelungen seine ausdrucksvolle Sprache gefunden hat.

Ein überpersönlicher Formenwille, dessen von allen unseren großen Meistern mehr oder minder deutlich gefühlte Transcendenz die Einheitlichkeit und das Ethos dieses großen Stils bedingt, regelt Takt und Tempo einer Entwicklung, die mit dem 19. Jahrhundert ihren Abschluß erreicht hatte. Demgegenüber offenbart die musikalische „Moderne", schon bei Richard Strauß und Reger, einen Mangel an Innerlichkeit, einen Rückgang an seelischen, ethischen Werten, der bei aller unleugbaren Bereicherung der Ausdrucksmöglichkeiten alle Anzeichen des beginnenden Zerfalls aufweist und mit unverkennbarer Deutlichkeit das Bild der von Materialismus und Intellekt an Stelle der Seele beherrschten Gegenwart widerspiegelt. Die Erotik, bei Beethoven und Wagner unter dem Aspekt der Ewigkeit stehend, wird zum Sinnenrausch; ihre aus tiefstem Erleben quellende Naturpoesie und Landschaftsmalerei zur Naturstudie unter Umkehrung des Geleitworts Beethovens zu seiner 6. Sinfonie: „Mehr Ausdruck der Empfindung als Malerei". Was bei jenen der Niederschlag einer erkämpften Weltanschauung, wird zur Übersetzung philosophischer Werke, und was in Orgel- und Kirchenmusik die Architektonik der gotischen Kunst Bachs erstrebt, verhält sich zu jener wie die neudeutsche Baumeistergotik zur echten: es fehlt eben auch hier „der reichliche Tropfen Mystik, den die alten Baumeister ihrem Kalkül zugemischt haben", es fehlt der wirklich religiöse Untergrund. Die gefährliche Kunst eines ungeheuer gesteigerten Charakterisierungs-

vermögens schreckt schließlich vor nichts, selbst dem Widermusikalischen, mehr zurück und der physiognomische Ausdruck, die bedeutungsvolle Geste verzerrt sich zur individuellen Grimasse wie das Seelische ins Pathologische und das Phantasievolle ins Spukhaft-Groteske. Wir kennen diese Erscheinungen bereits aus der Entwicklung der Malerei und Dichtung und die mit ihnen Hand in Hand gehenden: das Schwinden jeder organischen Logik und jedes Formgefühls. Schließlich löst die Übermoderne vom Boden rein verstandesmäßiger Theorien aus die musikalische Zeichnung und Farbe in die Bedeutungslosigkeit des reinen Klanges auf, um zuletzt bei der primitiven Kunst der Urzeitvölker und dem Dadaismus anzulangen. Wenn der besonders durch Debussy vertretene Impressionismus immer noch gewisse innere Gesetze erkennen läßt, stehen wir mit dem Expressionismus oder Futurismus in der absoluten Anarchie, in der der Spruch der Hexen im Macbeth „Häßlich soll schön, schön soll häßlich sein" restlos verwirklicht erscheint.

So trübe und verworren sich das Bild der Musik der Gegenwart darstellt, so fraglos interessant ist das Problem, das es darbietet. Daß in der Entwicklung einer Kunst immer wieder ein Neues das Alte ablöst, zuweilen in stürmischer Explosion, versteht sich von selbst, und die Wagnernachfolge hat trotz mancher höchst schätzenswerter Erscheinung doch erwiesen, daß der Meister den Schlußstein einer im Banne einer großen Tradition und auf dem Boden eines festen Tonsystems stehenden Entwicklung bildet. Was bedeutet nun das Neue, das in geradezu fanatischer Revolutionierung alles bisher Bestehende in Scherben zu schlagen sich erkühnen will? Franz Liszt hat einmal bemerkt: „Es ist wohl zu unterscheiden, ob das Neue die unumgängliche Folge einer neuen Gefühlsweise und einer aus dieser mit Notwendigkeit hervorgegangenen neuen Form ist, oder nur eine Zuflucht geistiger Armut, eine Maske, hinter der sich ein leeres Gesicht verbirgt". Ist das erstere der Fall, welcher Art ist dann die neue Gefühlsweise? Der Lamprechtsche Begriff der Reizsamkeit, wie er den gesteigerten Subjektivismus des 19. Jahrhunderts nennt, läßt sich nicht noch weiter steigern, ohne die in Rede stehende Frage auf das Gebiet der Neurologie oder Biologie zu schieben und das Phänomen aus einer stark materialistisch angehauchten Geschichtsauffassung zu erklären, als das Ergebnis eines fortschreitenden Degenerierungsprozesses. Aber wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Anarchisten der Atonalität vorzugsweise Asiaten sind, Russen oder Juden, so gewinnt im Hinblick auf Hermann Hesses „Blick ins Chaos" die Bezeichnung der Übermoderne als „musikalischer Bolschewismus", der man zuweilen begegnet, eine ungeahnt tiefe Bedeutung. Was sich hier in der Zerstörung aller bisher geltenden Stil- und Formgesetze, in der Umkehrung aller ästhetischen Begriffe offenbart, erscheint dann als die Spiegelung jener Amoralität des Denkens und Empfindens, die das Göttliche und Schicksalhafte auch noch im Häßlichsten und Bösesten zu erfühlen fähig ist; als der Ausdruck des Ideals eines Seelentums ‚das wieder Urstoff ist: es ist das Russische der „Brüder Karamasoff" Dostojewskis, das den Geist Europas aufzufressen beginnt, denn der Futurismus ist eine internationale Erscheinung, die von Rußland bis Spanien bemerkbar ist.

Oder ist jenes amelodische Gestammel nur Maske, die letzte krampfige Äußerung der faustischen Seele, die hier zum Ziele gelangt ist, zur restlosen Abstraktion, zur Auflösung jeder sinnlichen Gestalt in die Unsinnlichkeit des reinen Klanges? Jedes Symbol kann hundert Deutungen haben und jede kann richtig sein. Auch die Frage nach dem Schicksal der abendländischen Musik ist die Rassenfrage, denn alle Kunst ist Rassenausdruck. Aber ein ganz reinrassiges Volk gibt es nicht, und die Rassenkunde erklärt mit großer Wahrscheinlichkeit den Niedergang unserer Kultur aus dem Versiegen des nordrassischen Blutes und dem Emporbringen

andersrassiger Unterschichten, die nicht von dem gleichen, im Blute liegenden Takt beherrscht sind, wie die formgebende, dünne, allmählich verbrauchte Oberschicht. Damit tritt aber auch hier — gleichviel, welcher Deutung man den Vorzug geben will — das jüdische Problem in den Kreis der Betrachtung. Hat man schon bemerkt, daß erst seit dem Übergange unserer Kultur zur Zivilisation das Judentum sich an dem musikalischen Leben der Nation beteiligt? Das 13. Jahrhundert weist als Kuriosität einen jüdischen Minnesänger auf, der dreißigjährige Krieg sogar einen jüdischen — Reitergeneral, aber hat Philipp Emanuel Bach einen jüdischen Zeitgenossen in Apoll? Wo eine Kultur anfängt brüchig zu werden, da beginnt die zersetzende Tätigkeit des Judentums: Meyerbeer ist der Ausgangspunkt einer Linie, in deren Verlauf immer unverhüllter die jüdische Tendenz: Abbau alles dessen, was anders ist als das Judentum, hervortritt, bis schließlich in Arnold Schönberg der musikalische Anarchist vor uns steht, dessen Theorien bei der Empfänglichkeit der deutschen Seele die gleichermaßen verheerende Wirkung ausgeübt hat wie die sozialistischen von Marx. Denn „der innerlich zugehörige Mensch bejaht im letzten Grunde doch selbst dort, wo er zerstört, der innerlich fremde verneint selbst, wo er aufbauen möchte. Was die abendländische Kultur in ihren Machtgebieten durch Reformen eigenen Stils vernichtet hat, ist nicht auszudenken, und ebenso vernichtend wirkt das Judentum, wo es auch eingreift".[1]) Jede Revolution, den Begriff nicht bloß in politischem Sinne genommen, die dem faustischen Menschen letzten Endes immer noch eine Bejahung ist, wenn auch über Trümmer hin, bedeutet für den Juden nur den Abbau von etwas, das er nicht begreift. Die niederträchtige und hassenswerte Verhöhnung aller völkischen Ideale, die geflissentliche Herabsetzung unserer großen Meister, worin sich auch die Übermoderne gefällt, die Abneigung gegen alles Heldische, das vom Internationalismus der Kunst, alles das ist echt jüdisch und dient der Absicht, auch hier dem Volke seine eingeborenen Instinkte zu vernichten und es seelisch zu entwurzeln.[2]) Man mag das Problem wenden wie man will — als Symbol von tieferer Bedeutung genommen bietet der Futurismus das Bild eines formlos gewordenen Seelentums dar. Indessen hat er wirklich Anspruch darauf, und ist im Tristan bereits die letzte der faustischen Künste gestorben? Man kann diese Frage wohl vorläufig noch getrost verneinen. Denn durch all den chaotischen Wust der Gegenwart drängt doch immer noch so viel quellendes Leben zum Licht mit einer Energie, die zur Überzeugung nötigt, daß die Gestaltungskraft des gotischen Formenwillens noch keineswegs erloschen scheint. Manches hoffnungsreiche Talent hat freilich der Krieg verschlungen, so ist besonders der Verlust von Fritz Jürgens

[1]) Spengler, Der Untergang des Abendlandes II., 395 ff.

[2]) Ich habe mich hier nur mit Andeutungen begnügen müssen, vielleicht dienen sie zur Anregung, die Entwicklung der modernen Musik einmal als Rassenfrage zu behandeln; wir würden da ohne Zweifel allerhand eigenartige und interessante Dinge zu hören bekommen; auch der Zeitpunkt wäre günstiger als für R. Wagner, dessen Vorgang hier keinerlei Nachfolge erweckt hat; vielmehr sind Historiker und Musikgelehrte dem Thema vom Judentum in der Musik bis auf ganz vereinzelte Ausnahmen mit einer wahren „Judenangst" aus dem Wege gegangen. So auch Walter Niemann (Die Musik seit R. Wagner), wenn auch sein Buch Ansätze zu einer rassenkundlichen Behandlung der Musikgeschichte darbietet. Befremden aber muß ein Urteil wie das folgende — er spricht von dem Versagen der Moderne auf dem Gebiet der Kirchenmusik —: „Es ist nicht zufällig, daß die meisten kirchlichen Modernen christlich getaufte und darum meist um so streng gläubigere Semiten sind; ihre Rasse stellte von je die anpassungsfähigsten und malerisch begabten Talente" (S. 179). Es macht seinem — weltfremden — Idealismus alle Ehre, aber richtig daran ist sicher nur der letzte Satz, und der Begriff malerisch nur mit Beschränkung auf die Musik.

aufs innigste zu beklagen, dessen wundervolle, tief empfundene Gesänge mit ihren weit geschwungenen melodischen Linien und ihren reinen und warmen Herzenstönen zu dem vollendetsten Edelgut gehören, das wir auf dem Gebiet der Liederlitteratur besitzen. Auch mit Rudi Stephan mußte die deutsche Musik eine große Hoffnung begraben.[3]) Und unter ihren lebenden Altersgenossen begegnen wir immer noch Persönlichkeiten von ausgeprägtester Eigenart, deren Schaffen gleichweit absteht von den verzweifelten Anstrengungen eines müden Epigonentums wie von der zum Ideal erhobenen Gestaltlosigkeit der Übermoderne. So tritt uns in Lothar Windsperger, dem Sohn eines bajuvarischen Lehrers und Organisten, der denkende Künstler entgegen, der von dem Boden einer festen Weltanschauung aus sich mit den Erscheinungen der Außenwelt auseinander zu setzen sich bestrebt. Das gibt seinem Schaffen zuweilen einen mystischen und grüblerischen Einschlag. Denn diese Musik hat Rasse; sie ist der Ausdruck eines Welterlebens und tritt auf mit dem ganzen Pathos eines kraftbewußten, sittlichen Idealismus. Daher ihr heroisch-dramatischer Charakter, deren immer wieder-kehrendes Thema Kampf und Überwindung ist, daher auch jene echt germanische Verehrung von Helden und Heldentum, die in unserer verlumpten und verderbten Zeit emporreißend berührt. Seine Rhapsodien sind wirkliche Heldengedichte und seine a-moll-Sinfonie offenbart den heroischen Wesenszug eines Daseins, das ein Schicksal sein, nicht eins erleiden will.

Doch kommen wir zum Schluß. Wenn auch die ganz großen Gipfelhöhen hinter uns liegen mögen, schöpferische Kraft, Gestaltungsgabe, künstlerisches Formgefühl ist doch immer noch genug vorhanden, mag auch der Ausdruck die in andern Anschauungen erwachsene ältere Generation zuweilen befremden.[4]) Wo viel Rauch ist, da ist auch Feuer. Vorläufig stehen wir in jeder Hinsicht in einer noch nie dagewesenen Schicksalskrisis. Alles Geschehen aber ist seelisches Geschehen, und die Musik als der unmittelbarste Ausdruck der Seele spiegelt von allen Künsten am reinsten den derzeitigen seelischen Fieberzustand wieder, zugleich aber auch, ob ein Seelentum noch lebensfähig ist oder nicht. Es läßt sich sehr wohl noch in dem Rahmen des bisherigen Tonsystems, das wie die Einführung der Ganztonleiter beweist, immer noch der Erweiterung fähig ist, und der bisherigen Stilformen Neues und Bedeutendes sagen, und die fremdrassigen Hanswürste der Atonalität werden von selbst wieder verschwinden, wenn unser Volk wieder zur Besinnung auf sich selbst, d. h. zur Gesundung gelangt. Und das wird es mit Gottes Hilfe.

---

[3]) Die Werke beider, sowie die Lothar Windspergers sind im Verlag von Schott's Söhne in Mainz erschienen. Von Stephans Musik habe ich nichts kennen gelernt, doch muß er den Urteilen der Kritik nach eine hervorragend begabte Natur gewesen sein.

[4]) Vom letzten Tonkünstlerfest in Kassel schrieb mir ein Freund, der mitten im praktischen Musikleben steht: „Auf diesem Tonkünstlerfest hatte ich noch ein ganz eigentümliches Renkontre mit mir selber, d. h. mit dem andern Menschen in mir. Sie wissen, wie sehr ich mit Ihnen den Futurismus hasse, und da muß mir das Unglück passieren, daß mir die Sinfonie des hanebüchenen expressionistischen Komponisten Krenek gefiel. Tatsächlich! Natürlich war ich nicht mit allen Stellen einverstanden, aber ich fühlte doch, daß hier ein unglaubliches Talent — allerdings noch gährend — am Werke ist. Der junge Mensch ist erst 22 Jahre alt! Dieses Vorkommnis hat mich an meinem inneren musikalischen Menschen etwas irre gemacht."

Besprechungen.

Richard Wagner: Briefe an Hans Richter.

Herausgegeben von Ludwig Karpath. Verlag Paul Zsolnay, Berlin, Wien, Leipzig. 1924.

Gerade zu den Festspielen erschien diese neue Briefsammlung des Meisters, die unserer innigsten Teilnahme gewiß sein darf. Es sind hundert kürzere und längere Schreiben, die nun der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Mit einer einzigen Ausnahme ist ihr Wortlaut unverkürzt gelassen. In einer warm und klar geschriebenen Einleitung verbreitet sich der uns wohlbekannte Herausgeber Ludwig Karpath über die Eigenart dieser Briefe. Sie spiegeln die Güte und Treue wieder, die den Meister im Verkehr mit Freunden beseelte. Sie halten zugleich die Erregung des Augenblicks fest. Hans Richter trat als junger Mann in jenem Zeitpunkt vor Wagner, als dieser auf die Vollendung und Verwirklichung seiner Lebensaufgaben, von eines Königs Freundschaft beschirmt, das sichere Augenmerk richten konnte. Von Anfang an gab diese Lage der neuen Freundschaft Halt und Stäte. Hans Richter erscheint zuerst (1868) an der Münchener Uraufführung der Meistersinger beteiligt. In Tribschen wird ihm die Aufgabe, die Partitur abzuschreiben. Als Wagner dann nach Bayreuth übersiedelte, als die Aufführung des ganzen Rings immer näher heranrückte und schließlich zur Tat wurde, da vollendete Hans Richter seine Sendung und leitete die Festaufführungen des Jahres 1876. In diesen Umkreis, dessen Bedeutung wir nicht auseinanderzusetzen brauchen, führen Wagners Briefe. Bei allem Ernst, den die hohen Aufgaben in sich bargen, überwiegt der humoristische Ton. Mit dem Humor verdeckte der Meister nicht bloß den trockenen Ernst, er hielt ihn auch gegen den Ärger bereit, den ein solches Unternehmen als solches, durch die Berührung mit tausend menschlichen Schwächen, mit sich bringen mußte. So lesen sich diese Aufträge, Äußerungen, Kundgebungen recht kurzweilig; nur möge man bedenken, welche Sorge, Mühe und Qual oft dahinter steckt. Aus der Fülle des Ausgesprochenen heben wir nur Weniges heraus. Nach Brüssel schreibt Wagner dem jungen Freunde (1869): „Sie lernen ja nun das französische Wesen kennen: es wirkt — selbst auf mich — zu Zeiten immer einmal wieder verführerisch; dennoch fehlt ihm etwas in den allerersten Grundelementen, was — so schlecht es bei uns steht — doch in Deutschland überall ganz von selbst vorhanden ist!" Neben der Erwähnung Nietzsches als des neuen jungen Freundes aus Basel stehen die Worte: „Meine Welt wird immer kleiner, aber immer tiefer und echter." An den bekannten Spruch Goethes von „unserer Krankheit schwerem Geheimnis" erinnert die Klage über Zögerung und Eile: „so geht alles".

Was Wagner an Richter gleich in der ersten Zeit hochschätzte, war die opferwillige Ergebenheit, mit der sich hier eine bedeutende musikalische Kraft für die meisterlichen Ziele einsetzte. Unvergessen sei Richter sein Verhalten in der Frage der Aufführung des Rheingoldes, als der König gegen Wagners Willen die vorzeitige Münchener Wiedergabe durchsetzte. Kurz darauf (im März 1870) schrieb der Meister an Richter: „Mein teurer Freund! Abermals haben Sie unser Banner hochgehalten! Zu München war es bei Rheingold, als Sie sich weigerten, eine mangelhafte Aufführung zu dirigieren, jetzt wieder, indem Sie das Schifflein meines Lohengrin durch Klippen und Hindernisse aller Art glücklich in den Hafen geleitet haben." 1872 fällt der Ausspruch, den man sich heute wieder fest einprägen sollte: „Als Dirigent muß man vor allem Charakter haben und ein tüchtiger Kerl sein."

Lange philosophische Auslassungen darf man in vorliegender Sammlung nicht suchen. Der Empfänger dieser Briefe war ein Urmusiker und Urmusiker, dem theoretisches Grübeln, selbst über Musikalisches, selbst über die Werke des allverehrten Meisters fern lag. Das Wesen Hans Richters strahlt ebenso aus den Briefen zurück, wie sie Richard Wagners Eigenart wiederspiegeln. Noch erwähnen wir, daß von den hundert Briefen einundneunzig noch nirgends veröffentlicht waren; fünf waren in die Sammlung der Briefe Wagners an seine Künstler aufgenommen, vier waren 1883 unter Mißbrauch des Vertrauens in die Presse gelangt. Der Herausgeber, Ludwig Karpath, schrieb in dem „Musikbuch für das Jahr 1909" (Wien, Karl Fromme) über Wagners Wohnhäuser in Wien.

*

Aus alter und neuer Zeit.

Wir haben im Sommerstück 1923 Anlaß genommen, auf das Werk über die Germanischen Neumen hinzuweisen, die Prof. Dr. Oskar Fleischer entzifferte (Frankfurter Verlagsanstalt Frankfurt am Main). Die Meinungsverschiedenheiten, die sich über Fleischers Haupte entluden, können Zutrauen oder Werturteil nicht erschüttern. Inzwischen ist im Engelhornschen Verlage der Musikalischen Volksbücher (in Stuttgart) eine Zusammenfassung der bisherigen Forschungen und Ergebnisse herausgekommen, für welche P. Dominikus Johner, Benediktiner von Beuron, gutsteht; der Titel heißt Der gregorianische Choral, sein Wesen, Werden, Wert und Vortrag. Hier hat man, ohne dicke Bücher wälzen zu müssen, alles bequem beieinander, was zum Mitwisser der Geheimnisse oder Fragen macht, die der Choral stellt. Jene einstimmig, nicht harmonisch empfundenen, bald Einzelnen, bald einer Mehrzahl anvertrauten, rhythmisch freien Feiergesänge mächtigen Tonumfangs sind neuerdings durch die vatikanische Ausgabe Pius' des Zehnten tunlichst in ihrer als ursprünglich erreichbaren Fassung wiederhergestellt worden. Johner unterrichtet über die Geschichte des Chorals, über seine Schriftzeichen, über die acht Kirchentonarten, über den zugehörigen eigenartigen Rhythmus, über die Beziehungen zum Gottesdienst, über das Verhältnis von Wort und Ton, über Ausdruck, Formen und Vortrag des Chorals, sowie über seine Nachwirkungen in der allgemeinen Musikgeschichte. Die Bayreuther Kreise haben vor allem Liszts wegen Grund, sich mit dem alten Choral zu befassen. In München gibt Alban Schachleitner, der für die Zeitschrift Musica divina (Wien, Universaledition) zeichnet, erwünschte Gelegenheit, sich mit dem Choralgesange vertraut zu machen. Über Liszt, der seinerzeit die mediceische Ausgabe Pius' des Neunten erlebte, schrieb Heinrich Sambeth eine Doktorarbeit, betitelt: Die gregorianischen Melodien in den Werken Franz Liszts und ihre Bedeutung für die Entwicklung seiner Religiosität und Kunstanschauung (Münster in Westfalen, 1923). — Da wir nun einmal beim arg finstern Mittelalter sind, möchten wir, weil ein Gedenkjahr gefeiert wird, auch Thomas von Aquin erwähnen, der, vom Deutschen Albertus Magnus angeregt und selbst halbdeutscher Abstammung, Natur und Gnade in ein ersprießliches Verhältnis zu einander zu bringen trachtete. Dieses Streben nach Einheit und Harmonie des Denkens wurde anfangs stark angefochten, ist aber doch durchgedrungen und wurde von der Kirche als heilsam anerkannt. Es ist ein Vorurteil, wenn wir mittelalterliches, scholastisches Denken gering schätzen. Die Fragen, welche das Leben stellt, sind immer die gleichen, und das reine Denken ist keinesfalls erst im zwanzigsten Jahrhundert erfunden worden. Wer das Geistesleben des dreizehnten betrachten will, greife zu dem

Buche über Thomas von Aquin, von Joseph Anton Endres. Es erschien in der Sammlung: Weltgeschichte in Karakterbildern (Verlag Kirchheim, Mainz). Ein ausgewählt feiner Bildschmuck kennzeichnet diese Sammlung, in der auch Kienzls Buch über Wagner erschien.

Kehren wir wieder um zur Musik, so finden wir unter den Bestrebungen, die Vergangenheit zur Gegenwart sprechen zu lassen, ein neues Unternehmen des Verlags Kistner und Siegel: es nennt sich Organum und enthält in vier Reihen geistliche und weltliche Gesangmusik, Kammer- und Orgelkunst. Bei den Gesangwerken werden beiderlei Bekenntnisse berücksichtigt. Die Anregung ging von Studierenden des Akademischen Institutes für Kirchenmusik in Berlin aus. Sie wünschten, als sie im Beruf standen, solche Werke, die sich durch Aufführungen (auch außerhalb des Instituts) erprobt hatten, dem unmittelbaren Gebrauche zugänglich gemacht. Deshalb bietet die Organum-Ausgabe, die unter Leitung von Prof. Dr. Max Seiffert steht, den fertig zugerichteten Stoff, wie er für die Aufführung gebraucht werden kann. Bis jetzt erschienen Werke von Matthias Weckmann, Franz Tunder, Johann Philipp Krieger (Duett nach einer Dichtung von Angelus Silesius), Sweelinck, und was Kammermusik angeht, von Corelli, Erlebach, Johann Graff und Vierdanck. Die Vorbachsche Orgelmusik, obzwar sie der Bachforscher Wilhelm Werker sehr tief stellt, hat doch Vertreter, die man unbedingt kennen sollte. Da empfehlen wir auch die Ausgabe: Alte Meister des Orgelspiels von Karl Straube, dem Organisten an der Leipziger Thomaskirche. Der erste Band (in der Edition Peters) enthält Stücke der verschiedenen Gattungen des Choralvorspiels, der Toccata, der Fuge u. s. w. Vertreten sind Buxtehude, Georg Böhm, Delphin, Kerll, Georg Muffat, Pachelbel, Scheidt, Strungk, Johann Gottfried Walther, und Bach selber mit dem Neudruck eines Choralvorspiels In dulci jubilo, das sich neben der Fassung des Orgelbüchleins auch hören lassen kann. Ein zweiter Band dieser Straubeschen Ausgabe ist im Erscheinen begriffen. Über Werkers Bachforschungen haben wir in eigenem Zusammenhang berichtet. Hier ist noch ein köstliches Nachlesebuch zu erwähnen, das Bachs Sonaten und Suiten für Geige und Cello allein bringt (Dreimaskenverlag, München, 1921). Ihre besondere Bedeutung erhält diese Ausgabe durch die Einleitung von Prof. Dr. Ernst Kurth, dessen Werk über den Linearen Kontrapunkt Bach in ganz neuer Weise von ursprünglichen Anschauungen aus betrachten lehrt (die zweite Auflage dieses bedeutenden, bahnbrechenden Buches erschien 1922 bei Max Hesse in Leipzig). Bachs Sonaten für Einzelvioline führt uns auf zwei Schriften, die Fritz Meyer in den letzten Jahren für die Sammlung Bartels in Braunschweig verfaßt hat: Die schönsten Sonaten alter Meister im Violinunterricht (mit Notenbeispielen) und Allerlei von der Violine (mit Abbildungen von Geigen und deren Vorformen). Im erstgenannten Buche werden 182 alte Sonaten in sechs Stufen eingeteilt und so ausführlich besprochen, daß sich jeder das Geeignete und Wünschbare aussuchen kann. Im zweiten erzählt Meyer in verständlicher Darstellung die ganze Geschichte des Tonwerkzeugs, ohne die Deutschen Kaspar Tieffenbrucker oder Jakob Stainer zu vergessen. Die beschriebenen Bilder berühmter Maler mag man in Langewiesches „Musik in fünf Jahrhunderten" nachsehen. Fritz Meyer hat außerdem „Berühmte Geigen und ihre Schicksale" und „Plaudereien am Klavier" geschrieben. Aus der Sammlung Bartels nennen wir noch: Psychologie und Logik (für Musikstudierende) und Suite, Sonate und Symphonie (kurze Einführung).

Eine Auswahl von Klavierstücken von Philipp Emanuel Bach bietet uns Elisabeth Caland dar (Heinrichshofen, Magdeburg). Als rührige Ver-

fechterin der Deppeschen Lehre des Klavierspiels steht die Herausgeberin mittelbar auch mit Liszt in Beziehung, sofern sich nach dem zuverlässigen Urteile Amy Fays Deppes Unterweisung in entscheidenden Punkten mit Liszts eigenem Spiele berührt.

Während über Johann Sebastian Bachs Wiederbelebung mancher die Hände über den Kopf zusammenschlägt und öffentlich nach Hiller, Rheinthaler, Vierling ruft, weil das Bedeutende dem Unbedeutenden schadet, beginnt neben Bach schon wieder eine andere Größe anzupochen: Händel! Wenn man bei ihm auch nicht das findet, was Bachs Kantaten, Orgel- und Klavierwerken ebenbürtig wäre, so gebietet er doch für seine Eigenart Achtung, und man sollte nie vergessen, daß sich so feinfühlige Naturen wie Herder für ihn erwärmten. Zudem hat es die gelehrte Forschung von heute erreicht, daß seine Opern als ein wesentlicher Bestandteil seines großen Lebenswerkes anerkannt und aufgeführt wurden. In der Geschichte der Händelbewegung ist in der Tat die Wiederaufnahme der Opern, seit 1920, eine unerwartete und glückliche Wendung. Ganz zur rechten Zeit erscheint darum die große Händelbiographie von Hugo Leichtentritt (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1924).[1]) Von den 871 Seiten sind 200 der Oper gewidmet. Gluck ist nun nicht mehr der Älteste, wenn unsere lebendige Erinnerung Wagners Vorgänger überprüft. Aus einer Oper stammt das berühmte „Largo". In Händels Lebensführung ist ein stark diesseitiger Zug unverkennbar; wir verstehen dies nicht im unedlen Sinne. Was die Frage der massenhaften Entlehnungen betrifft, so scheint sie noch nicht entscheidbar zu sein. Der Wiedergabe widmet Leichtentritt einen eigenen Abschnitt, worin glücklicherweise dem seinerzeit gehässig verfolgten Robert Franz Gerechtigkeit widerfährt. Gewundert hat uns, wie sattsam sich der Verfasser über die Unzulänglichkeit seiner Vorgänger äußert. Das Deutschtum Händels kommt etwas kurz weg. Am ausführlichsten sind natürlich die Oratorien behandelt. Wenn einst ein Werk wie Judas Makkabäus unser deutsches Bewußtsein hob, so möchten wir jetzt glauben, daß die alttestamentlichen Stoffe für sich genommen eher unsern Widerwillen erregen und völkisches Empfinden aus dem Widerspruche heraus befruchten. Unser Bayreuther Meister stand Händel namentlich deshalb kühl gegenüber, weil er Schützling eines selbstgefälligen Bibelglaubens war. Leichtentritt widerspricht dem Standpunkte, der Händel für eine kirchlich geaichte Frömmigkeit gepachtet zu haben glaubt. Wir wollen noch anführen, daß das umfangreiche Buch übersichtlich gestaltet ist; unter den Verzeichnissen befinden sich auch Tafeln, welche Leben und Werke darstellen.

Beiträge zur Geschichte der Oper hat Ludwig Schiedermair veröffentlicht unter dem Titel: Bayreuther Festspiele im Zeitalter des Absolutismus (Kahnt, Leipzig). Text und Abbildungen geben vom Leben und Treiben des 18. Jahrhunderts inbezug auf deutsche wie italienische Oper einen sichern Begriff. Es sind nun zwei Jahrhunderte verflossen, seit der Bayreuther Hof dem Beispiel Hamburgs folgte und eine deutsche Oper begünstigte. „Die Ansätze hätten zu einer nationalen Kunst führen und der italienischen Oper in Deutschland das Monopol streitig machen können." Leider folgte damals in Bayreuth wie in Hamburg der Sieg des Auslandes — doch nicht für immer, dessen sind wir frohe Zeugen!

Daß in Deutschland vor hundert Jahren das Italienertum doch erlag und sich eine von Deutschen beherrschte Oper behauptete, ist Mozart zu danken. Der wachsenden Teilnahme für ihn entspricht das Unternehmen des Mozartjahrbuchs, von dem der Mozartbiograph Hermann Abert 1923 im Dreimaskenverlag

[1]) Ein Vorgänger ist Romain Rolland's „Händel", deutsch bei Rascher & Co. in Zürich.

(in München) den ersten Band herausgab. Rechnet das hier Gebotene vor allem mit Kennern und Gelehrten, so wendet sich der Roman: Mozart, Ein Künstlerleben, an die allgemeine Leserwelt. Obschon eine Abneigung gegen geschichtliche Romane nicht grundlos ist, dürfen wir hier doch rückhaltlos empfehlen. Es handelt sich um eine aus geschichtlicher Wirklichkeit geschöpfte Darstellung, die in Mozarts inneres Erleben einführt, warme Liebe zu ihm weckt, das Verkanntsein schonungslos enthüllt und seine deutsche Art, die man gerne unterschätzt, zweifelsfrei sicherstellt. Kein Leser kann das spannende Buch anders als in Begeisterung für den „Licht- und Liebesgenius" genießen. Der Verfasser des Romans ist Ottokar Janetschek; der Verlag Bong in Berlin hat das Werk mit reichem Bildschmuck ausgestattet.

Wie erfreulich Gedenktage nachwirken können, ersieht man daran, daß des Romantikers Hoffmann Todesjahr den Anlaß gab zu einer regelrechten Ausgabe seiner Musikalischen Werke. Ihr Leiter ist Gustav Becking, der Verlag Kistner und Siegel in Leipzig. Der erste Band enthält vier Klaviersonaten, die, gut gespielt, ihre Wirkung nicht verfehlen. Der Herausgeber liefert eine lesenswerte Einleitung. Die vierte Sonate und das Andante der zweiten sind als „Sonate und Andante für Klavier" auch im Dreimaskenverlag (in München) erschienen, besorgt und eingeleitet von Dr. Gerhart von Westermann. Im zweiten Bande der Kistner-Siegelschen Sammlung findet man ein Quintett für Harfe (oder Klavier) und Streichquartett, das angenehmste Überraschungen birgt; man greife gleich zum Adagio, um einen Eindruck von Hoffmanns Musiksinne zu bekommen. Das Thema des Finales gemahnt an Bachs große Cismollfuge. Über die Eigentümlichkeiten des Stils unterrichtet auch hier als Herausgeber Gustav Becking.

Über Friedrich Smetana (-Schmetten, Sahne) unterrichtet eine ausführliche Lebensbeschreibung (359 Seiten) von Ernst Rychnovsky (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1924). Das erste große Buch über den tschechisch eingeordneten Tondichter hat also ein Deutschösterreicher geschrieben. Smetana gehört ohne Bruch, Abfall oder Widerruf dem Kreise Liszts an, und ist von Wagners späteren wie früheren Werken tief berührt gewesen. 1848 hat Liszt dem Vierundzwanzigjährigen die Gründung einer Musikschule und eines eigenen Heims ermöglicht. Die Dankbarkeit Smetanas war lebenslänglich; die künstlerische Zugehörigkeit entsprach der innern Art seines Wesens. Rychnovsky erzählt von den Kämpfen, die seine Kunst und seine Gesinnung gerade auch seitens der Tschechen zu bestehen hatte. Heute ist der Tondichter natürlich obenauf, und der Staat sorgt für eine würdige Gesamtausgabe seiner Werke, sogar mit tschechischem Text, ohne Übersetzung (wogegen deutsche Verleger in solchen Fällen mindestens dreisprachig werden). Köstlich ist, wie Brahms, um auch einen Tschechen zu betreuen, Dworschak alljährlich philharmonisch aufführen läßt und in allem begünstigt, zuletzt aber, 1892, gegen Smetanas „Verkaufte Braut" eine Enttäuschung erleben muß. Wenn zwei das Selbe tun, es ist nie das selbe.

1924 feiert auch Bruckner schon seinen hundertjährigen Geburtstag, in die Ewigkeit entrückt, wo es keine Verspätung gibt, keine hintertriebenen, keine ängstlich unterlassenen Aufführungen, wo Wert und Unwert morgen wie heute, heute wie morgen fest bleiben. Das längst erwartete Quellenwerk, das uns der Linzer Musikdirektor August Göllerich verhieß, ist endlich hervorgetreten. Die österreichische Notzeit hat dem Vielbeschäftigten arg zugesetzt, und er erlebte das Erscheinen des ersten Bandes nicht mehr. Der Böcklabrucker Chorregent Prof. M. Auer hat seine Herausgabe geleitete; Verleger ist Gustav Bosse in Regensburg.

Die Sprache eines tiefen seelischen Verstehens gibt Göllerichs Darstellung ihr Gepräge; die Ausstattung bringt nicht bloß den Schmuck der Bilder, sondern was zum Wesen gehört: Beilagen von größeren und kleineren Erzeugnissen Bruckners, die gemäß einer Abmachung in Göllerichs Lebensbeschreibung zuerst veröffentlicht werden. Auch die folgenden Bände bergen solche Überraschungen. Über Bruckners Chormusik, besonders über die drei Messen, hat Kurt Singer soeben ein dankenswertes Buch herausgegeben (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1924). Neues, namentlich über Bruckner als Lehrer, enthalten die Erinnerungen an Anton Bruckner, von Friedrich Eckstein (Universaledition, Wien): nachdrücklich wird hier die Meinung widerlegt, als sei die Unterweisung des Symphonikers mehr Spaß als Ernst gewesen. Die Formvollendung seiner Werke wird von Hermann Grabner in seiner Funktionstheorie Hugo Riemanns (Otto Halbreiter, München) am Adagio der siebten Symphonie nachgewiesen, das der Theoretiker auf den ganzen inneren Zusammenhalt hin prüft. Einen etwas andern Standpunkt nimmt Richard Wetz ein, der für Reclam eine kleine Lebensbeschreibung Bruckners abfaßte: er glaubt, nachsichtig sein zu müssen. Diese Auffassung (und auch die gewaltsame Loslösung des Symphonikers vom Bayreuther Meister) erscheint uns fragwürdig. Wie zielfest und formsicher Bruckner war, begründet in geschlossener Beweisführung Kurths Buch über Bruckner, das bei Max Hesse in Leipzig erscheint; die Leser haben es vielleicht schon in Händen. Wir kommen darauf zurück. Fertig liegt vor die neue Fassung der vierhändigen Auszüge zu allen neun Symphonien, ausgearbeitet vom bekannten Klavierauszügler Otto Singer, für den Verlag Peters; drei Bände mit je drei Werken. Gegenüber der bisherigen Ausgabe von Ferdinand Löwe und den beiden Schalk hat der neue Bearbeiter bessere Spielbarkeit und mehr Klarheit und Einfachheit angestrebt. Die übernommenen Striche im sechsten Adagio und achten Finale werden hoffentlich bald beseitigt.

Von Hugo Wolf ist eine neue Briefsammlung herausgekommen: es sind die Briefe an den Grazer Freund Heinrich Potpeschnigg, welche Heinz Nonweiller herausgab (Union, Stuttgart, 1923). Durch den Richard Wagnerverein wurde Potpeschnigg 1890 auf Wolf aufmerksam. Bald war er begeisterter Anhänger, tatkräftiger, selbstloser Freund. Ihm vertraute Wolf alles zur Begutachtung an, weil er etwas von des Freundes Urteilskraft hielt. So kam es, daß Potpeschnigg eigens für Wolf einen Abschreiber gewann, der natürlich seine Gesinnung teilte. Der Inhalt der Briefe handelt vorwiegend von den übersandten Arbeiten, und fesselnd ist es, den Änderungen zu folgen, die namentlich beim Corregidor eifrig besprochen werden.

*

Luitpold Grießer: Nietzsche und Wagner.

Verlag Tempsky-Freytag, Wien 1923.

Wie der Titel zu verstehen gibt, legt hier ein Anhänger Nietzsches das Verhältnis beider Männer dar. Er vollbringt seine Aufgabe mit allem Aufwand an Ausführlichkeit. Wir haben vierhundert Seiten Text, dazu die nötigen Verzeichnisse. In der Tat zeigt der Befund des Inhaltes, daß es dem Verfasser Ernst ist mit dem Unternehmen, sowohl dem Tondichter als dem Denker gerecht zu werden. Mit dem vor kurzem verstorbenen Professor Aloys Höfler befreundet, spricht sich Grießer, der auch ein Buch über den Tristan geschrieben hat, gelegentlich sehr warm über den Bayreuther Meister aus. Er entwickelt zunächst die geschichtlichen Ereignisse, in denen die Beziehungen der beiden Vielumstrittenen verliefen. Dann gibt er Rechen-

schaft über die einzelnen Fragen, die sich zur Erörterung anbieten. Im Streite der Meinungen bemüht er sich offensichtlich, Abwehr und Angriff so zu halten, daß von Kreis zu Kreise eine Art Verständigung zustandekomme. Allerdings denkt er sich diese, wie seine weit ausholende Gedankenführung zeigt, doch mehr auf Kosten Wagners als Nietzsches.

Man kann jedoch dem Zwecke, den Grießer verfolgt, auch auf anderem Wege nachgehen. Wenn der Verfasser anzunehmen scheint, Nietzsches Einwände, soweit sie sich sachlich nachprüfen lassen, bestünden zu Recht, so sind die neuesten Forschungen von Dr. Alfred Lorenz einer solchen Annahme keineswegs günstig. Nietzsches Geiste schwebte „eine sich mit dem Drama deckende Symphonie" vor. Genau diesen Gedanken hat Lorenz in seinem Buche über den Ring als verwirklicht nachgewiesen, und zwar mit einer Deutlichkeit, die keinem Zweifel mehr Raum läßt. Nietzsche war gewiß sehr musikalisch. Grießer zählt alles, was sich auf seinen Musiksinn bezieht, in einem eigenen Abschnitte auf. Betrachtet man aber z. B. seine Lieder (die bei Kistner und Siegel-Linnemann erscheinen), so wird man eines im besten Sinne altväterischen Geschmackes gewahr, dem es versagt bleiben mußte, das bewunderte Neue in seinen geschichtlichen Zusammenhang zu stellen. In Wagners Musik sah Nietzsche „eine fortwährende Verleugnung aller höchsten Stilgesetze der älteren Musik"; wer sich an Wagner gewöhne, verliere das Gefühl für diese Gesetze. Das ist ein schwerer Irrtum.

Die Erbitterung, in welche sich Nietzsche hineinsteigerte, unterscheidet sich aber in einem wichtigen Punkte von allen sonstigen Angriffen (einzig den Fall Hanslick ausgenommen). Das einfache Nichtverständnis läuft sich bald müde und hat nicht die Kraft, zu schaden. Wir lächeln, wenn etwa der gute Jahn Mozart als Lanze gegen Wagner stößt. Bei Nietzsche lag die Sache anders. Trotz seiner kleinbürgerlichen Umwelt fühlte er sich vom musikalischen Drama angezogen; er hatte sich dem Schöpfer genähert, hatte lange seines Umgangs genossen, ehe er den Freund verließ und bekämpfte. In den Angriffen gegen seine Kunst streitet also das Verständnis mit der Unfähigkeit, den Eindrücken, die nicht wegzuwischen sind, jene begriffliche Einsicht nachzusenden, welche ein Denker anstrebt. Da er aber lange Zeit in Wagner gelebt hat und da sich an den Zerrbildern selber, die nachfolgen, das einstige Verstehen abzeichnet, so war der Schaden, den Nietzsche anstiftete, verheerend genug. Ein gut Teil der Abneigung, welche die Gegenwart gegen Wagner bekundet, geht auf die Auslassungen Nietzsches zurück.

Dagegen glauben wir kaum, daß die Vorwürfe, die Nietzsche gegen Wagners Charakter erhob, die Pflege dessen, was uns der Meister bedeutet, ernstlich in Frage stellen. Blitzt doch aus den meisten Schimpfereien die Bosheit, die ohnmächtige, der wir unser Mitgefühl nicht versagen, weil sie von der unbehaglichen Verstimmung bis zur hilflosen Wut ihren Träger elend und unglücklich machte. Einige der Bedenken, die Grießer bis zu einem gewissen Grade zu teilen scheint, wollen wir erwähnen. Immer wieder ist von des Meisters Mißtrauen die Rede, als von einer angeborenen Eigenschaft. Wir meinen, daß die gewissenhafte Untersuchung in Wagners Anlage gerade das Mißtrauen als schwächsten Keim nachweisen kann. Wenn die strömende Flut übelster Erfahrungen manch zartes Gewächs des Zutrauens wegschwemmte, so darf man solches dem viel Mißhandelten nicht verargen. Und im Falle Nietzsches — wäre nicht zehnmal mehr Vorsicht geboten gewesen? Hat der sogenannte Freund einiges Mißtrauen nicht etwa gerechtfertigt? Oder, anders ausgedrückt: warum haben so viele Menschen, darunter auch Nietzsche, Wagner ein so unbegrenztes Vertrauen entgegengebracht? Doch wohl, weil er Liebe und Zutrauen weckte!

Die angebliche Selbstsucht Wagners ist eine Auffassung, welche der einsame Denker mit dem großen, von ihm verachteten Haufen teilt. Man tut schwer, wenn man beiden gegenüber den Sachverhalt ins Reine bringen will. Denn der Spießer kommt nicht davon los, eine Tat wie die bayreuthische, vom Standpunkte eines Unternehmens zu betrachten, das Geld und Ruhm einbringen soll. Die Eigensucht, die etwa einer entwickelt, der eine neue Lampe vertreibt, hält man für dieselbe, die ein Künstler entfaltet, der sein eigenes Theater begründet. Daß er dann für andere keine rechte Teilnahme aufbringt, ist eben ein Kennzeichen seines selbstsüchtigen Bestrebens. Freilich macht die spießige Gesinnung noch einen Unterschied: die Selbstsucht des Geschäftsmannes und sorgenden Familienvaters begegnet verständiger Entschuldigung: was der Künstler will, wird nur unter dem Gesichtspunkte unerlaubter Eitelkeit gesehen. Es ist betrüblich, wenn ein Denker wie Nietzsche der Vorstellung Raum gibt, als sei nach mißglücktem Ringe für die Wahl des Parsifalstoffes der geschäftliche Erfolg in Betracht gezogen worden.

Daß die Parsifaldichtung längst entstanden war, ehe Nietzsche mit Wagner in Berührung kam, erwähnt Grießer nur nebenbei: er hätte diesen Sachverhalt betonen und Schlüsse daraus ziehen sollen. Bekanntlich hakt am Parsifal auch Nietzsches Vorwurf ein, daß Wagner geschauspielert habe. Damit erklärt der Abtrünnige Persönlichkeit und Kunst des Verehrten für unwahr. Wie er zu dieser Ansicht kam, ist aus dem Gegensatze beider Naturen ersichtlich. Weit ins Reich der Kunst reichte Nietzsches seelischer Umkreis nicht. Seine Leidenschaft galt dem reinen Denken, für das ihm sein ästhetisches Fühlen zu wenig Stoff darreichte. Ganz im Argen jedoch lag sein Willensleben. Nicht als hätte ihm Selbstzucht gefehlt. Aber keinerlei ernstliches Wollen verflocht ihn in ernstliche Kämpfe. So blickte er ebenso verständnislos wie anspruchsvoll auf die rastlose Tätigkeit, die der Meister in Bayreuth aufbieten mußte, wenn die Festspiele ins Leben treten sollten. Statt einzugreifen und mitzuwirken, gab Nietzsche den Stimmungen der Enttäuschung nach: so seien also die Leute, die das neue Kunstwerk erleben wollten, so die Darsteller, so der Betrieb. Einem Nietzsche hätte es gut getan, auch nur eine einzige Aufführung im Konzert oder Theater vorbereiten zu helfen, oder ein einziges Jahr auf Brotverdienst angewiesen zu sein, um zu ermessen, was es eigentlich heißt, mitten in der Welt und ihren Schwächen Charakter zu haben und Hochziele zu verfolgen. Das Leben hat ihn früh verwöhnt und jedes Zwangs enthoben, sich nach andern zu richten.

Daher begann er Gegensätze zu sehen und an ihnen zu leiden, wo die Lebenserfahrung anderes gelehrt und geraten hätte. Die dramatische Wirkung auf eine Vielheit unbekannter Menschen dünkte ihm unvereinbar mit der Sorge um die eigene Seele; diese Sorge war wohl ein Erbstück des engen Kreises, aus dem er gekommen war. Wer für einen andern eintrete, den dachte er sich nur unter dem Gesichtspunkte des Parteimannes. Andrerseits wollte Nietzsche Unvereinbares beieinander haben: öffentliche Angriffe und persönlichen Verkehr. Hier mangelte wiederum jede Lebenserfahrung.

Überblickt man, was Nietzsche gegen Wagner vorbringt, so ist es voller Widersprüche. Wahllos häuft Nietzsche alles, was einem Menschen Ehre und Charakter von irgend einer Seite her durchbohren kann. Dabei ergeben sich auch Widersprüche mit den Wunschbildern eigenen Denkens: der Mensch mit dem Willen zur Macht wird verherrlicht, aber nur als Bild. An Wagner ist alles verwerflich, was mit dem Willen zur Macht zusammenhängt. Eine sinnlich lebendige Musik dient dem Leben und seinem gepriesenen Tanze. Aber wehe, wenn Wagners Töne aus der akademischen Ruhe in die Welt der Leidenschaft hinausfallen!

In Nietzsches Eigenart selber klaffen unheilbare Widersprüche. Der Verfechter der Vornehmheit fällt über Bayreuth her wie ein — „Journalist". Der Lobsinger des Schweigens und der Einsamkeit ist gekränkt, wenn er keinen Widerhall findet. Der feine, stille Mensch gellt seine Schmähungen im Offizierston, als befehle er einer Heeresschar.

Grießer hat Recht: Nietzsches Dasein ist tragisch. Seine Entzweiung mit Wagner wäre zu vermeiden gewesen, wenn der Philosoph das Gemeinsame hätte sehen wollen, das ihn mit dem Bayreuther Meister verband. Die ausgedehnten Erörterungen Grießers ergeben ein Gesamtbild, das mit Wagners in wichtigsten Fragen völlig übereinstimmt. Nur daß man einige Mühe hat, es aus den Schriften des Denkers herauszuholen, während es uns beim Künstler von selber entgegentritt. Beide werfen dem geschichtlichen Christentum vor, daß es keinen Sinn für das Heldische in Jesus habe. Was Wagner über Heldentum und Christentum vorbrachte, das ist auch Nietzsches Meinung gewesen. Wagners Rückkehr zum Christentum bekämpft Nietzsche wie ein Don Quixote. Für ihn ist Atheismus (wie für den Halbgebildeten) gleichbedeutend mit Ablehnung der christlichen Zwangssätze. Daß ein Gottsucher nach Verzicht auf kirchlichen Zwang erst recht mit wahrer Frömmigkeit anhebt, das übersieht der angeblich so scharfe Denker. Die höchsten Ziele, die sich Nietzsche setzte, mußte er anzustreben auch anderen vergönnen.

Alle Angriffe, die er gegen das geschichtliche Christentum richtet, um das Gesichtsfeld frei zu bekommen, sind dem Wesen und Inhalt nach von je auch Wagners Bedenken gewesen und erscheinen vollends in ihrem wahren Zusammenhange, wenn man etwa Chamberlains „Mensch und Gott" mit ihnen vergleicht. Aus der Lehre und Persönlichkeit Jesu hat die jüdische Richtung etwas gemacht, was uns widerstrebt. Nur wie zufällig streift Grießer (S. 324) diesen semitischen Kernpunkt. Wenn er den Aufgaben der Deutschkirche nachgegangen wäre, hätte er herausgefunden, daß die Lehren Nietzsches, an die sich heute seine Anhänger halten, keineswegs verschieden sind von den Auffassungen, die Wagner in der Bayreuther Zeit gewonnen hat. Denn nicht die Glaubenssätze der Kirche pflanzt Wagner vor uns auf, sondern er sucht die Persönlichkeit Jesu zu ergründen.

Daß auch Nietzsche ins Edle wirken kann, zumal bei solchen, die der Kunst weniger zugänglich sind, sei gerne anerkannt. Wozu aber eigentlich die ganze Trennung von Wagner? War sie notwendig? Entsprach sie der Eitelkeit? Konnte Nietzsche seine Freude an allem haben, was dabei aufgerührt wurde? Zur Erklärung seiner Verstimmungen müssen wir jedenfalls das Jüdische heranziehen, das sich seiner bemächtigte. Den Personen, unter deren Bann er geriet, ist es leicht gefallen, auch Wagners Deutschtum zu verdächtigen. Deutsche Gesinnung gehört zu dem vielen, was Nietzsche geschmäht hat. Leider weist Grießer die Mißverständnisse auf diesem Gebiete nicht bestimmt genug zurück. Die Vereinsamung, in welche der Philosoph verfiel, war nicht ausschließlich tragisch: eine gewisse durchsichtige Schuld, welche das reine Mitgefühl hemmt, lag am Wechsel und Widerspruch seiner Gedanken, am Rätsel seines Benehmens, an der unnatürlichen Art und Weise, wie er lobte oder angriff. Wenn Grießer in den Schlußabschnitten die Vergleiche mit den Griechen zieht, so möchten wir sie nicht ohne Vorbehalt annehmen: vom Rechte der persönlichen Entwicklung machte gewiß auch der griechische Denker Gebrauch; aber nirgends haben wir aus jenen Zeiten ein Beispiel dafür, daß hohe Gedanken aus einem solchen Zickzack von unruhiger Bewegung herausgegriffen werden müssen.

Dr. **Karl Grunsky.**

Bayreuth und Draußen.

Jahresbericht des Richard Wagner-Verbandes deutscher Frauen E. V. 1923.

Das verflossene Jahr war wohl das schwerste und dunkelste auch für unsern Verband! Bangend hat man so manche Ortsgruppe kämpfen sehen und mit Sorgen gefragt: werden wir noch durchhalten können, nach allem, was über uns hereingestürmt? Das innere Müssen hat uns geholfen, Chamberlains Wort: „Nicht darin, was wir zufällig können, sondern was wir mit Notwendigkeit wollen, darin liegt der Wert unserer ganzen gemeinsamen Tätigkeit für Bayreuths Geist und Werk" hat sich bewahrheitet. Immer fester mußten und wollten wir deutschen Frauen uns zusammenschließen in der Erkenntnis, welche Ewigkeitswerte die Bayreuther Kunst unserm Volke schenkt, deren wir gerade in dieser trüben Zeit so sehr bedürfen. Das Erleben der Kunstwerke führt weit hinaus über die Schwere der Zeit, vertieft und veredelt und hilft freudig mit auf Andere zu wirken. Durch alle Ortsgruppen zieht sich der Wunsch und feste Wille, immer weitere Kreise für unsere deutschen Ideale zu gewinnn, mit beizutragen an der Gesundung der deutschen Seele. So pflegen wir in Treue das Vermächtnis Richard Wagners, seine Stipendienstiftung, und helfen mit, daß sie wieder zu einem segenspendenden Kulturwerk für viele Deutsche werde, zu einer „Wohltäterin" nach des Meisters Wort!

Das schwerste Jahr unseres Verbandes ist überwunden — in den Ortsgruppen wurde trotz allem geleistet, was nur in den Kräften des Einzelnen lag. Nun wird es hell, denn die Festspiele stehen vor der Tür und werfen ihren lichten Schein voraus! Unser Frauenverband kann mit freudigem Stolz auf seine Arbeit zurückblicken, die so manchem Stipendiaten den Herzenswunsch, Bayreuth zu erleben, ermöglichte! Allen treuen Mitarbeitern sei wärmstens gedankt und immer wieder der Wunsch ans Herz gelegt, weiter zu wirken und zu werben im Bayreuther Geist!

Die 11. Haupt-Versammlung fand in Heidelberg statt, Tage schönsten Einklanges und hoher Anregung, über die ausführlich im vorjährigen Protokoll berichtet wurde. Durch die gütige Gastfreundschaft aller Heidelberger wurden es Festtage für alle Beteiligten, umhüllt und umduftet von herrlichster Frühlingspracht in unserer schönen deutschen Stadt und gekrönt von Stunden reinsten Kunsterlebens! Unvergessen werden die dankbar genossenen Tage in uns fortleben! Unserer gütigen Protektorin, der Frau Kronprinzessin, durften wir unsere Dankesdepesche auf folgende Worte senden: „Der allgemeinen Mitglieder-Versammlung des Richard Wagner-Verbandes deutscher Frauen entbiete ich meine herzlichsten Grüße und besten Wünsche für ein gedeihliches Fortwirken, umsomehr wir in diesen schweren Zeiten Lichtblicke auf geistigem Gebiet benötigen. Cecilie."

Der Bericht kann nicht geschlossen werden, ohne daß wir mit Trauer unseres von uns geschiedenen Ehrenmitgliedes gedenken, Ihrer Exzellenz Frau v. Chelius, deren Tod für den Verband einen schmerzlichen Verlust bedeutet, da sie seit Jahren mit hilfreichem Rat und förderndem Interesse für unsern Verband tätig war, der ihrer immer in treuer Dankbarkeit gedenken wird.

Ortsgruppenberichte.
(Auszug.)

Bayreuth. Die Ortsgruppe Bayreuth besteht zur Zeit aus 14 Mitgliedern, die an Beiträgen den Betrag von 2 Milliarden beisteuerten.

Berlin. In der Leitung der Ortsgruppe fand ein Wechsel statt. Die bisherige Vorsitzende Frau Gräfin Schlippenbach legte ihr Amt nieder, das von Frau Direktor Witte übernommen wurde. Veranstaltungen fanden nicht statt. Die Mitgliederzahl beträgt 96.

Braunschweig. Die Mitgliederzahl hat sich auf 222 erhöht. Der Vorstand, der unter dem Vorsitz von Frau Grotrian-Steinweg und Frau Helle der gleiche geblieben ist, hat sich um ein Mitglied, Frau Direktor Soinè vermehrt. An Jahresbeiträgen sind 527 Goldmark eingegangen.

Im Dezember fand in den Privaträumen der I. Vorsitzenden eine stark besuchte Veranstaltung statt. Frau Grotrian-Steinweg eröffnete den Abend mit einem fesselnden Vortrag über die Tagung der Hauptversammlung in Heidelberg, einem Überblick über den Stand der Festspielvorbereitungen in Bayreuth und das Wirken der Deutschen Festspielstiftung. Dann folgten Darbietungen von Kammermusik, von Freunden des Verbandes künstlerisch ausgeführt.

Die 10 Patronatsscheine der Gruppe wurden zuächst den Vorstandsmitgliedern, von denen zwei davon Gebrauch machten, zum Bezugsrecht angeboten, die andern wurden von Mitgliedern zur Bestellung von Karten benutzt. Es sind zwei Stipendiaten angemeldet worden.

Cassel. Die Zahl der Mitglieder hat sich gegen 1922 nicht verändert. An Veranstaltungen fanden statt: 1. am 25. April in dem in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellten Saale des Landesfinanzamtes ein Konzertabend, der, eingeleitet durch einen Vortrag des Herrn Professor Hallwachs „Richard Wagner im Geiste unserer Zeit", durch die Kunst des Herrn Ludwig Kaiser am Flügel und der Frau Ludwig Kaiser (Gesang) einen schönen Erfolg brachte; 2. am 10. Dezember ein Kammermusikabend im Murhardsaal. Mitwirkende: das Casseler Streichquartett, Cläre von Conta, Erfurt (Gesang) und Ludwig Kaiser.

An Mitgliederbeiträgen und Überschüssen der Konzerteinnahmen wurden abgeführt an die Bayerische Vereinsbank im August 60 000 ℳ und im Dezember 100 Billionen.

Darmstadt. Die Ortsgruppe zählt 108 Mitglieder.

Am 8. April hielt Herr Geheimrat Professor Richard Sternfeld (Berlin) im Hause der Frau v. Selzam einen Vortrag über Bismarck-Beethoven. Als Einleitung spielte die Petschnikoff-Schülerin, Frl. Asta Renz die F-dur-Romanze von Beethoven. Nach dem Vortrag spielte der fast blinde holländische Klaviervirtuose Johann Vorster die Apassionata. Am 10. April hielt Geheimrat Sternfeld nach kurzer Erläuterung über die Tendenz des Richard Wagner-Verbandes deutscher Frauen einen Vortrag über die „Meistersinger" mit Erläuterungen am Flügel unter gütiger Mitwirkung des Herrn Opernsängers Bischoff (Darmstadt), der Sachsens Ansprache: „Verachtet mir die Meister nicht" vortrug.

Am 30. Dezember hielt Geheimrat Sternfeld im Hause der Frau Mathilde Merck einen Vortrag über „Rheingold" und Erläuterungen am Flügel unter gütiger Mitwirkung der Opernsängerin Frau Baumeister-Jacobs (Darmstadt) und der Herren Opernsänger Bischoff und Weller (Darmstadt). Die Einnahmen betrugen 110.98 Goldmark. Die freiwilligen Beiträge der 108 Mitglieder betrugen für das Jahr 1923: 135 700 Papiermark. An die Bayerische Vereinsbank konnten 200 000 Papiermark eingesandt werden.

Eisenach. Die Zahl der Mitglieder beträgt 100. Es wurde 1 Million an die Bayerische Vereinsbank gesandt. Im Anschluß an die Hauptversammlung fand ein Vortrag über „Gestalten um Richard Wagner" statt mit musikalischen und

deklamatorischen Darbietungen aus Werken von Weber, Beethoven, Liszt, Nietzsche und Frau Wesendonk.

Der Vortrag wurde in der Volkshochschule wiederholt.

Hannover. Der Gruppe sind im Berichtsjahr eine große Anzahl neuer Mitglieder beigetreten, die Zahl stieg von 350 auf 390. Leider ist es infolge der katastrophalen Geldentwertung nicht möglich gewesen, von den eingegangenen Beiträgen eine größere Summe zu erübrigen. Die zahlreichen Veranstaltungen der Gruppe waren stets sehr gut besucht und fanden viel Interesse bei den meisten Mitgliedern. Die Veranstaltungen fanden statt: 1. am 13. Febr. im Hause von Frau v. Hannecken unter gütiger Mitwirkung von Herrn Professor Lutter (Klavier), Herrn Konzertmeister Printz (Violine), Frau Spoel (Gesang); 2. am 21. Februar bei Frau Marianne Lange, Vortrag von Herrn Dr. Alexander Dorner über moderne Kunst; 3. und 4. März bei Frau Margarete Benfey im Grotriansaal. Moderne Klavierstücke, vorgetragen von Frl. Gisela Springer, Berlin. 4. 22. Mai bei Frau Olga Tramm. Tee zum Besten der Deutschen Festspielstiftung Bayreuth. 5. 12. Oktober. Musikalische Vorträge der Familie Garvens (Klavier, Violine, Cello), Frau Tramm, Lieder von Cornelius. Frl. Grete Köhler, Arie aus Figaro. 6. 11. November bei Frau Else Heise. Frl. Henny Wolf, Gesang, Herr Dr. Rönnecke, Rezitation, Herr Kapellmeister Mandelbrod, Klavier. 7. 12. Dezember bei Frau Olga Tramm. Frau Oppenheimer, Klavier, Frau zum Sande, Gesang, Herr Dr. Witte, Klavierbegleitung, Frau Lameyer, Rezitation.

Heidelberg. Das abgelaufene Jahr hatte für die Ortsgruppe eine besondere Bedeutung durch die Abhaltung der Hauptversammlung des Richard Wagner-Verbandes deutscher Frauen. Die Heidelberger Mitglieder haben die Tage des 28.—30. April, in denen sie die Freude hatten, den Vorstand des Verbandes in ihrer Stadt zu begrüßen, als eine besonders festliche Zeit empfunden und wurden durch den Verlauf der Tagung in ihrer Anteilnahme an den Zielen des Verbandes bestärkt und gekräftigt. Das zeigte sich auch bei der nächsten Veranstaltung der Gruppe, dem Konzert im Hause der Frau Rittmeister Jacobi am 23. Juni, das einen Reingewinn von ℳ 323 000 erbrachte. Dieser Abend wurde stimmungsvoll eröffnet durch die „Pilgerfahrt zu Beethoven", die von Freifrau v. Campenhausen-Bassermann vorgelesen, einen tiefen Eindruck auf die Zuhörer ausübte und für den Liedervortrag der Frau Staatsanwalt Peters (5 Gedichte des Meisters) und das Spiel des Klaviervirtuosen H. K. Oehler (Liszt), die Stimmung vorbereitete.

Die Mitgliederzahl ist von 59 auf 95 angewachsen. Die Jahresbeiträge ergaben die Summe von 3 077 130 ℳ, sodaß mit den Spenden von 31 330 ℳ anläßlich der Tagung im Ganzen 3 431 460 ℳ nach München gesandt wurden.

Frau Dr. Sophie Eckhardt hat das Amt der Schatzmeisterin übernommen.

Joachimstal. Die Ortsgruppe ist im Berichtsjahr nach besten Kräften tätig gewesen. Es war möglich, zwei Hauskonzerte zu veranstalten, die beidemale sehr gut besucht waren. Im Mai sang Herr Kurt Bromby (Berlin), und im Juni wurde die Ortsgruppe erfreut durch das Spiel der Pianistin Käthe Heinemann und ihres Bruders, des Kammermusikers W. Heinemann (Geige). Die Einnahmen deckten knapp die Ausgaben. Die Gruppe zählt 42 Mitglieder, leider sind einige ausgetreten. Jahresbeitrag ist jetzt für Vollmitglieder auf 3 ℳ, für Jugendliche auf 1 ℳ festgesetzt.

Leipzig. Die Morgenfeiern des Verbandes, zu denen Frau Schmidt-Ziegler wiederum in liebenswürdigster Weise ihre Räume und ihre Kräfte in den Dienst der Sache stellte, brachte folgende Darbietungen: Am 7. Januar kamen Werke von Berlioz, Debussy und Saint-Saens zum Vortrag. Ausführende waren: Frau Tilla Schmidt-Ziegler (Gesang), Herr Kapellmeister Alfred Simon (Klavier) und

Herr Moritz Eisenberg (Cello) . Die Morgenfeier am 4. Februar machte die Gruppe mit dem einheimischen Pianisten und Tonsetzer, Hermann Kögler, und seinen Werken bekannt. Die Lieder sang Frau Else Fengler-Winter.

Die Veranstaltung am 11. März brachte Werke von Professor Paul Graener, ausgeführt von Frau Tilla Schmidt-Ziegler, Herrn Prof. Graener (Klavier), Herrn Opernsänger Oskar Lassner und Herrn Hans Bassermann (Violine). Die Morgenfeier am 15. April war dem deutschen Volkslied gewidmet, den einleitenden Vortrag hielt Herr Dr. Wilhelm Jung. Frau Meta Jung-Steinbrück sang Volkslieder und die Herren Fritz Schertel (Cello) und Fritz Weißmann trugen eine Suite von Paul Hungar vor. Der 18. November brachte einen Walter Niemann-Morgen. Der Komponist trug seinen „Orchideengarten" und das „Pharaonenland" vor. Den Schluß bildete die von den Herren Bassermann und Weißmann vorgetragene D-moll-Sonate von Brahms. In der Veranstaltung am 16. Dezember kam eine „Kammermusik" von J. Weismann zur Uraufführung, ausgeführt von den Herren Otto Weinreich (Klavier), P. Wehner (Bratsche) und Scheffel (Flöte). Von Herrn Kapellmeister Simon begleitet sang Frau Schmidt-Ziegler Lieder von Alfred Wassermann, Julius Weismann und Theodor Streicher. Dann folgte eine Cellosuite, vorgetragen von den Herren P. Verbeek und F. Schertel.

Zum Besten der Bayreuther Festspielstiftung veranstaltete die Gruppe am 8. Januar im Kaufmännischen Vereinshaus einen Vortrag mit Lichtbildern. Herr Dr. Walter, Kustos am Stadtgeschichtlichen Museum, sprach über das Thema „Richard Wagner vom Thomaner zum Bayreuther Meister", und beleuchtete dabei, unterstützt durch zahlreiche Bilder, das Verhältnis des Meisters zu seiner Vaterstadt. Frl. Erika Voigt verschönte den Abend durch den Vortrag der Elisabeth-Arie und der fünf Gedichte.

Minden i. W. Die Ortsgruppe hat sich auf 190 Mitglieder erweitert, der Vorstand besteht aus 10 Damen. An Veranstaltungen wurden getroffen: Am 24. Februar ein Teeabend in der Weserklause mit musikalischen Darbietungen, Herr Friedrich Holthöfer sang das Wartburglied und Wotans Abschied, dann folgte die musikalische und bildliche Wiedergabe von Chamissos Frauenliebe und Leben. Die Lieder sang Frau Eugenie Hoppe, die Begleitung hatte Herr Pastor Niemann übernommen, außerdem rhythmische Darstellungen von Fräulein Else Sund. Am 5. März fand im ausverkauften Stadttheater ein Beethoven-Abend statt. Das Orchester bestand aus 60 Musikern vom Opernhaus Hannover und aus Herford. Fräulein Sarata (Herford) spielte das Violinkonzert D-dur. Die Leitung hatte Herr Musikdirektor Quest aus Herford übernommen.

München. Die Gruppe hatte im vergangenen Jahr mit großen Schwierigkeiten nicht nur pekuniärer Art zu kämpfen, auch die Tagespolitik spielte eine bedeutende Rolle. So wurde das erste große Konzert, das am 10. November stattfinden sollte, durch den Ausnahmezustand unmöglich gemacht. Dank des großen Entgegenkommens Siegfried Wagners konnte dieses Konzert, das einen großen Erfolg brachte, am 19. Dezember abgehalten werden. Die Einnahmen dieses Abends deckten nicht nur die durch das erste abgesagte Konzert entstandenen ungeheuren Unkosten, sondern es blieben sogar einige hundert Mark Reingewinn übrig.

Die Bedeutung Richard Wagners nicht nur als „Opernkomponist", sondern als Vorkämpfer deutscher Ideale bildete den Inhalt einer in der Kunstgewerbehalle stattfindenden Vortragsreihe des Herrn Kapellmeisters Adolf Vogel.

Aus dem Vorstand ist zu berichten, daß die bisherige Schriftführerin und ehemalige verdienstvolle Leiterin, Frau Professor Wernicke, ihr Amt wegen Wegzugs nach dem Norden niederlegte.

Nürnberg. In stiller aber rastloser Tätigkeit hat sich die Gruppe in der schweren Zeit nicht nur über Wasser gehalten, sondern konnte sogar der Stipendien- und der Festspielstiftung namhafte Zuwendungen machen. Im Laufe des Jahres wurden der Stipendienstiftung in verschiedenen Raten 72 000 ℳ, 90 Milliarden und 9 Billionen überwiesen. Die Deutsche Festspielstiftung wurde mit Zahlungen von 10 000 ℳ, 298 Millionen und 6 Milliarden bedacht. Mit 2000 ℳ wurden die Bayreuther Blätter unterstützt. Die Gruppe kann 31 Neuanmeldungen verzeichnen, beklagt jedoch den Tod verschiedener langjähriger Mitglieder. Im Vorstand vollzogen sich zwei Veränderungen, die zweite Schatzmeisterin, Frau Marie v. Stadler, und die Schriftführerin Frau Dr. Cosima Zilcher waren leider genötigt, ihre Ämter niederzulegen. An ihre Stelle traten Frau Studienprofessor Hirschmann und Frau Reinwald-Endreß. Über Veranstaltungen berichtet Festspielstück S. 59.

Am 19. April fand ein von Herrn Karl Hackenbach veranstaltetes Konzert zum Besten der Ortsgruppe im dichtbesetzten Katharinenbau statt. Der erste Teil des Programms umfaßte Lieder und Arien verschiedenster Komponisten, der zweite Teil war ausschließlich Kompositionen Richard Wagners gewidmet. Ausführende waren Fräulein Hötzendörfer und Herr Bücken, zwei junge aber ganz ausgezeichnete Gesangskräfte aus München. Die Begleitung am Flügel hatte Herr Kapellmeister August Scharrer übernommen.

Schweidnitz. Die Gruppe hat einige neue Mitglieder gewonnen, an Beiträgen wurden ungefähr 200 Milliarden eingenommen.

Im September las Graf Pückler im Garten der ersten Vorsitzenden vor dreißig jungen Menschen den „Parsifal". Dann hielt Geh.-Rat Koch eine Ansprache. Es war ein richtiger Wagner-Tag und es wehte Bayreuther Luft.

Stettin. Die von Frau v. Loefen geleitete Gruppe hat sich im wesentlichen auf gleicher Höhe gehalten. Dem Stipendienfonds wurden 250 ℳ zugeführt, ¾ der Einnahmen.

Die wie in den Vorjahren veranstalteten Konzerte fanden in steigendem Maße Interesse, sodaß die von der Vorsitzenden bereitwilligst zur Verfügung gestellten großen Privat-Räume nicht mehr genügten und ein öffentlicher Saal benutzt werden mußte. Der Preis der Konzerte war nur so hoch gehalten, daß die Unkosten gedeckt werden konnten, da es das Bestreben des Vorstandes ist, den Mitgliedern gute Musik zu bieten, ohne daß ihnen dadurch große Ausgaben erwachsen. Die Ortsgruppe beabsichtigt im kommenden Winter die Berliner Musik-Hochschüler für die Konzerte heranzuziehen, um dadurch der Jugend Gelegenheit zu geben, an die Öffentlichkeit zu treten.

Weimar. Die Ortsgruppe zählt 87 Mitglieder und steht unter der Leitung von Frau A. Kekulé v. Stradonitz. Am 14. März vereinten sich die Mitglieder zu einem erlesenen Genuß, den sie der Güte des Streichquartetts der Staatlichen Musikschule verdanken. Quartette von Beethoven und von Reger wurden gespielt und Frl. Meder sang Lieder von Wolf.

Am 21. August wurden 7000 ℳ an die Bayrische Vereinsbank abgeführt.

Ortsgruppen-Vertretungen:

Altenburg (S.A.): Frau Th. Schmidt, geb. Freiin v. Biedermann, Agnesplatz 2.
Bayreuth: Frau Hedwig Wölfel, Schillerstr. 6.
Berlin: Frau Direktor Witte, Berlin-Friedenau, Goßlerstr. 7.
Bonn: Fräulein Anna Held, Koblenzerstr. 237.
Braunschweig: Frau Elsbeth Grotrian-Steinweg, Bohlweg 48.
Cassel: Frau General Freifrau v. Buttlar, Exz., Königstr. 43.
Darmstadt: Frau Oberstleutnant v. Selzam, Neckarstr. 19.

Dresden:	Frau Generalkonsul Chrambach, Liebigstr. 7.
„	Frau Kurt Mey, Nürnbergerstr. 14.
Eisenach:	Frau Gertrud v. Loebbecke, Karl Auguststr. 4.
Gera (Reuß):	Frau Paula Haller, Waldstr. 67.
Halle:	Frau Hedwig Bausewein-Kathe, Gr. Märkerstr.
Hannover:	Frau Olga Tramm, Hindenburgstr. 51.
Heidelberg:	Freifrau v. Waldberg, Mönchhofstr. 12.
Karlsruhe / Baden-Baden	Frau Elsa v. Chelius, Exz., Werderstr. 6, B.-B.
Joachimstal:	Frau General v. Lewinski.
Leipzig:	Frau Bertha Voigt-Gerhard, Bosestr. 6.
Magdeburg:	Frau Sanitätsrat Dr. Siedentopf, Goethestr. 10 A.
Minden i. W.:	Frau Eugenie Hoppe, Stiftstr. 14.
München:	Frau Erika Ritter, Konradstr. 2.
Nordhausen:	Frau Dr. Tuve, Bahnhofstr. 4.
Nürnberg:	Frau Konsul Lambrecht-Pabst, Rollnerstr. 47.
Schweidnitz i. Schl.:	Freiin von Zedlitz-Leipe, Zülzendorf b. Schweidnitz.
Schwerin:	Frau Präsident Lorentz, Finanzamt.
Stettin:	Frau Geheimrat v. Loesen, Kaiser-Wilhelmstr. 12.
Weimar:	Frau Geheimrat Anna Kekulé v. Stradonitz, Johann-Albrechtstraße 16.

Aus dem Protokoll der 12. Haupt-Versammlung am 24. Juli 1924 im Saale der Harmonie in Bayreuth.

Frau Wölfel-Bayreuth begrüßt die Erschienenen und gibt ihrer Freude Ausdruck, daß die Haupt-Versammlung in Bayreuth stattfindet, gerade in diesen bedeutungsvollen Tagen, da nach 10 Jahren die Pforten des Festspielhauses sich öffnen. Deutschen Geist und deutsche Kultur hat man nicht rauben können, die Kulturstätte Bayreuth blieb bestehen. Die Bayreuther Frauen haben die größte Aufgabe an dieser Stätte im Sinne des Meisters zu wirken. Frau Lange, 1. Vorsitzende, dankt Frau Wölfel für die warmen Begrüßungsworte und eröffnet die 12. Haupt-Versammlung.

Ansprache: Es ist Allen ein großer Wunsch gewesen, die diesjährige Haupt-Versammlung in Bayreuth tagen zu lassen, in dem Jahr, in dem sich unsere Sehnsucht erfüllen sollte, in dem sich die durch die Not des geliebten Vaterlandes geschlossenen Tore des Festspielhauses nach zehnjährigem Ruhen wieder öffnen sollten. Nun sind wir hier, glücklich und dankbar über dieses herrliche Erleben, und lassen uns hinwegtragen von allen Nöten und Sorgen der Zeit, die wohl Jedem von uns recht reichlich zugedacht waren in der letzten Vergangenheit. Voll tiefer Dankbarkeit denken wir an den großen Meister, der uns Deutschen dies deutsche Werk in deutschen Landen geschenkt hat und drücken in dankbarer Ehrfurcht im Geist die Hände, die das hehre Werk so herrlich weiterführten und die es jetzt so treu und vorbildlich leiten. Ob wohl alle Deutschen wissen, was sie an Bayreuth besitzen? Man möchte nur Allen wünschen, das mit erlebt zu haben, was wir in diesen Tagen schauen durften. Ein unauslöschliches Vaterlandsempfinden müßte doch alle Deutschen durchglühen, die hier Richard Wagners Kunst als treues Abbild deutschen Geistes erleben. Immer mehr muß deshalb Bayreuth eine Wacht des Deutschtums bleiben, gerade in dieser Zeit, und es kann für uns Alle keinen höheren Dank an den Schöpfer von Bayreuth geben, als wenn wir seinem deutschen Meister und seinem Vermächtnis die Treue halten, aber eine tätige Treue, durch verstehendes Weiterarbeiten in seinem Sinne. Vorsitzende gedenkt herzlichst der Ortsgruppen-Vorsitzenden und der Mitglieder, die oft unter den schwierigsten Verhältnissen des letzten Jahres treulich weitergearbeitet haben, um für die idealen Gedanken Bayreuths zu werben. Dankt Allen wärmstens für nicht erlahmende Kraft und mutigen Fleiß, beides wird auf's Höchste gekrönt.

Für den Anfang ist ein herrlicher Erfolg für unsere Stipendiaten errungen, denen Bayreuth zur Stätte höchster Erhebung zur Offenbarung deutscher Kultur werden soll. Vorsitzende gedenkt der „Deutschen Festspielstiftung Bayreuth", deren Gründer in furchtlosem Glauben und mit nicht ermattender Energie mitgeholfen haben den Gral in deutschen Landen wieder erglühen zu lassen.

Punkt II. Verlesung des Jahresberichtes durch die I. Schriftführerin und Kassenbericht. Vorsitzende erteilt mit Zustimmung der Versammlung der verehrten Schatzmeisterin, Frl. Held, Entlastung. Es ist ihr ein herzliches Bedürfnis, Frl. Held, die ihr Amt als Schatzmeisterin nun niederlegt, an dieser Stelle herzlichst im Namen Aller zu danken für alle Begeisterung und Hingabe, mit der sie den Verband ins Leben gerufen hat, für alle Treue und Liebe, mit der sie sich für ihn gemüht und gearbeitet hat. Der Hauptvorstand bittet Frl. Held, ihm als Ehrenmitglied anzugehören, an Stelle der leider so früh von uns geschiedenen, unvergeßlichen Exzellenz von Chelius. Sie spricht die Hoffnung aus, Frl. Held möchte noch lange Zeit mit ihrem bewährten Rat helfen. Vorsitzende schlägt vor, Frau Paßmann das Amt der Schatzmeisterin zu übertragen. Kein Widerspruch, Vorschlag somit angenommen.

Punkt III. Das verehrte Ehrenmitglied, Herr Friedrich v. Schoen, den wir als seltenen Gast ganz besonders erfreut in unserer Mitte begrüßen, will die Freundlichkeit haben, über ein „Vermächtnis Richard Wagners" zu sprechen.

Herr v. Schoen führt aus, daß er schon in jungen Jahren in enge Beziehungen zu Wagner und seinem Werk trat. 1865 hörte er die denkwürdige Uraufführung des Tristan, lebte sich durch eifriges Studium der Werke früh in die Ideenwelt des Meisters ein, den er in den achtziger Jahren persönlich kennen lernte, und für dessen großen Plan, eine Stilbildungsschule zu gründen, er sich lebhaft einsetzte. Leider blieb der Gedanke unverwirklicht, auch auf den stolzen Plan, die Festspiele nur für Freunde und „Patrone" aufzuführen, mußte verzichtet werden, und der Parsifal mußte für das zahlende Publikum freigegeben werden. Infolge dieses Entschlusses erklärte Richard Wagner den „Allgemeinen Richard Wagnerverein", der sich die Unterstützung des Bühnenfestspieles zur Hauptaufgabe gemacht hatte, für aufgelöst. Herr v. Schoen schrieb ihm, daß er seinen Entschluß zwar verstehe und billige, zugleich aber bedauere, daß den Freunden die Möglichkeit geraubt würde, sich tätig einzusetzen. Als Antwort kam der bekannte „Offene Brief" vom 16. Juni 1882, in dem Herr v. Schoen mit der Neubildung eines Patronats beauftragt wurde, zur Unterstützung von Unbemittelten, Beschaffung der Mittel zur Reise, Aufenthalt und gänzlich freiem Zutritt. Freudig folgte Herr v. Schoen dem Rufe, auf Grund der vom Meister gegebenen Richtlinien entwarf er die Satzungen für die Stiftung, für die er den Namen: Richard Wagner-Stipendien-Stiftung vorschlug, was der Meister lächelnd guthieß, „es gäbe ja auch eine Meyerbeer-, eine Mendelssohn-Stiftung, warum solle es da nicht auch eine Richard Wagner-Stiftung geben?" Vortragender bittet dringend um Festhaltung des vollständigen Namens, es gibt in Bayreuth noch eine Stipendien-Stiftung, die nichts mit Richard Wagner zu tun hat, und es ist oft zu unliebsamen Verwechslungen gekommen. Der Meister legte Wert darauf, daß die Stiftung ganz selbständig bleiben sollte, ohne Berührung mit der Tätigkeit des Verwaltungsrates. Im selben Maße wie die Bühnenfestspiele, wuchs auch die Richard Wagner-Stipendien-Stiftung. Eine große Schar von Stipendiaten aller Berufsklassen konnten mit Stipendien bedacht werden. Durch Aufrufe, Sammlungen, Schenkungen, Vermächtnisse wuchs das Vermögen der Stiftung. Dr. Siegmund

Benedikt errichtete 1904 im Verein mit Baron Putlitz eine Sammelorganisation unter dem Namen „Nationaldank für Richard Wagner", 1909 wurde auf Anregung von Frl. Anna Held der „Richard Wagnerverband deutscher Frauen" gegründet, der es sich zur Aufgabe stellte, das Stiftungsvermögen auf mindestens 1 Million Mark zu bringen. Deutsche Fürsten haben den Bühnenfestspielen und der Richard Wagner-Stipendien-Stiftung ihre Unterstützung zuteilt werden lassen, der deutsche Reichstag dagegen hat kläglich versagt. 1913 lehnte der Reichstag ab, der imposanten Petition, Parsifal, dem letzten Willen des Meisters gemäß, für Bayreuth vorzubehalten, Folge zu geben. Da 1913 an der erstrebten Million noch ein Viertel fehlte, wandte sich Herr von Schoen mit einer Petition an den Reichstag, dieser möchte den fehlenden Betrag bewilligen, der ja nicht Bayreuth, sondern dem deutschen Volke selbst zu Gute kommen sollte. Aber trotz aller Bemühungen des Referenten Dr. Kerschensteiner wurde der Antrag abgelehnt. Die Stiftung hat aus laufenden Einnahmen vom Beginn ihrer Wirksamkeit bis einschließlich 1914 zwecks Stipendien für 3299 Personen 222 879.— ℳ ausgegeben, außerdem während des Weltkrieges 177 000 ℳ für Unterstützung durch den Krieg in Not geratener Künstler. Das Stiftungsvermögen, das gesetzlicher Vorschrift zufolge in „mündelsicheren" Papieren angelegt sein mußte, war im September 1921 auf 751 545 ℳ angewachsen. Durch die entsetzliche Geldentwertung ist inzwischen das Gesamtvermögen wertlos geworden und tapferen Mutes mußte nunmehr wieder neu angefangen werden. Zum Verzagen ist kein Grund. Der Bayreuther Gedanke lebt nicht nur durch die Werke des Meisters, sondern auch durch die Stiftung. Die Stipendiaten sind als Apostel zu betrachten, die des Meisters Gedanken in alle Welt tragen. Das Vermächtnis des Meisters gibt Gelegenheit, einen Teil des innigsten Dankes abzutragen. Sind wir alle treu, so kann der Traum erfüllt werden: dauernde Sicherung der Festspiele, stark ausgebaute Stiftung, von einem wirklichen Reichstag mit starken Mitteln versehen, die nun nicht mehr Hunderten, sondern Tausenden deutscher Volksgenossen eine Erhebung durch edelste Kunst ermöglichen würde. Vortragender schloß mit den Worten, bei denen sich alle Anwesenden erhoben: „Ehret Eure deutschen Meister, dann bannt Ihr gute Geister."

Die Vorsitzende dankt Herrn von Schoen für seinen Vortrag. Die Begeisterung, Treue und Tatkraft, die aus seinem Lebenswerke spräche, würde Alle mit neuem Mut und Vertrauen für die edle Arbeit erfüllen.

Punkt IV. Vorsitzende bittet die verehrte Ehrenvorsitzende mit ihrem Vortrag über ihre Stipendien-Werkstatt zu beginnen.

Frau Strauß beginnt damit, gleichfalls Herrn v. Schoen für den lebensvollen Bericht zu danken. Führt aus, wie Herr v. Schoen sein ganzes Leben in rastloser Arbeit mit großen persönlichen Opfern dem Stipendien-Gedanken gewidmet habe. Danken könne man ihm nicht, der Dank länge in ihm selbst. Durch ihre Nachfolge in der Stipendien-Verwaltung habe sie Gelegenheit zu sehen, mit welcher Gründlichkeit von Herrn v. Schoen gearbeitet worden sei. Durch briefliche Mitarbeit gäbe er Rat und Hilfe, was besonders in dieser schweren Zeit sehr wertvoll wäre. Die Stipendien-Stiftung hat in diesem Jahr schon wieder viel geleistet, an 96 Stipendiaten konnten Karten und Geld verteilt werden. Alle Stände, vom ältesten Schriftsteller bis zum jüngsten Studenten waren vertreten. Siegfried Wagner hat die Fürstengalerie zur Verfügung gestellt. Die Ortsgruppen Hannover und Dresden erteilten aus ihren Geldern eigene Stipendien, Dresden 9, Hannover 4. 72 Stipendiaten erhielten Karten und Geld, 17 nur Karten und 9 nur Geldunterstützung. Das Bankguthaben beträgt 3900 ℳ. Jedes Jahr soll eine kleine Summe

zurückgelegt werden, damit ein kleiner Fonds entsteht, den man immer mehr aufbauen kann. Vortragende bittet herzlichst, daß die Ortsgruppen-Vorsitzenden ihre Stipendien-Gesuche zeitig anmelden, da im April die Listen geschlossen werden. Es sei unmöglich, in letzter Stunde Stipendien zu gewähren, selbst während der Festspielzeit seien noch Gesuche gekommen, die natürlich nicht mehr berücksichtigt werden konnten. Auch darf nicht mehr auf Vormerkungen vom letzten Mal zurückgekommen werden, sondern es muß immer neu angemeldet werden. Die Vorsitzenden haben sich persönlich mit ihren Stipendiaten in Verbindung zu setzen, es darf nicht vorkommen, wie dieses Mal, daß für ein verstorbenes Mitglied ein Stipendium beantragt wurde! Auch die Würdigung der Stipendiaten ist zu prüfen, z. B. wollte ein Münchner Stipendiat seine Bayreuther Karte verkaufen und sich dafür eine Karte für die Münchner Festspiele kaufen, um auf diese Weise Reise und Aufenthaltskosten sparen! Vortragende regt an, daß die Damen der Bayreuther Ortsgruppe versuchen sollten, den Stipendiaten billigere Quartiere zu verschaffen. Eine große Hilfe war es, daß Herr Oberbürgermeister Hofrat Preu das Jugendheim am Röhrensee zur Verfügung stellte. Alle Ortsgruppen-Vorsitzenden werden noch einmal darauf aufmerksam gemacht, daß alle Sendungen direkt an Herrn Staatsbankkassier Krück, Bayreuth, Liszt-straße 2, einzusenden sind. Vortragende betont eindringlich, daß ein Drittel der Beiträge von den Gruppen selbst verausgabt werden dürfe, daß jedoch 2 Drittel unbedingt eingesandt werden müßten.

Vorsitzende dankt im Namen der Versammlung, die wohl mit größtem Interesse den Ausführungen der verehrten Ehrenvorsitzenden gelauscht hatte, für den Vortrag, kommt dann noch einmal auf die Tätigkeit der verschiedenen Ortsgruppen zurück. Um das Bestehen von manch einer Gruppe hätte hart gekämpft werden müssen, nun schiene sich aber überall neues Leben regen zu wollen. So werden u. a. Halle, Magdeburg und Schwerin sich nach ausgedehnter Ruhepause wieder rühren. In Eisenberg in Thüringen hat sich eine neue Gruppe unter dem rührigen Wagner-Schriftsteller Daube gegründet. Vorsitzende erwähnt als der Nachahmung wert, daß die Ortsgruppe Hannover auf Grund der seinerzeit erworbenen zwei Patronatsscheine — obwohl sie eine ansehnliche Summe nach München überwies — 8 Karten zu den Festspielen kaufte und diese mit einem Zuschuß von je 50 ℳ an vier glückliche Menschen verschenkte! Vorsitzende spricht über den „Aufruf an die Freunde und Patrone der gemeinsamen Bayreuther Sache" und begrüßt den Gedanken Helena Wallems, in Bayreuth einen biographischen Richard Wagnersaal zu errichten, mit großer Freude. Bittet Alle, sich mit tatkräftiger Hilfe dafür einzusetzen, damit das schöne Werk auch gelingen möge. Vielleicht könnten die einzelnen Ortsgruppen eine kleine Spende dafür geben.

Für die nächste Versammlung hat Stettin eingeladen. Da kein Widerspruch erfolgt, nimmt Vorsitzende die Einladung mit Dank an.

Mit nochmaligem Dank für vertrauendes Mitarbeiten und dem warmen Wunsche für ein gedeihliches, frohes Weiterwandern in der kommenden Zeit schließt die 1. Vorsitzende die Haupt-Versammlung.

●

Nachtrag:

Richard Wagner-Verband deutscher Frauen.

Ortsgruppe Dresden: Zum Besten der Richard Wagner-Stipendien-Stiftung veranstaltete die Ortsgruppe Dresden des Richard Wagner-Verbandes deutscher

Frauen am 2. Mai 1924 einen Tee-Nachmittag im Hause Thiel. Hervorragende Künstler hatten sich dafür selbstlos und gütig zur Verfügung gestellt. Professor Bertraud Roth spielte den „Liebestod" in Liszt's Bearbeitung. Willy Bader sang Schubert-Lieder, Elias Stünzner Lieder von Wagner, Max Hirzel die Gralserzählung und das Preislied. Kapellmeister Karl Pembaur begleitete mit tiefem künstlerischen Empfinden. Dem so erfolgreichen 1. Tee-Nachmittag folgte ein zweiter, am 28. Mai, im Hause von Bankier Heller. Generalmusikdirektor Busch, Prof. Petzet, Kammersänger Staegmann, Opernsänger Taßmer und Opernsängerin Charlotte Schrader liehen ihre Kunst dem edlen Werke. Beide Veranstaltungen erbrachten eine große Anzahl neuer Mitglieder, vor allem aber der Richard Wagner-Stipendienstiftung einen ansehnlichen Betrag.

Ortsgruppe Eisenberg (Thür.): Nach den Festspielen veranstaltete die Ortsgruppe ihren ersten großen Werbeabend, der mit dem „Wach auf"-Chor eröffnet wurde und an dem Otto Daube einen Vortrag über die neuen, großen Aufgaben des Verbandes im Sinne einer Neuerziehung zu Bayreuth hielt. Die junge Ortsgruppe zählt nunmehr 50 Mitglieder und plant neben ihren monatlichen Zusammenkünften weitere Werbeabende. Die Begeisterung und der Zuspruch ist so groß, daß wir Eisenberger hoffen, würdig neben die größeren Ortsgruppen im Reiche treten zu können. —

Es besteht die Aussicht, in allernächster Zeit eine Ortsgruppe Zeitz zu gründen. Die Verbindungen mit dem Vorkämpfer des Bayreuther Gedankens in Zeitz, dem Verleger R. Jubelt, sind bereits getroffen.

Aus den Vereinen.

Darmstadt. 336. V.-A. 9. 4. Klavier-Abend von Frau Frieda Kwast-Bodapp aus Berlin: Kammermusik von Bach, Beethoven, Brahms, Chopin. — 337. V.-A. 2. 7. Liederabend von Herrn Alexander Enetyclen: Lieder von Schubert, Schumann, Wolf, Strauß, Tosti, Tirindelli.

Hamburg. 124. V.-A. 18. 1. Vortrag des Herrn Kapellmeisters Wernik Wolff über „Anton Bruckner und sein Werk" mit Erläuterungen am Flügel. — 125. V.-A. 15. 2. Wagnerabend, 3 Gesänge: Albumblatt, „Trauung", Karfreitagszauber für Cello und Klavier, Stücke aus „Walküre", „Siegfried", „Tannhäuser", „Lohengrin", „Meistersinger". Ausführende: Christel Kaufmann (Sopran), Dr. M. Wagner (Tenor), Dr. J. Campbell (Cello), Dr. F. Glage (Klavier). — 126. V.-A. 14. 3. Werke von Beethoven, Schubert, Bach, Händel, Cornelius. Ausführende: Emma Rosenberger (Gesang), Dr. El. Brachmann (Violine), Ulrich Busse (Viola), Oskar Tröster (Cello), Herbert Heinemann (Klavier); Dr. Glage (Begleitung). — 127. V.-A. 11. 4. Außer Stücken aus „Lohengrin" und „Walküre" Werke von Mozart, Schubert, Beethoven u. a. m.

Aus der Hauptversammlung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins

am 24. 7. 24 in Bayreuth

(unter Vorsitz des Herrn Hofrat Linnemann. 38 Anwesende).

Zum Präsidenten gewählt ward Herr Oberbürgermeister Hofrat Preu, zum stellvertr. Vorstand Frhr. v. Wolzogen, an Stelle der ausscheidenden Mitglieder der Zentralleitung, der Herren Schwebsch und Püringer: Herr Präsident von Puttkamer und Herr Rechtsanwalt Freiesleben (Dresden), wiedergewählt Herr Th. Köchert (Wien). Die Zentralleitung bleibt in Leipzig.

Die Mitgliederbeiträge sollen wieder regelmäßig erhoben werden.

Abgeschlossen am 30. September 1924.

Viertes (Weihnachts-) Stück.

Als Gott das sichtbare Licht erschuf, war er das Auge,
Als Gott das sehende Auge erschuf, war er das Licht.

Hans Thoma.

Hans Thoma zum Gedächtnis.

Der deutsche Maler.

„Darüber, daß die Landschaftsmalerei Hans Thoma's, die den Ausgangspunkt und Kern seines gesamten, weit sich ausbreitenden Schaffens bildet, eine ungetrübte Offenbarung des künstlerischen Wesens der Deutschen, die Wiedergeburt der Kunst unserer großen alten Meister ist, kann heute kein Zweifel mehr herrschen."

Henry Thode.

Der deutsche Christ.

Die Meisterhand ruht nun im Grab,
die uns in Tagen wirr und hart
den reinen Frieden wieder gab,
wo deutsche Kunst geborgen ward.

Erloschen ist der Augen Licht,
die klar die deutsche Welt geseh'n
und sah'n den Heiland still und schlicht
zu stillen, frommen Menschen geh'n.

An Seiner treuen Freundeshand
durchglitt der Schritt das Meer der Zeit,
wie hinter dir die Welle schwand,
empfing dich sanft die Ewigkeit.

Dort bist du heim — heim warst du hier:
das schönste deiner Bilder ist,
das Gott geschaffen uns in dir,
das Heil'genbild: der deutsche Christ.

H. v. W.

Aus dreißig Jahren Briefwechsel

zwischen

Carl Friedrich Glasenapp und Hans von Wolzogen.

10.

(1893/1908.)

55.

Riga, 13. November 97.

— — — Die letzten „Blätter" waren wieder schön und stolz. Die „Leitmotive" erfreuten mich sehr, auch die Aussicht auf die Parallelen; Chamberlain über Deussen und Oldenberg war erquickend, und Schlösser's kleine Beiträge habe ich immer gern. Eine ganz besondere Freude und Überraschung aber machte mir der Abdruck Ihres schönen Gedichtes zum 18. August, der einer besonderen Bitte entgegenkam, die ich immer an Sie richten wollte. Schönsten Dank dafür, daß Sie meinem Wunsche, (der nicht allein dasteht!) zuvorgekommen sind, bevor er noch ausgesprochen wurde. Plüddemann's Tod kam mir so völlig unerwartet. Wohl wußte ich, daß er von jeher mit seinem Befinden nie ganz in Ordnung war, doch hielt ich es stäts mehr für Hypochondrie. Seltsam ging es mir damit, daß meine persönlichen Empfindungen für diesen zweifellos Echten seit einem gewissen Passus in einer seiner Vorreden zu den Balladen mit einem Mal völlig durchschnitten waren, ich habe sie nie wieder anknüpfen können: ihm ist es gewiß nicht zum Bewußtsein gekommen, da wir ohnehin nicht in brieflichem Verkehr standen, und ich bin auch überzeugt davon, daß ich im Unrecht bin und war. Auf Ihre Anregung hin wurde sofort beschlossen, unseren nächsten Vereinsabend, am hiesigen 13. November (bei Ihnen 25.), zu einer Gedächtnisfeier für P. zu machen. Von mir kann ich Ihnen nicht viel Erfreuliches melden: Das Beste ist immer mein leichtsinniger Charakter, vermöge dessen ich mich über Manches täusche, indem ich es vergesse und auch nicht darum kümmere, wenn ich meine Tür hinter mir geschlossen habe. Ich fühle mich dann sofort ganz glücklich und erhoben, wenn es mir auch nur gelingt, ein paar Abende nach einander meiner Arbeit zu widmen und bilde mir dann immer ein, es werde so fort gehen. Anfangs dieses Monates habe ich mich eine Weile in diesem glücklichen Zustande befunden, jetzt bin ich nun wieder ziemlich weit davon entfernt und verlange nach Wiederaufnahme. Leben Sie wohl, mein lieber verehrter Freund! Genießen Sie der „Stille" und sei Ihre Tätigkeit Ihnen gesegnet. — — —

Gl.

56.

Urfeld am Walchensee, 3. 10. 98.

— — — Vielleicht beschäftige ich mich doch noch mit der Frage des Melodramas und Singspiels. Was denken Sie darüber? Mir selbst ist alle Mischgattung an sich unlieb, das Melodram hat mir niemals einen ruhigen, reinen Eindruck gewährt, — das alte Singspiel, mit gesprochenem Dialog, ist mir dagegen, trotz der prinzipiellen Abneigung, bei heiterm Stoffe ganz traulich gewesen, und merkwürdiger Weise bin ich selbst bei meinen Text-Versuchen immer wieder darauf geraten, daß die Stellen, wo das Wort bedeutendes und genaues Verständnis fordernd hervortrat, sich besser für gesprochenen Dialog empfahl als für Durchkomponierung. Für leichtere Stoffe, die in den Niederungen des deutschen Volkslebens, unterhalb der Nürnberger Festwiese, sich bewegen, welch letztere ja doch dicht am „Prinzip" liegt, — dafür ist selbst die Meistersinger-Deklamation zu gewichtig. — — Es freut mich sehr, daß Sie mit unsern Blättern zufrieden waren. Jedes solche Wort tut mir gar wohl! — In meinem Rückblick auf die Vereinsgeschichte (Bayr. Bl. 1898 IX—XII) lebe ich immer so recht intim wieder mit den alten Freunden im Geiste zusammen. Im Januar werden wir wohl zur ersten Aufführung des „Bärenhäuters" nach München fahren, eine ganze Bayreuther Pilgerfahrt, in jenes Franziscanum, wo Siegfried jetzt alle Erfahrungen mit Israels und Isar's Volke durchzumachen hat. Aber ich glaube, das reizvolle, erfindungsreiche, heitere, rein deutsche Werk wird alle Hindernisse nehmen, wie ein frisches vollblütiges Füllen aus Slepners Zucht. Ich kenne es nun ganz und es hat mich völlig beglückt — so sehr ist es das Rechte! — W.

57.

Bayreuth, 23. 6. 99.

Eben habe ich Ihren neuen Band mit gefesselter Teilnahme hinter einander fort zu Ende gelesen. — — Es ist nicht nur das Buch, sondern auch das Beispiel, das Einem in solcher Arbeit als Dauerwert gegeben wird. — — Welch eine reiche und schreckliche Zeit haben Sie da zu bewältigen gehabt, und wie hat Ihnen gleichsam der Meister selbst den Spiegel in die Hand gedrückt, in welchem diese Zeit-Genossen mit oft erschreckender Deutlichkeit uns erscheinen. Sie aber haben die Hand, den Spiegel zu halten, weil Sie das Herz haben für den Herrn und Meister auch des Spiegels, den ebenso Weltdurchschauer wie Weltdurchleider. Wie aus einem bangen Traume erwacht man am Schlusse, — kurz und bündig vom Boten des Schicksals geweckt, der da fast wie der Hausknecht im Gasthofe (des Lebens) an die Pforte pocht: „Pfistermeister!" Man muß sich ordentlich erst die Augen ausreiben, um sich darauf besinnen, daß die Sonne scheint — die königliche Sonne! W.

58.

Bayreuth, 27. 12. 99.

Längst wollte ich Ihnen schon schreiben, und immer fehlte es an der rechten Stunde; nun höre ich, daß mit dem Schlusse dieses Jahres Sie noch ein besonderes Fest begehen, welches wir vor zwei Jahren gefeiert haben, die silberne Hochzeit: da habe ich Tag und Stunde, die mir das Schreiben unter Umständen leicht macht. Denn was könnte mir natürlicher vom Herzen durch die Hand aufs Papier dringen, als der Glück- und Segenswunsch für den getreuen Freund, dessen Fest nicht nur einem ehelichen, sondern zugleich einem gesinnungsgenossenschaftlichen Bunde gilt und in diesem auf eine Zeit zurückblickt, welche auch für das Leben der uns vereinenden Sache das Vierteljahrhundert ihres Grünens, Wachsens und Blühens bis zur fruchtbringenden Silberreife bedeutet. Und wie unser Freund Chamberlain auf seine Weise uns die allgemeinen Grundlagen des 19. Jahrhunderts aufgewiesen hat, so haben Sie dazu das notwendige persönliche Gegenstück als Ihr Lebenswerk geliefert: die Grundlagen des Bayreuther Werkes in der Lebensgeschichte seines Schöpfers. Dies haben Sie in den 25 Jahren erlebt und geschaffen, und untrennbar mit Ihnen verbunden war dabei die verständnis- und empfindungsvoll teilnehmende Gattin. Auch den Kindern, die Ihnen in dieser Zeit heranwuchsen, ist aus der Tiefe Ihres eigenen Verwandtseins in Geist und Person des Großen ein Segen für's Leben zuteil geworden, womit nun ein Jedes auf seine Art den Kampf mit der Welt wird aufzunehmen und fortzuführen haben. Ihnen aber möchte ich nun Frieden wünschen, nicht den Frieden der Mäßigkeit, sondern den Frieden zur Arbeit, eine Sicherung des häuslichen Lebens in der breiten Fläche eines auch gesicherten bürgerlichen Daseins! Dahin möge der Weg durch die nächsten Jahre Sie führen, der einst in dem goldenen Feste mündet. —

Weder „Bärenhäuter" noch „Bayreuth" wird uns in diesem neuen Jahre ein Wiedersehen versprechen. Leider! So rechnen wir denn gleich in großen Zügen mit zwei Jahren, und wer weiß, ob wir dann nicht zunächst wieder in einer deutschen Großstadt ein kleines Bayreuther Freundes- und Freudenfest bei Siegfrieds zweitem Werke feiern dürfen. Ich hatte das Glück, am Weihnachtsmorgen den skizzierten 1. Akt von ihm am Klavier zu hören, sehr lebensvoll, originell, Ernst und Humor wiederum mit unbedingter Natürlichkeit verschmelzend, als gäb' es gar keine „litterarisch-dramatische Probleme" zu lösen. Es handelt sich um ein „Revolutiönchen" in einem Kleinstaat des vorigen Jahrhunderts, und die Hauptpersonen sind ein leichtsinniger Fürst, der das Fürstsein satt hat, und ein heuchlerischer Volksfreund, der sich an seine Stelle hinauflügt. Dies vertraulich als erste Andeutung! — — Über die Festspiele 1901 ist noch nichts entschieden. Es neigte sich hier die Stimmung einer Reihe von Werken zu, wobei „Ring" und „Parsifal" sich von selbst verstehen. Wenn möglich springt noch der „Holländer" zwischenein. Merkwürdigerweise

fehlt es an einer authentischen Partitur! Das macht viel Arbeit; aber wann fehlte es an der in Bayreuth! — —

W.

59.

Riga, 17. Nov. 1900.

. . . . Ihnen lieber Freund hatte ich solche Sehnsucht, endlich einmal mehr als eine bloße Karte (und noch dazu eine rein negativen oder unbestimmten Inhaltes) zu schreiben, um dann auch von Ihnen wieder etwas mehr Persönliches zu erfahren, daß sich die Ausführung meines Vorsatzes, bei absolutem Zeitmangel, von Abend zu Abend hinschleppte. Täglich habe ich aber Ihrer gedacht, besonders lebhaft sowohl beim Empfange des letzten Blätter-Heftes, das ja wahrlich wieder einen wahren Gottessegen für uns arme Versprengte bedeutete, allein Seidl (Anton S. „Über das Dirigieren"), wie auch noch vor wenigen Tagen, am 13. dieses Monats, der uns, seit ich seine Bedeutung vor langen, langen Jahren (ich glaube, noch im Jahre unserer ersten Bekanntschaft ganz zufällig aus einem Kalender: Merkbüchlein der Kinder in Wahnfried) einmal mir angeeignet, immer ein Gedenktag geblieben ist, auch wenn ich nicht ausdrücklich bei Ihnen als Gratulant erscheine (Letzteres ist, glaube ich, nie vorgekommen). Also teurer Freund, an Anlaß, Ihnen zu schreiben und Sie recht von Herzen zu begrüßen, hätte es nie gefehlt, selbst wenn ich Ihnen nicht eine bestimmte Antwort schuldig gewesen wäre, und doch! — wer weiß, ob ich Ihnen selbst heute schreiben würde, ohne den Zufall, daß mitten in unser einsames Abendessen eine Hausnachbarin hineingekommen wäre, die meine Frau in Anspruch nahm und eben noch mit ihrer Unterhaltung beglückt, sonst — läge ich vielleicht schon wieder im Bett und bereitete mich zur Nachtruhe. Dieses ist gegenwärtig des Abends bei mir immer die ultima ratio; wenn ich sie persönlich durchführe, kann ich mich vielleicht noch eine Weile erhalten. — — — Vielleicht wirds noch einmal mit mir anders? Wie sich meine Lebenskonstellationen gestaltet haben, könnte ich es kaum wünschen: es wäre nur auf dem Wege möglich, daß in meinen zwei vereinigten Berufstätigkeiten die eine, wider meinen Willen, durch irgend eine hiesige Instanz gestrichen würde; damit aber auch das bischen Möglichkeit, meiner Familie gegenüber im Gröbsten meine Pflicht zu erfüllen. Um tausend Dinge, die ich darüber vernachlässigen muß, tut es mir in der Seele leid, vor allem um den letzten Band der Biographie. In wie großen Pausen ich dazu gekommen bin, an diesen die Feder zu setzen, davon haben Sie gar keine Vorstellung. Von meiner Hoffnung, ihn im nächsten Sommer, zur 25jährigen Feier der ersten Ausgabe, fertig zu stellen, ist gar keine Rede mehr. Trotzdem hoffe ich immer noch, erst diese Lebensarbeit und dann erst das Leben selbst zu beschließen; ich denke doch, es soll mir noch gelingen, obgleich die Mahnungen an die Endlichkeit gerade in diesen letzten Jahren recht zahlreich an uns herangetreten sind: eben heute,

da ich mich in mein Nachmittags-Kolleg (4—7) begab, händigte mir der Portier im Vorübergehen ein schwarzumrändertes Couvert mit französischer Adresse ein. Ich dachte an unsere wenigen gemeinsamen französischen Freunde, von denen mir unser guter Freund in Valentigney ganz besonders nahe stand und dachte mir: das könnte Dir auch noch einmal begegnen, daß solch eine Anzeige den Namen A. Bovet enthielte, — und siehe! so war es schon dieses Mal. Zu früh für diesen liebenswürdigen Menschen im vollsten Sinne des Wortes! — — Wie glücklich, daß wir nun doch in jeder andern Hinsicht immer jünger und zukunftsreicher werden: der für mich noch namenlose Nachfolger des „Bärenhäuters" ist für uns ein wahrer Verjüngungstrank. Wenn Sie mich recht erfreuen wollen, so teilen Sie mir im Voraus etwas vom Sujet dieses neuesten Werkes mit, ich weiß davon buchstäblich gar nichts. — — —

Jetzt eben höre ich in der Ferne die „Hausnachbarin" ihre Stimme lebhafter erheben; ich glaube, es giebt einen Abschied, und so, mein lieber Freund, verabschiede auch ich mich, indem ich Ihnen von ganzem Herzen alles Gute und Beste wünsche, mir selbst aber eine geruhsame Nacht und eine recht baldige und reichliche Antwort von Ihnen! Immer Ihr alter, noch nicht umgebrachter und auch nicht so leicht umzubringender

C. Fr. Glasenapp.

60.

Bayreuth, 17. 11. 8.

Mein lieber Freund, herzlich danke ich Dir für Deine freundlichen Wünsche zum 60. Geburtstage, mit welchem ich durchaus nicht prahlen, sondern mich sehr gern immerdar hinter Dir zurückgesetzt fühlen will, ebenso sehr, wie ich andererseits Dir wünsche, Deinen Vortritt noch unabsehbar lange innehalten zu können. Ja, Du hast recht: wir haben immer noch genug und viel zu tun in unserer Sache, die ja doch ewigen Wert hat. Wie wunderbar die Kraft ist, die in und aus ihr wirkt, konnte ich mit wahrer Freude eben jetzt ersehen aus der überraschenden und beinahe überwältigenden Menge freundlich-freudiger Zurufe, welche die seltsame Zahl 60 erweckt hatte, und die alle von der Bedeutung zeugten, die der Bayreuther Geist für so viele Seelen an allen Ecken und Enden der Welt doch allgemach gewonnen hat. Wie viel oder wenig man selbst als Einzelner, immer nur Geringer, daran Anteil hat, darauf kommt es nicht an: nur daß diese tatsächlich ausgebreitete Wirkung in der Tiefe vorhanden ist. Wenn auch unsere Sache, ihrer Art gemäß, immer einsam dastehen wird und muß; wir stehen doch nicht mehr so einsam da, wie es den Anschein hat, oder so zwei- und dreisam, wie es der Meister vor 20 Jahren noch meinte, wo er nur uns Beide und noch Schemann neben sich sah; Stein war noch nicht in seinen kleinen Kreis getreten. — Wollen wir denn auf der Schwelle des Alters hoffen, daß immer wieder

eine Jugend aufwachsen werde, welche Anteil zu haben lernt an dem, was uns das Lebensglück gewesen ist. Dafür wollen wir, ein Jeder auf seine Art, noch weiter sorgen, solange unsere Kräfte reichen. Ich habe am 13. November 1908 neuen Mut gewonnen. — Wer auf der Oberfläche der Jetztzeit zu leben hat und von ihrer Geistesspeise leben soll, der mag wohl den Mut verlieren, und wenn er uns begreift, dürfte er auf uns neidisch werden. Wie gut, daß wir auf Niemanden neidisch zu werden brauchen und uns nur aneinander zu erfreuen haben, weil Jeder von uns im Lichte des Großen und Idealen arbeitet. — — Ich kann die vierte Seite nicht mehr füllen, bleibe auch darin hinter Dir zurück. — — Mit den herzlichsten Grüßen von Haus zu Haus Dein altgetreuer Freund

Hans von Wolzogen.

Bayreuth und die Jugend.

Von Otto Daube.

2.

Nachdem die Kultusministerien in Preußen, Thüringen und anderen Ländern den Lehrplan der höheren Schulen wie der Volksschulen von allem Ballast gereinigt haben, der nicht einmal mittelbar im Dienst der Erziehung stand, und an dessen Stelle Disziplinen gesetzt haben, die nach den Anforderungen der modernen Pädagogik in den Dienst einer Menschheitsbildung treten, hat auch der Musikunterricht in den Schulen seine neue Aufgabe bekommen; und wenn auch dieser zu einem großen Teil noch krankt — an geeigneten Lehrkräften, an unklarer Zielstellung und an der Opposition derer, die dank ihrer musikalischen Unbildung den Wert der Musik für den Menschen verkennen — so gibt es doch eine bewußt schaffende Gruppe von Männern, die die Aufbauarbeit für eine neue Musikerziehung übernommen haben.

Im Anschluß an meinen Aufsatz im Herbstheft 1924 möchte ich aus der Praxis zeigen, wie der Musikunterricht an unseren Schulen wohl geeignet sein kann, zu seinem Teil an der Neuerziehung im Bayreuther Geiste mitzuarbeiten. Wohl ist Erziehung zu Bayreuth in erster Linie eine Erziehung des Menschen, und es muß der Zeit und den Erziehern (Eltern wie Lehrern) überlassen bleiben, im Bayreuther Geiste auf die Jugend einzuwirken. Die Schulmusik kann zunächst nur das Bayreuther Kunstwerk vermitteln, das aber den Gedanken der Regeneration zur Folge haben muß, wenn es zum rechten Eigentum geworden ist.

Es gibt einen theoretischen und einen praktischen Weg, auf dem wir die Jugend zu Bayreuth führen können. An den höheren Schulen wird der theoretische, an den Volksschulen der praktische mit Erfolg angewandt werden. In den Oberklassen der höheren Schulen besteht die Möglichkeit der Einrichtung eines obligatorischen Musikgeschichtsunterrichts, der endlich gleichwertig neben den litteraturgeschichtlichen und kunstgeschichtlichen Unterricht tritt. Wenn der Bayreuther Meister auch einen gesonderten Unterricht fordern könnte, da nicht das rein musikalische Moment schon Bayreuth ausmacht, so geht es nicht an, dem Germanisten allein die Bayreuth-Einführung zu übertragen, und — wenn der Musiklehrer wiederum nicht Bayreuther ist — es kann nur die Verbindung beider Unterrichtsfächer das klare Bild Bayreuths vermitteln. Günstiger ist es, wenn der Musiklehrer seinen musikgeschichtlichen Unterricht auf der breiten Grundlage einer kulturgeschichtlichen Führung aufbaut und damit von allen Seiten zu Bayreuth führt.

Von den Uranfängen, Rhythmus und Einstimmigkeit, kommt er zum Mittelalter und der kirchlichen Musik, die von Rom aus beherrscht wird. Die Renaissance darf einen breiten Raum im Lehrgang beanspruchen, da hier die Anfänge auch des Bayreuther Kunstwerks zu finden sind. Die Weckung der griechischen Tragödie, die Veräußerlichung der italienischen Oper in Venedig und Neapel, die Abhängigkeit der deutschen Musik (Wien), der Reformator Gluck, das Melodrama Rousseau's und die Vertiefung durch Beethoven ergeben ein klares Bild der musikalischen Strömungen im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Der Gesangunterricht vermag durch Lieder aus dem 16. Jahrhundert — deren Pflege heute von den Jöde-Gruppen mit viel Erfolg wieder aufgenommen wurde — den Gegensatz der vokalen (horizontalen) Musik zur instrumentalen (vertikalen) zu geben. Die Analyse einer Gluckoper (Iphigenie in Aulis), einer Mozart-Oper (Zauberflöte) und der Beethoven-Symphonien (1., 2., 5, 6.) ist unerläßlich zur Charakteristik des Fortschritts im musikalischen Ausdruck. Beethoven verlangt eine eingehende Behandlung, die die Vorbeethovenzeit zum Abschluß bringt und auf der das Kunstwerk von Bayreuth aufbaut. Zu Bayreuth leitet zunächst — im Schulmusikunterricht — die Analyse des „Tannhäuser", die man mit sechszehnjährigen Schülern zu behandeln sich keineswegs zu scheuen braucht. An dieser Stelle im Unterricht öffnet sich die ganze, große Welt des Meisters, hier kann man beginnen, über die Dichtung des „Tannhäuser" zu der Ideenwelt zu führen und von da aus zu seinen Werken, zu seinem Leben und zu dem Geheimnis Bayreuths die Brücke zu schlagen.

Ein solcher Unterricht bleibt niemals fachwissenschaftlich, sondern gibt der Jugend neben den künstlerischen hohe ethische, geistige und religiöse Worte mit. In Richard Wagner ersteht der Jugend ein neuer Führer, der neben die großen Persönlichkeiten der Litteratur und der politischen Geschichte tritt,

zu dem sie emporblicken können als zu dem Mann, der für sein Volk gekämpft und gesiegt hat.

Was liegt näher, als die „moderne Musik" unserer Tage nur insofern zu streifen, als sie von der Jugend wirklich aufgenommen wird. Der Versuch, die Jugend zu den Musikern unserer Tage zu führen, scheitert kläglich — ebenso kläglich, wie das heutige musikalische Publikum mit den „Modernen" vertraut zu machen. Unnatur, innere Hohlheit, gesuchte Künstelei, verirrte wissenschaftliche Doktrinen überschatten die Erzeugnisse, die uns zumeist von den lebenden Musikern geschenkt werden, und die Einkehr bei den Meistern der Klassik und der Vorklassik (Händel, Gluck, Bach), die wir heute als die neueste musikalische Strömung beobachten, ist nur die Antwort, die das deutsche Volk auf das geben kann, was ihm die moderne Scheinkultur anbietet.

Ein Meister schenkt uns heute noch lebendige Werte: Siegfried Wagner. Ich erinnere mich an eine „Bruder Lustig"-Stunde, in der die Augen meiner Schülerinnen gestrahlt haben: „Das ist schön". Seit dem Tage ist meine Sorge um das Werk Siegfried Wagner's behoben.

Es genügt aber nicht, nur eine gebildete Schicht zu Bayreuth zu führen. Das Werk des Meisters soll Nationaleigentum sein, und so muß ein Weg gefunden werden, auf dem das gesamte Volk zum Meister gebracht und bei ihm gehalten werden kann. Die Volksschule, die ihre Zöglinge mit dem vierzehnten Jahr entläßt, hat nicht die unmittelbare Gelegenheit dazu. Seit die segensreiche Einrichtung der Volkshochschule besteht, haben wir die Möglichkeit, in ihrem Rahmen Bayreuth erstehen zu lassen. Hier muß der Weg ein praktischer sein, da man der Masse mit schönen Theorien nicht kommen kann. Es ist — nach den Erfahrungen, die die Volkshochschule gemacht hat — schwer, unserem Volke heute Liebe und Verständnis für Kultur abzugewinnen, da das Volk an einer allzu einseitigen Bildung durch die abgetane Lernschule leidet. In diesem Sinne muß also die Volksschule eine Jugend erziehen, die mit dem Willen zum Schönen ins Leben tritt und von der Volkshochschule empfangen will. Die Volkshochschule geht vom Musizieren aus (Gesang, Instrumentalmusik. Beides ist in den Lehrplan auch der Volksschule so aufgenommen, daß die Kinder in die Technik, Notenkenntnis, Harmonielehre, Instrumentalunterricht, eingeführt werden) und schließt an praktische Übungen ganz allmählich die lebensvolle Einführung in anschaulicher Form zu den einzelnen Musikepochen an. Der Besuch von Theatervorstellungen, den die Volkshochschule ihren Hörern vermittelt, steht im engsten Zusammenhang mit dem Lehrgang.

Aber selbst die Volksschule kann zum Kunstwerk — in unserem Sinne „zu Bayreuth" — führen, so seltsam dies zunächst erscheinen mag. Da hilft die neue pädagogische Disziplin der „Jugendbühne", die an den meisten deutschen Volksschulen eingeführt ist und durch Aufführungen guter Jugend-

spiele durch Jugend für die Jugend zum dramatischen Kunstwerke auf einfachste, praktische und angenehme Weise führt. Ein Szenenauszug aus „Hänsel und Gretel" (Humperdinck), deren Rollen ich mit zwölfjährigen Kindern besetzte (Hänsel, Gretel, Sandmännchen, Taumännchen, Hexe) leitet unmittelbar zum musikdramatischen Werke über. In diesem Jahre spielen ältere Mädchen der höheren Mädchenschule und kürzlich schulentlassene Knaben eine Jugendbearbeitung von Siegfried Wagner's „Bärenhäuter", in der ich den Text (für das Jugendspiel in Verse gebracht) sprechen lasse und die Musik des Künstlers an den geeigneten Stellen einfüge. Auf diesem Wege werden die Kinder mit dem Meister und dem Werke vertraut und nehmen eins mit in ihr späteres Leben: den Willen zum Werk. Der führt sie in die rechte Bahn zum echten Kunstwerk.

Man kann heute nicht oft genug betonen, daß wir mit allen Kräften an einer Neuerziehung unseres Volkes arbeiten müssen. Gewinnen wir die Jugend! Führen wir sie zu Bayreuth! Hier sind die starken Wurzeln einer national-deutschen und religiös-sittlichen Regeneration!

Besprechungen.

Aus Geschichte und Gegenwart.

Auch die diesjährige Weihnachtsbescherung zeigt zum mindesten das Eine, daß die Welle des erwachenden deutschen Bewußtseins nicht mehr aufzuhalten ist: wie dies etwa auf geschichtliche Ereignisse wirken mag, das läßt sich nicht vorhersagen; nur der Wille schöpft zunächst seine Nahrung aus erneutem Wissen. In entlegene Zeiten entführt uns Dr. Wolfgang Schultz mit: Zeitrechnung und Weltordnung bei Indern, Iraniern, Hellenen, Italikern, Germanen, Kelten, Litauern, Slaven; Mannus-Bibliothek Nr. 35; Verlag Kurt Kabitzsch, Leipzig (289 S. Großoktav; deutscher Druck; 11 ℳ, geb. 12.50 ℳ; billiger bei Abnahme von vier Bänden der Sammlung). Schon die Zugehörigkeit zu dieser von Kossima herausgegebenen Bücherei verrät, daß es sich nicht um Phantastereien handelt, wie sie manchmal herumspuken, sondern um eine wissenschaftlich zuverlässige Arbeit, die unser derzeit bedeutendster Sagenkenner geleistet hat. Die hier niedergelegten Ergebnisse, welche die arischen Stämme im Wesentlichen als einheitlich denkend nachweisen, sind aber nicht bloß der Fachwissenschaft, sondern allen Volksgenossen zugänglich, die sich um Kenntnis unserer Urzeit bemühen. Schultz reinigt unsere Anschauung von unzulänglichen, veralteten Vorstellungen, um aus der Fülle frei beherrschten Stoffes die neuen Erkenntnisse aufzubauen. Ungern wird mancher den angeblich arischen Sonnenglauben erschüttert finden. Aber als älter erweist sich nun einmal die Richtstellung nach dem Monde; der Übergang zum Sonnenjahr wird eingehend behandelt. Zugleich entrollt sich uns ein Bild altarischer Naturbetrachtung, das freilich mit Mondschwärmerei wenig zu tun hat. Die Bilder

und Gleichnisse für den Gestaltenwechsel des Mondes führen zur Sage. Es wird (zum erstenmale) nachgewiesen, daß der feste Aufbau im „Gefüge des Mythos" in der Abfolge der Mondgestalten, also in der altarischen Zeitordnung begründet ist, die zugleich Fest-, Stammes-, Rechts-, Welt- und Heilsordnug darstellt. Der arische Kalender ist demnach eine geschichtliche Tatsache. Als eine Folgerung drängt sich die arische Herkunft des Mythos auf. Reiche Übersichten erleichtern die Benützung des Werkes, das 75 Abbildungen enthält.

Wir wissen, welche Verbundenheit mit der Natur besonders auch der germanische Zweig der großen Völkerfamilie erlangt hat. Und zugleich damit eine religiöse Tiefe und Unabhängigkeit, die sich weit ins geschichtliche Christentum hinein behauptete, die Aneignung der neuen Lehre in wichtigen Zügen bestimmte, und die hoffentlich auch heute noch die Kraft hat, den Eifer getrennter Einzelbekenntnisse zu überwinden. Aus der deutschen Mystik als dem Zeugnisse jener Frömmigkeit legt nun Ernst Ludwig Schellenberg zum zweitenmale (bei Hugo Bermühler, Berlin) eine Reihe von Gedanken vor, die gerade heute dringend zu beherzigen wären. Die Kirche hat das Heil mit dem Zwangssatze, dem Dogma verfädelt. Soviele, die nichts davon wissen wollen, versinken mit Abkehr von der Kirche in Unglauben oder Verzweiflung. Die Mystiker haben sich aus Frömmigkeit den Zwangslehren ferngehalten: sie tragen, obwohl manchmal im Kampfe mit der Kirche, den ganzen Bau der Kirche fester als diese selber. Das (deutschgedruckte) Büchlein ist ein Labsal für alle, die sich den Gottesgedanken bewahren oder ihn neu gewinnen wollen. Schöne Bildtafeln aus Werken alter Meister sind beigegeben.

Der Sinn für bildende Kunst, der im Bayreuther Kreise durch Henry Thode so glänzend vertreten war, eröffnet eine neue Bahn zum Verständnisse großer Vergangenheiten, die weit in die Zukunft hinausweisen. Es geschieht zur Zeit sehr viel in der Absicht, dem deutschen Volke die Freude an der Kunst zurückzugewinnen. Früher waren es Fischer und Francke in Düsseldorf, Bruckmann in München, welche Ausgaben großen Stils veröffentlichten. Jetzt sind es die Münchener Verlage Riehn und Reusch, und Richard Piper, denen wir Stoffsammlungen verdanken. Wichtiger als alles, was über Kunst geredet wird, sind ihre Urkunden selber, die eine überwältigende Sprache reden. Dem regelmäßig erscheinenden „Piperboten" entnehmen wir z. B. die Kenntnis der „Schönen Deutschen Stadt" (3 Bde.); neuerdings hat der Verlag eine Quellensammlung „Das Bild, Atlanten zur Kunst" begonnen, aus der etwa die Tafelmalerei der deutschen Gotik, das deutsche Bild des 16. Jahrhunderts, oder Romanische Bildnerei für uns in Betracht kommen.

Über Rembrandt legt der Verlag Haessel in Leipzig soeben ein bedeutendes Werk von Willy Pastor vor, mit 49 Bildtafeln; es betitelt sich: Rembrandt der Geuse. Das Leben des Großen, und worin seine geniale Art beruht, wird hier in klarer Sprache guten Stils (und natürlich in deutscher Schrift) hervorragend eindrucksvoll beschrieben. Von Willy Pastor kennen die Leser wohl: „Aus germanischer Vorzeit" und „Naturgewalten, Göttergestalten". Rembrandt weiter zu studieren, nehme man die beiden Bände der Deutschen Verlagsanstalt zur Hand; ihre „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben" sind zum unentbehrlichen täglichen Nachschlagewerk geworden.

Dringen wir ins achtzehnte Jahrhundert vor, so ist aus dem Anlaß der Gedenkfeier (1724—1924) Kant zu erwähnen, den uns ja kein Geringerer als Chamberlain wieder nahegebracht hat in seinem großen Kantwerke (5./6. Band der neuen Chamberlainausgabe bei Bruckmann in München). Beim Lesen Kants

stoßen sich viele an den Kunstausdrücken, die teilweise bis zu den lateinischen Prägungen der mittelalterlichen Scholastik zurückreichen. Nun hat Wilhelm Stapel in Hamburg, der Herausgeber des „Deutschen Volkstums" (die Zeitschrift ist eine der ganz wenigen, die Dasein und Ruf behauptet haben!) zum Verständnisse Kants etwas ganz Eigenartiges und Ursprüngliches beigetragen: er gab heraus: „Kants Kritik der reinen Vernunft, ins Gemeindeutsche übersetzt"! Erschienen sind schon zwei Bände, in der Hanseatischen Verlagsanstalt in Hamburg; weitere folgen. Es dürfte das erstemal sein, daß man die Vorzüge der Muttersprache an der Eindeutschung eines Denkers ins Licht stellt. Auch hieran ist die Fachwissenschaft so gut wie vorübergegangen. Wir sind jedoch überzeugt, daß von allen Diensten, die Stapel dem Deutschtum leistet, dieser als einer der größten gelten wird. Nachdrücklich müssen wir auch die beiden Raabehefte empfehlen, die jene Monatsschrift herausbrachte (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg); in der Auswahl des Stoffes hat Stapel hier wieder seine glückliche Hand bewährt. Die Hamburger Raabetage dieses Herbstes zeugten von der wachsenden Begeisterung für den deutschen Dichter.

Auch die Zeit der sogenannten Romantik begegnet erneuter Teilnahme und vertieftem Wohlwollen. Wir ersehen es aus dem „Buch der deutschen Romantik" von Ernst Ludwig Schellenberg (Hugo Bermühler, Berlin; 323 S. deutschen Druckes; 84 große Abbildungen und dazu nachgebildete Handschriften im Texte). Er behandelt alle Ausstrahlungen der romantischen Seele; in den Mittelpunkt rückt er die Sehnsucht nach dem Unendlichen, die mystische Einsicht. Dichtung, Malerei und Musik werden der Reihe nach gewürdigt. Wenn in letzterem Abschnitte, zu dem wir die Leser Hans von Wolzogens Buch über Hoffmann (Verlag Kistner und Siegel) zu vergleichen bitten, gerade vor der entscheidenden Wendung auf Richard Wagner hin, Halt gemacht wird und die höchste Erfüllung der Romantik unerkannt bleibt, so beruht dies wohl auf einer persönlichen Anlage, die wir achten und die den Wert der 279 vorausgehenden Seiten nicht beeinträchtigen kann. Denn alles, was Schellenberg über Dichtung und Malerei der Romantiker vorbringt, ist überaus reich an Aufschlüssen, und das herrliche Geistesleben jener Zeit wird uns durch ihn von neuem lebendig, zumal wir eine Fülle schöner Abbildungen genießen, die nach einem neuen Verfahren hergestellt sind.

Die Romantik erschloß uns zuerst wieder den Sinn für die deutsche Sage. Welchen Wert diese neue Entdeckung hat, das läßt die Bewegung der Deutschkirche erraten, an der Chamberlain, Hans von Wolzogen, Andersen beteiligt sind. Zu ihren Vorkämpfern gehört auch Dr. Joachim Kurd Niedlich, dessen „Deutsche Religion" und „Jahwe oder Jesus" schon früher berührt wurden. Die dritte seiner bahnbrechenden Schriften ist Das Mythenbuch (Dürr, Leipzig, 106 S.; 1,50 ℳ), das seine zweite, vermehrte Auflage erleben durfte. Eingearbeitet sind jetzt die Mythentexte selber. Wie verlachte man einst R. Wagner, weil er Kenntnis der Sagen voraussetzte! Nun ist gereift, was er gesät hat. Niedlich bietet die Sagen in einer Fassung und Auslegung dar, von welcher die Schule wie die Familie ohne weiteres Gebrauch machen können. Auf diesem Wege wird sich, wie der geistvolle Verfasser hofft, beim Volke wieder eine deutsche Weltanschauung bilden. — Den Boden für die deutschkirchliche Bewegung hat auch Paul de Lagarde gepflügt und zubereitet. Es gereicht uns zur Freude, den Lesern bekannt zu geben, daß der Lehmannsche Verlag die Lagarde-Kenner Karl August Fischer und Paul Fischer mit einer neuen Herausgabe jener Schriften betraut hat, die für das ganze Deutsche Volk bestimmt er-

scheinen. Zwei Bände liegen vor (jeder 5 M, geb. 6,50 M). Der eine enthält die bisherige Sammlung der „Deutschen Schriften", jedoch bereichert durch vierzig Seiten eines Verzeichnisses der Personen, dann der Begriffe: dadurch wird der Leser in Stand gesetzt, den weitschichtigen Stoff zu beherrschen und zu verwerten. Der zweite Band aber, den Paul Fischer besorgt hat, und der ebenfalls Verzeichnisse, auch die nötigen Nach- und Hinweise enthält, bereitet uns eine vollkommene Überraschung: Da sind aus Lagardes entlegenen und schwer zugänglichen Facharbeiten 280 neue Seiten zusammengestellt, die den religiösen und politischen Denker in seiner ganzen rücksichtslosen Wahrhaftigkeit offenbaren. Manches, wie die Abneigung gegen Luther (weil er die Bibel nicht bloß übersetzte, sondern zugleich umdichtete), mag immerhin als fortgepflanzter Widerspruch gegen väterliche Erziehung gelten, ohne die Allgemeinheit zu verpflichten. Wohl aber ist auch in den gewagten Gedankengängen schlechthin vorbildlich die unbestechliche Gesinnung! Im übrigen wird man bei aller Schärfe dem sachlichen Kern der Ausführungen über Ritschls Theologie beistimmen müssen. Die maßgebenden Strömungen reizten ihn zum Widerstande dadurch, daß sie den Gesichtskreis auf die Zeit nach 1517 beschränkten. Den zeitgenössischen Protestantismus vergleicht er dem Schiffbrüchigen, ein andermal der Schlacke. Wichtig und lehrreich ist, was Lagarde über die geschichtlichen Träger der Gottesgelehrtheit, besonders über Neander, zu erzählen weiß. Für alles, was Lagarde liebt oder haßt, empfiehlt oder verwirft, nimmt er die Entscheidung aus der Forderung deutschen Wesens. Das Wort vom Kulturdünger, zu dem sich die Deutschen hergeben, ist von Lagarde geprägt worden. Die Bedeutung der Rasse war ihm noch nicht aufgegangen; unsere heutigen völkischen Gesichtspunkte und Kenntnisse haben sich teilweise geändert und vermehrt (man lese, was Dr. Hoffmann-Kutschke im „Reichswart" des Grafen Reventlow vorbringt, 18. Oktober 1924). Aber nie veralten Beweggrund und Ziel der Betrachtungsweise Lagardes; die meisten seiner Erwägungen gelten heute so gut wie damals und ewigen Gewinn holt unser religiöses Leben aus seinem Verlangen der Wahrheitsliebe und Charakterfestigkeit — ohne beides ist keine echte Frömmigkeit denkbar!

Wollen wir unsere Gesinnung auch aus der Geschichte heraus nähren, so greifen wir etwa zu dem prächtigen Buche von Oskar Fritsch über Friedrich den Großen (Verlag J. F. Lehmann, München). Dem Verfasser, einem Bayern, ist es gelungen, Bekanntes durch weniger Bekanntes zu beleben und die Darstellung so anschaulich zu halten, daß sie — ohne Verletzung des Geschichtlichen — Eindruck auf Gemüt und Willen hinterlassen muß. Außer vielen Textbildern nach Menzel schmücken das Werk (dessen Preis 4, geb. 5 M beträgt) 31 schöne Tafeln in Tiefdruck. Bei Theodor Weicher in Leipzig erschien von Otkokar Stauf von der March ein Buch über König Friedrich und Kaiser Josef mit dem Titel: Zwei deutsche Edelfürsten (178 S., 3, geb. 4 M). Der Schwerpunkt ruht hier auf dem Gegenüber der beiden Förderer des Deutschtums, die trotz persönlicher und anderer Verschiedenheit innerlich zusammengehörten. Eine andere, kleinere Schrift Staufs von der March wägt Monarchie und Republik gegeneinander ab (Sisverlag, Zeitz). Wer sich in der Gegenwart politisch zurechtfinden will, dem bietet sich Egelhaafs historisch-politische Jahresübersicht für 1923 dar (Krabbe-Gußmann, Stuttgart; 212 S. 5, geb. 6 M). Egelhaaf hat in letzter Zeit die Bearbeitung an Prof. Hermann Haug abgegeben. Dieser ist ein echter politischer Denker von selbständiger Eigenart; alle seine Veröffentlichungen sind ebenso bestimmt wie sachlich gehalten. Kenntnisse und Urteilskraft stecken auch in der klar angeordneten und verständlich geschriebenen Jahres-

übersicht. — Seit Juni 1924 besteht ein Unternehmen, das den Gedanken der Überstaatlichkeit in neuer Ausprägung zur Geltung bringt: es ist die Monatsschrift „Der Weltkampf", im Deutschen Volksverlag Dr. Ernst Böpple's in München. Gegen welche Macht sich der Kampf richtet, erraten unsere Leser. Wir brauchen ihm nur dadurch zu Hilfe zu kommen, daß wir berichten, wie reichhaltig der Stoff ist, dessen der Verlag habhaft zu werden versteht. Wie einig in gewissen Anschauungen Hoch und Nieder ist, ersehe man aus dem Buche: Politische Beichte eines deutschen Prinzen, (bei Theodor Weicher, Leipzig; 5 M). „Als ich jetzt wieder zum Festspielhügel in Bayreuth eilte, . . da fühlte ich: Das ist völkisch." „Ehrt eure deutschen Meister — in diesen Jammertagen . . . die rechte Mahnung der Stunde!" „Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun. Der diese Worte sprach, war völkisch: unser Richard Wagner". Diese Proben genügen zur zweifelsfreien Empfehlung. Den „Sinn der völkischen Sendung" legt Gustav Sondermann dar in einer sachkundig und vorurteilsfrei geschriebenen Schrift, welche ihren Gegenstand von allen Seiten geistvoll beleuchtet und auch an den Gefahren nicht vorbeisieht, sondern vor allzu großen Worten, vor Schimpferei und Ähnlichem warnt (Lehmann, München; 1,60, geb. 2,60 M). Über die Frage, ob „Völkisch oder National?" spricht ausgezeichnet Joachim Haupt (Böpple, München; Flugschriftenreihe Heft 4). Der als „Rumpelstilzchen" bekannte Schriftsteller hat einen kurzen Rückblick auf 1914—1924 verfaßt; er giebt ihm als Titel die bedeutsame Frage: „Für wen?" (Brunnenverlag Karl Winckler, Berlin SW. 68). Den „Völkischen Neuaufbau Deutschlands" behandelt von der Warte des Gesetzgebers aus, welcher Wirtschaft und Recht regelt, Volkswirt Nüse (Theodor Weicher, Leipzig). „Grundzüge des völkischen Staatsgedankens" bietet der Alldeutsche Verband dar. Über den völkischen Dichter Eberhard König berichtet Martin Treblin in einer eigenen Schrift, die in zweiter Auflage erschien (Erich Matthes, Leipzig und Hartenstein im Erzgebirge). Ins neue Jahr möge uns der Hakenkreuz-Jahrweiser geleiten, der, von Bruno und Ilse Tanzmann herausgegeben, bisheriger Überlieferung getreu im Hakenkreuzverlag in Hellerau bei Dresden erschien (2 M 50). Glücklich war der Gedanke, diesesmal die Spruchweisheit der Edda auszumünzen! Auf dem Titelblatt grüßt Jakob Böhme (gestorben 1624). Die 60 mit alten und neuen Bildern geschmückten Blätter geben auf der Rückseite Gedenktage, Gedichte, Lieder (mit Noten), mancherlei Hinweise und wertvolle Gedanken, teilweise auch wieder mit Bildschmuck. Nun „tritt hervor, liebe Sonne!"

*

Neues musikalisches Schrifttum.

Wir gehen vom Wagnerschen Mittelpunkte aus. Da sind die Erinnerungen zu begrüßen, die Ludwig Schemann, der greise Gelehrte, als „Lebensfahrten eines Deutschen" zu erzählen weiß (Verlag Erich Matthes, Leipzig und Hartenstein). Mit unserem Meister hat ihn das Leben in nahe Verbindung gebracht Seine Wagner-Erinnerungen sind aber aus gegebenen Gründen gesondert erschienen; ihre zweite Auflage hat ebenfalls der verdienstvolle Verlag Erich Matthes übernommen, nachdem die erste, Frommannsche, lange vergriffen gewesen war. In dem neuen Werke treten natürlich die Beziehungen zu Lagarde und Gobineau aufs deutlichste hervor; ihre Namen sind ja mit Schemann unlöslich verknüpft. Wir erwähnen nur sein Leben Lagardes (Erich Matthes), seine Werke über Gobineau (Vereinigung wissenschaftlicher Verleger), seine Übersetzungen des Werkes über die Rasse (Frommann), und der Renaissanceszenen (Reclam), welch letztere ja zuerst

in den Bayreuther Blättern erschienen. Alles Persönliche eines so hohen umfassenden Geistes kennen zu lernen gewährt Genuß und Belehrung. Zugleich wird manches klar, was etwa noch nicht durchsichtig gewesen sein mochte: Schemann vereinigt mit Wagner eine nachdrückliche Schätzung nicht bloß Cherubinis, dessen Leben er beschrieb, dessen Gesamtausgabe er betreibt, sondern auch Schumanns und Brahmsens, wogegen er Berlioz und Liszts Musik sehr kühl gegenübersteht. Mit Hans von Bülow hat er sich gut verstanden. Vom Bayreuther Kreise hielten ihn zeitweilig die emsigen Studien, aber auch Verschiedenheit der Ansichten zurück. Ist es nötig zu versichern, daß wir Schemann, den wahrheitsliebenden Charakter, der sich an seine Anschauungsweise gebunden erachtete, im tiefsten Grunde uns zugehörig wissen und ihm beglückten Dank ausdrücken für alle Leistungen im Umkreise der Bayreuther Geisteswelt?

Wie schwer es manchem wird, sich Wagner anzueignen, möge der Leser aus dem 580 Seiten starken Buche von Paul Bekker ersehen (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Wir meinen das nicht als Redensart: wir empfehlen das Werk, weil es auf einem andern Standpunkte steht. Gerade am Gegner können wir auch etwas lernen. Bekker hat sich früher manchen Ausfall gegen Bayreuth geleistet. Damit ists nun still geworden. Wir haben den Eindruck, daß er alles ernst meint und Persönliches hintanstellt. Zu erneuter Prüfung und Selbstbehauptung zwingt uns nun der Versuch, die ganze Erscheinung Wagners aus dem Willen zum Theater zu begreifen: weil er das Theater wolle, bedürfe er der Reihe nach der Täuschung, der Musik, der erlebten Ausdrucksspannung, des Erlebens. Umgekehrt suchten wir bisher das Leben als Urgrund, auf dem sich alles andere erhöbe! Nun müssen wir sehen, wie wir anders zurechtkommen. Das Theatermäßige endet natürlich in der Sackgasse des Scheins, des Unechten. Aber geheimnisvoll werde Ausgleich und Sühne bewirkt, so daß Wagner, der „Getäuschte", selber den Elementen, die er rief, erlag; zurück bleibe als höchster Gewinn an die Kunst, „das ewige Spiel urbewegender Kräfte", mit seinem höchsten „Ethos". Dieser Verherrlichung widerspricht einigermaßen, daß ja Wagner weder Dichter noch Musiker sei. Dies der Gedankenbau der Eckabschnitte. Trotz der Künstlichkeit solcher Erklärungsweise bietet die Behandlung der Werke selber, an denen manches wieder „organisch" ist, zum Teil, solange Bekker gegenständlich denken muß, Ausführungen dar, denen auch wir folgen können. Nur berührt eben manches fremdartig, z. B. die Ansicht, als enthalte der Tristan eine „Überhöhung" der Sinnlichkeit zur Unsinnlichkeit. Ein anderes Land: in Nietzsches musikalisches Reich lockt uns der erste Band einer Gesamtausgabe seiner musikalischen Werke, welche im Auftrage des Nietzschearchivs Georg Göhler leitet (sie erscheint bei Kistner und Siegel in Leipzig; ebendort eine kleinere Auswahl von sieben Liedern). Niemand riete beim Ansichtigwerden dieser sechzehn Erzeugnisse auf eine Persönlichkeit wie gerade die Nietzsches. Denn ihrer Zerrissenheit widerspricht der Grundeindruck des Lieblichen. Dort aber, wo die Last eigenartigen Ausdrucks herangewälzt wird, droht sie den nicht gereiften, deshalb zarten Tonsatz zu zerdrücken; Göhler bemerkt mit Recht, Nietzsches musikalische Ausbildung sei nicht abgeschlossen worden. Wenn also schon jetzt angedeutet wird, Wagner verdanke auch musikalisch manches dem Basler Professor: welche Selbstüberhebung gehört dazu! Vergleicht man Nr. 1—15 der Lieder Nietzsches (1861—1865) mit allem, was Wagner seit dem Verkehr mit Nietzsche schuf, so weiß man, woran man ist. Das „Gebet an das Leben" entstand 1882. Doch Eines leuchtet aus Nietzsches Liedern: wie hell und rein seine Begeisterung für die Tonkunst war. Kein deutscher Denker kam der Musik so nahe wie Wagners langjähriger Weggenosse!

Aus dem Schrifttume, das in Wagners Form- und Gedankenwelt einführt, erwähnen wir diesmal nachdrücklich die drei einzelnen Schriften zu Meistersingern, Ring und Parsifal, die Professor Arthur Prüfer bei Kistner und Siegel herausgab (1924).

In Beethovens Welt, insbesondere in die religiösen Kräfte seiner Musik, leitet eine tiefeindringende Schrift von Dr. Otto Schilling Trygophorus über die Missa solemnis (Bergsträßer-Kleinschmidt, Darmstadt, 1923). Sie ergänzt die von uns hochgeschätzte Schrift Richard Sternfelds namentlich in der Richtung, welche die Zusammenhänge zwischen Frömmigkeit und Tonsprache sucht. „Die Lösung der irdischen Kämpfe erlebt Beethoven im Credo; ... seine Überzeugung scheint verdichtet in dem ruhigen, zuversichtlichen Hauptthema der Fuge ... (und in ihrem Ausklang)." Daß der Kern seines Glaubens in der Hoffnung auf ewiges Leben besteht, und daß die Jenseitigkeit musikalisch unmißverständlich erklingt, solche Erkenntnis ist sehr wichtig. Der Verfasser weist den tiefen Gehalt der Messe mit einer Gründlichkeit nach, die von Gebilde zu Gebilde führt. Dabei handhabt er die Ergebnisse neuer religions-philosophischer Forschung; das reiche Schrifttum, das aufgezählt ist, enthält außer Chamberlain z. B. auch den Namen Kinasts. Genaueren Anschluß sucht die Darstellung an Georg Wobbermin; sie kehrt vorwiegend protestantische Wendungen hervor. Über die katholischen Regungen der Unterströmungen wäre vielleicht noch Weiteres zu sagen.

Die Befassung der Gegenwart mit Mozart ist erfreulich und wohltuend, sofern kein fremder Eifer hereinspielt. Rein auf sich selber ruht die ansehnliche, reich ausgestattete Arbeit von Carola Groag Belmonte über Die Frauen im Leben Mozarts (Amaltheaverlag, Zürich, Wien, Leipzig); die teilweise ganz neu veröffentlichten Bilder (im Ganzen vierzig Tafeln) sind besonders wertvoll. Das Urteil über Konstanze, das wohl immer schwanken wird, betont im Gegensatz etwa zu Schurig die schlimmen Züge. Mutter und Schwester, die Kaiserin, dann außer Konstanze die Aloysia und die Josepha Duschek treten besonders anschaulich hervor; aber auch unter den Frauen der Kunst und des Adels können wir uns noch manche Gestalt anschaulich vorstellen. Die Kenntnisnahme dieses Buches vertieft die Begeisterung für den „Licht- und Liebesgenius"! Ähnlich ergeht es uns hinsichtlich des Liedmeisters Schubert, wenn wir von Karl Kobald das Wiener Biedermeierbuch Schubert und Schwind zur Hand nehmen; es stammt auch aus dem Amaltheaverlag, der 24 Bildtafeln mitgegeben hat. Was war es doch für eine Zeit, da ein Sänger Thomas a Kempis, Epiktet, Marc Aurel kannte: Michael Vogl, der rührige Vorkämpfer für den hilflosen Tondichter, war ein Mann von Geist und legte auf Vortrag und Aussprache großes Gewicht. „Hast du mir nichts zu sagen, so hast du mir auch nichts zu singen", meinte er. In die ganze märchenhafte Geistesblüte und Gemütsfülle, aus der die weltberühmte Wiener Musik hervorbrach, versetzt uns noch ein anderes Buch des Amaltheaverlags: Altwiener Musikstätten, gleichfalls von Karl Kobald verfaßt (132 Seiten Großoktav mit deutschem Druck; mit 55 meist ganzseitigen Bildtafeln). Nicht als wären die Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert ausschließlich im hegenden und hütenden Schutze der Mitwiener groß geworden. Man braucht nur Mozart und Schubert zu nennen, um sich des Kampfes bewußt zu werden, ohne den es nicht abging. Aber gleichwohl: es mußte etwas an einer Stadt, an einem Ort sein, wo ausnahmslos sämtliche bedeutenden Symphoniker schufen, ein begrifflich fast unbestimmbares Etwas, das Wärme entwickelte und Leben ausgoß. Die anschauliche Darstellung wie der Bildschmuck sind dazu angetan, daß wir uns jener Zeit (nicht ohne wehmütige Sehnsucht) freuen, weil sie Überragendes hervorbrachte.

Dauerwert und Benutzbarkeit dieser drei Amaltheabücher gewännen übrigens durch Mitgift von Namensverzeichnissen!

Auch Bruckner gehört, trotz aller Kämpfe, zur Wiener Überlieferung, wiewohl seine Anfänge wie die Haydns und Mozarts, außerhalb lagen. Man hat diesen Herbst seinen hundertsten Geburtstag gefeiert. Noch ist seine Stellung nicht so hoch, daß man sich hütete, ihr mit wahrhaft barbarischen Kürzungen, mit Ausmerzungen großer Teile innerhalb der feingefügten Sätze der Achtung der Gasse zu entbieten. Doch über kurz oder lang wird man sich auf die Ehrfurcht besinnen, die man jedem Großen schuldet. In erster Linie wird hiezu beitragen das große Brucknerwerk von Professor Dr. Ernst Kurth, dem Berner Hochschullehrer, der mit seiner Romantischen Harmonik, seinen Grundlagen des linearen Kontrapunkts in die vorderste Linie der bedeutendsten Theoretiker getreten ist. Wir werden auf dieses Hauptwerk des Brucknerschrifttums in besonderer Besprechung zurückkommen. Ein Zeichen wachsender Teilnahme ist das immer erneute Bestreben, sich Bruckners zu bemächtigen; natürlich hat die Gedenkfrist belebend eingewirkt. So veröffentlicht die Sammlung „Die Musik", herausgegeben von Prof. Dr. Arthur Seidl (verlegt bei Kistner und Siegel in Leipzig) ein hübsch ausgestattetes (auch mit Verzeichnissen versehenes) Bruckner-Bändchen, das Georg Gräner verfaßt hat. Uns berührt vor allem wohltuend, daß hier Bruckners innere Zugehörigkeit zu Wagner betont, und nicht verwischt wird. Freilich ist der Versuch, das Verhältnis so zu begreifen, als habe der Tannhäuser in Linz einen Saulus damaskusartig zum Paulus gemacht, nicht haltbar. Nur die Scheu vor allem Lernbaren, vor der Schule, im Grunde vor den tiefsten Geheimnissen der Kunst hat Bruckner vorher bewogen, die Grenzen der Schule zu achten. Das weiß ja auch der Verfasser selber; er bringt musikalische Parallelen, welche vor der Zeit liegen, da Wagner in Bruckners Gesichtskreis trat. Manch feine Bemerkung, manch treffender Aufschluß macht das Büchlein wertvoll. Als fragwürdig wäre anzuzweifeln die Einschätzung der ersten und zweiten Symphonie, wie wenn beide dem „symphonischen Meisterwerke" voraufgingen; dann einiges, was über den Aufbau ausgesagt ist: drittes Thema erscheint sehr wohl in der Durchführung, und der Wiederholung bleibt das Hauptthema nicht entzogen. Nicht die Abweichung von einem Gedankenplan, sondern seine Erfüllung scheint uns ein Zeichen von Vollendung zu sein; auch bedeutet Wiederholung als solche keine Schwächung des Ausdrucks. Ein zweites, lesenswertes Büchlein hat uns Oskar Lang beschert (Verlag Beck, München, 1924). Ihn führt die Begeisterung weit von Bayreuth weg: je zeitloser Bruckner, desto beschränkter Wagner. Dieser Eifer verkennt ebenso wie etwa eine Ablehnung den geschichtlichen Sachverhalt (den ich im Bayreuther Festspielführer für 1924 nachgewiesen habe). Aber Lang bringt nach zwei andern Richtungen Wertvolles: er zieht die Fäden, die von Satz zu Satz reichen. Armin Knab hat es an der Fünften geleistet (Universal-Edition, Wien); Oskar Lang behandelt die Siebte. Und das Zweite, was seine Schrift auszeichnet, ist die Erörterung der Wiedergabe der Symphonien. Möge dieser Same auf guten Boden fallen!

Einen Sammelband hat uns unter dem Titel In memoriam Anton Bruckner der Amaltheaverlag beschert; Herausgeber ist Karl Kobald. Es ist dies eine amtliche Festschrift, deren Erlös hauptsächlich der Brucknerorgel in St. Florian zugute kommt; diese ist einer Wiederherstellung bedürftig. Der Landeshauptmann von Oberösterreich deckt mit seinem Namen einen Aufruf, der auch unsern Lesern empfohlen sei. Beiträge zur Brucknerorgel nimmt unter andern Professor Max Auer in Vöcklabruck entgegen, den ja unsere Leser als Verfasser einer großangelegten Brucknerbiographie kennen. Unter den 18 Beiträgen

jenes Buches nennen wir die von Friedrich Eckstein (Begegnungen Bruckners mit Wolf), Wilhelm Fischer (Bruckners Kirchenfugen), Max Graf (Bruckner und die österreichische Landschaft), Franz Gräflinger (die Achte), Alfred Orel (Problem der Bewegung), Max Springer (Bruckner als Organist). Mit Freimut berichtet Josef Kluger über das Verhältnis Bruckners zum Stifte Klosterneuburg, das im Großen und Ganzen die Bedeutung des gern gesehenen Gastes nicht erkannt hat. Franz Moißl berichtet über die „Nullte": (deren Scherzo kürzlich der Brucknernummer der Zeitschrift Musica divina beilag). Zum Schlusse müssen wir nämlich noch einiger Funde und Aufführungen gedenken. Gerade in Klosterneuburg hat man Versäumtes gutzumachen gesucht, indem man die ans Tageslicht gezogene „nullte" D-moll-Symphonie (eigentlich die zweite) zu eindrucksvoller Wirkung brachte. Ebenso ein neuentdecktes Scherzo der F-moll-Symphonie, die vor der Ersten entstand. In diesen Tagen wird auch die B-moll-Messe von 1854 in der Wiener Hofkapelle aufgeführt. Neuerschienen ist in der Universaledition: aus der F-moll-Symphonie das Andante in Partitur und in zweihändigem Auszug. Ferner die Partitur jener „nullten" D-moll-Symphonie, deren Allegro und Andante 1863/64, deren Scherzo und Finale aber erst 1869 vollendet wurden. Weil dem Allegro das eigentliche Hauptthema fehlte, verwarf Bruckner zuletzt das ganze Werk, nahm es aber in die Wohnung ins Belvedere mit, wogegen er bei diesem Umzug Unzulängliches selber vernichtete. Scherzo und Finale geben jedenfalls der Ersten und Zweiten nichts nach. In kleiner Partiturausgabe, wie dieses symphonische Werk, sind auch die drei Messen der sechziger Jahre erschienen. Und zwar die erste in D-moll, deren Eigentümer der Universitätsverlag Wagner (vormals Groß) in Innsbruck ist, im Wiener Philharmonischen Verlag (Nr. 264). Diese leicht erreichbare, handliche, bildgeschmückte Partitur wird wohl die gewünschte Wirkung haben; daß man das Werk allenthalben zur Aufführung begehrt, ähnlich wie die Theresienmesse Haydns, die auch für den Philharmonischen Verlag Alfred Schnerich herausgab. Die beiden andern Meistermessen Bruckners, in E-moll (mit einem bisher unbekannten Bilde) und die in F-moll sind in Taschenform als Bestandteile der Universaledition erschienen. Ebenso der 150. Psalm. Die Durchsicht besorgt neuerdings überall Wöß. Der Kirche hatte es Bruckner zu danken, daß ihn keine Zerstreuung und Ablenkung in sich selber zerstörte. Er war und blieb fürs Leben wie für die Kunst gleichermaßen gefestet. Was ihm die Kirche darbot, ergriff er in jenem Sinne, der Wesen und Gleichnis mühelos in Eins bildet. Sein bedürftiges Gemüt suchte und fand echte Frömmigkeit. Das innige, leidenschaftliche Verhältnis zum Ewigen, das Bruckner beseelte, nähert ihn den großen deutschen Lehrern des Mittelalters, namentlich Meister Eckart.

•

Briefwechsel zwischen Peter Rosegger nud Friedrich von Hausegger.

Herausgegeben von Siegmund von Hausegger; L. Staackmann, Leipzig, 1924. 214 Seiten.

Der Weise und das Naturkind — es gehört zum Schönsten, diesen ihren Unterhaltungen zu lauschen. Wer Siegmund von Hauseggers Vater war, wissen unsere Leser, namentlich die älteren, die miterlebten, welches freudige Staunen „Musik als Ausdruck" hervorrief. „Unsere deutschen Meister", „Das Jenseits des Künstlers" und so manches andere befestigte die Hochschätzung des Denkers, der es verstand, bei wissenschaftlicher Behandlung der Kunst künstlerisch zu bleiben. Diese Begabung ist auf den Sohn übergegangen: Siegmund von Hausegger gab

„Betrachtungen zur Kunst" heraus, die wir an dieser Stelle mit empfehlendem Hinweise nennen müssen (Verlag Kistner und Siegel, Leipzig).

Jene Briefe nun (von 1883 bis 1899) bestätigen den Wert der Unterredungskunst, wie sie bei den Griechen eine so hohe Bedeutung gewann, daß sich sogar der philosophische Gedankengang: die Dialektik, vom Zwiegespräch ableitete. Wir erinnern an Platons Dialoge. Der Sokrates ist allerdings, in Bezug auf die Fragen, um die es sich nun handelt, Friedrich von Hausegger. Roseggers musikalische Veranlagung war zu unbestimmt, als daß er sich über Wagner ein selbständiges Urteil hätte bilden können. Er mußte sich bearbeiten lassen, und der feine, geduldige, vornehme Hausegger hatte die Genugtuung, zuletzt, 1898 seine Bemühungen gekrönt zu sehen. Bei den Meistersingern bekam „Die Scheidewand zwischen Wagner und mir einen großen Sprung und ein breites Loch", durch das ihm nun „der ganze Himmel" des Werkes entgegenleuchtete. Ungemein fesselnd ist es, wie Hausegger seines Freundes Bedenken allmählich erschüttert, wie er ihm auch begreiflich macht, daß es unzulässig sei, ohne eigenes Verständnis der Gegenpartei das Wort zu erteilen, was im „Heimgarten" des öfteren geschah.

In einer andern Sache gelang es der Überlegenheit Haussegers nicht so gut, Rosegger zu beeinflussen. Dieser ging von dem Grundsatze aus, der Deutsche sei an sich so national, daß er's nicht nötig habe, national sein zu wollen. Damit war seine Zurückhaltung gegenüber der völkischen Bewegung der achtziger Jahre gegeben. Umsonst bemühte sich Hausegger, ihm Wesen und Notwendigkeit ihrer Ziele klarzulegen. Vielleicht lag die Schwierigkeit mehr in der Eigenart als im liberalen Gebundensein Roseggers; merkwürdig ist jedenfalls, daß er der deutschen Sagenwelt als solcher fremd blieb. Das erschwerte natürlich auch ein Verstehen des Bayreuther Meisters, dessen Schriften er erst 1894 zur Hand nahm.

Das Wesentliche für uns ist aber nicht Roseggers Bekehrung, sondern der Reiz entgegenstehender Ansichten. Insbesondere können wir aus den Briefen Haussegers lernen, wie man den immer wiederkehrenden Einwänden, die gegen völkische Auffassungen erhoben werden, wirksam begegne.

*

Dr. Alfred Lorenz: Das Geheimnis der Form bei Richard Wagner.

Band I: Der musikalische Aufbau des Bühnenfestspieles Der Ring des Nibelungen. Max Hesse's Verlag, Berlin. (Band I: 320 Seiten Großoktav.)

Nietzsche hat gemeint, die Musik des Rings sei ohne Drama eine fortwährende Verleugnung aller höchsten Stilgesetze der älteren Musik: wer sich völlig an Wagner gewöhne, verliere das Gefühl für diese Gesetze. Der Positivist Petzoldt äußert in seiner Einführung in die „Philosophie der reinen Erfahrung": weil alles Dramatische schon durch Reim und Rhythmus, vollends durch Musik beeinträchtigt werde, sei das musikalische Drama eine ästhetische Unmöglichkeit. Ähnlich berichtet Leopold Ziegler im „Logos" (I, 371; 1910/11!) über die „Tyrannis des Gesamtkunstwerkes". Nietzsche selber, der solche Mißverständnisse ausgestreut hat, gesteht aber doch eine Möglichkeit zu, wie sich dramatische Dichtung und Musik vereinen ließe, indem er bekennt: „Mir schwebte eine sich mit dem Drama deckende Symphonie vor". Er hat also vor seinen Nachtretern doch das Wunschbild einer Einheit von Wort und Ton voraus. Nur war es seinem musikalischen Erkenntnisvermögen einfach nicht gegeben, sich des Kunstwerks nach Befund der Tatsachen zu bemächtigen, und sein Ahnungsvermögen ließ ihn im Stich, während

sich viele, noch ehe sie alle Zusammenhänge begriffen, vom Rechte und Werte der Ringmusik überzeugten.

Die Forderung, die Nietzsche aufstellt, hat nun der Verfasser des Buchs, das wir vor uns haben, als erfüllt nachgewiesen. Das ist eine Tat, und sie mußte Aufsehen, Jubel, Widerspruch erregen, je nach der Auffassung, die sich der einzelne zurechtgelegt hatte. Wir wollen nicht verhehlen, daß auch unserm Kreise Dr. Lorenz etwas grundsätzlich Neues bringt. Denn zunächst handelte es sich darum, die Einheit des musikalischen Dramas von der dichterischen Gegebenheit her zu begreifen. Vor allem mußte die wundervolle Gesamtwirkung sichergestellt werden. Ihr galten z. B. Hans von Wolzogens Belehrungen, wie er sie in den musikalischen Leitfäden gab, dann in den „Musikalisch-dramatischen Parallelen" (Breitkopf 1906) ausführlich begründete. Das Schöpferische im Fortgang der Musik von der dichterischen Seite her zu verfolgen, dazu ist z. B. auch Richard Sternfeld immer noch geneigt. Es handelt sich nun keineswegs darum, diese Betrachtungsweise abzustreifen, sondern eine rein musikalische Frage zu beantworten, die uns bisher immerhin verlegen machte: die klare Frage, ob die musikalische Formgebung bei Wagner musikalisch oder dichterisch sei? Wäre sie nur dichterisch zu verstehen, dann hätten wir zugegeben, daß es Wagner im Drama höchstens zu kleinen Formen etwa des Liedes bringe. Aber die Sache verhält sich anders. Dr. Lorenz, dem sein früherer Beruf des Generalmusikdirektors (in Coburg) glänzend zu statten kommt (nicht weniger seine theoretische Begabung!), leistet den Nachweis, daß auch rein musikalisch betrachtet Wagners Musik ihr eigenes Gefüge habe. Die Wissenschaft begann auch schon von dieser Leistung Kenntnis zu nehmen: Professor Abert in Berlin äußerte sich dahin, daß in der Tat mit Lorenzens Buche die Wagnerforschung eine neue Wendung genommen habe. Von Wagner selber bezeugt Hans von Wolzogen, daß es gerade die musikalische Form gewesen sei, deren Verständnis vonseiten der vielen Zuhörer sich der Meister wünschte, deren Klarlegung er jedoch von den Musikern unter seinen Anhängern und Bewunderern niemals erhielt. Das Vergebliche solchen Wunsches erscheint begreiflich, wenn wir erwägen, welch mannigfaltige Aufgaben sein Kunstwerk dem Nachdenken stellte. Mangels einheitlicher Ästhetik, auch wohl, weil man den Formbegriff ziemlich äußerlich und oberflächlich anwandte, begnügte man sich damit, den Meister des musikalischen Dramas entweder als Beherrscher der Form stillschweigend vorauszusetzen oder ihn als Überwinder veralteter Formen zu empfehlen, oder seine Form zu entschuldigen, oder aber sie als Formlosigkeit anzusprechen.

In die Wirrnis all der Fragen, die sich mit der Form befassen, bringt Lorenz nun die wünschenswerte Klarheit. Eigentlich hätten wir Lust und Pflicht, seinem Buche hier von Abschnitt zu Abschnitt zu folgen. Die Zeiten halten leider unsern Raum beschränkt. Wir müssen uns mit Andeutungen begnügen. Zunächst behandelt die Untersuchung das Formbildende der Harmonie, des Rhythmus und der Melodie. Für alle Teile des Rings werden die Anordnungen der Tonarten nachgewiesen und überall die Perioden eingeteilt und abgegrenzt. In den Verhältnissen der Tonarten waltet eine überlegende oder überlegte Ordnung (wie man sich den Schaffensvorgang denke, ist eine eigene Frage). Die Ergebnisse, die zutage treten, entkräften ein für allemal die Meinungen, als durcheile der Komponist alle möglichen Tonarten ohne Richtung, ohne Zweck, oder als werde seine Fahrt willenlos vom Steuer der Dichtung gelenkt. Man möchte wünschen, daß die Nachweise des Verfassers in die Lehrbücher übergingen; wie eindrucksvoll ist die Verwertung der Akkordfolgen V/I und IV/I beim Aufleuchten des Rheingoldes, beim Erstrahlen des Regenbogens! Wie bei der Harmonie, so folgt Lorenz auch bei der Rhythmik

vor allem den großen Linien, die das Ganze zusammenfassen. In hervorragendem Maße dient das Rhythmische dazu, den Eindrücken jene Einheit zu sichern, deren die Seele nun einmal bedarf. Inbezug aufs Melodische war es Lorenz namentlich darum zu tun, den Begriff der unendlichen Melodie zu bestimmen. Ins Endlose hätte ihn die Aufgabe geführt, zugleich die Formgebung der Singstimmen zu erörtern. Die volle Kraft setzt der geistvolle Denker vielmehr darein, die Formen des allgemeinen symphonischen Gewebes aufzudecken; dieser zweite Hauptteil des Werkes ist der umfangreichere und wächst sich zu einem Nachschlagebuch aus, das mit nie versagender Genauigkeit die Formenwelt der Ringmusik beschreibt und nach Art, Unterart, Zwischenart so genau anlegt wie ein botanisches Lehrbuch die Pflanzen. Ein Verzeichnis am Schlusse ermöglicht das Auffinden jeder Stelle. Lehrreich sind die Vergleiche mit Erscheinungen und Fragen bildender Kunst. Nicht die Studierstube, das gefühlsmäßige Erleben lenkt die Gedanken. Mit großer Genugtuung erfahren wir, daß Lorenz, der inzwischen Dozent an der Münchener Universität geworden ist, sein Werk fortsetzt; hoffentlich haben wir 1925 seine Bücher über Meistersinger und Parsifal in Händen. Ein Lebenswerk ist es, was er darbietet: es sollen alle Dramen des Meisters der Reihe nach untersucht werden. Dadurch ergeben sich auch die u. a. von Ilmari Krohn (Helsingfors) gewünschten Zusammenhänge zwischen Wagner und der Überlieferung, die er vorfand. Nicht die Mißachtung alter Regeln hat Wagner zum großen Künstler gemacht, sondern die unerbittliche Folgerichtigkeit des Musikalischen wie des Dichterischen. Beides scheint sich wie in Leibnizens prästabilierter Harmonie unabhängig von einander, und doch eng auf einander angewiesen zu entwickeln.

Dr. **Karl Grunsky.**

Bayreuth und Draußen.

Aus den Vereinen.

Hamburg. 24. 10. Siegfried Wagner-Abend. Vortrag von Gustav Wehrt über S. W. als Mensch und Künstler mit besonderer Berücksichtigung von „Schwarzschwanenreich". Stücke aus „Bärenhäuter", „Kobold", „Sonnenflammen", „Heidenkönig", „Schwarzschwanenreich". Ausführende: Elsbeth Schmedt (Klavier), Dr. Max Wagner (Tenor), Else Weber (Sopran). — 129. V.-A. 21. 11. Werke von Beethoven, Brahms, Joh. Schüler, Rich. Wetz. Ausführende: Lina Lübke (Gesang), Hermann Hoppe-Charlottenburg (Klavier), Dr. F. Glage (Begleitung). — 12. 12. Wohltätigkeitskonzert zum Besten armer Witwen und Waisen zur Weihnachtsbescherung. Werke von Beethoven, Schubert, Volkmann, P. Rode. Ausführende: Margarete Janda (Gesang), Wilhelm Schulze (Klavier), Emil Leichsenring (Cello), Otto Schulze (Violine), Dr. F. Glage (Begleitung).

Wien. Ak. W.-V. 15. 11. Peter Cornelius-Abend. Einleitende Worte von Hofrat Max Millenkovich-Morold. Lieder gesungen von Frau Jolan Helferich-Kalusay. Am Klavier Herr Wilh. Scholz.

Außerhalb der Vereine.

Köln. Dr. Ernst Barthel hielt am 19. 10. im Gürzenich-Saal einen Vortrag über „Wagners Parsifal, das Mysterium des Schmerzes", mit Erläuterungen am Klavier durch Herr Karl Hermann Pillney.

Aus unserer Welt.

Hermann Hendrich's Bilder zum „Ring des Nibelungen", mit einem Vorwort von Wolfgang Golther. Leipzig, J. J. Weber. — Ein künstlerisch farbiges Prachtwerk als deutsche Weihnachtsfreude! Mythenbilder gleichfern allem „Theater" wie Staffens Zeichnungen. Wird bei diesem der Geist, so hier hier mehr die Seele der Werke zum. Bild Seele der Werke ist Musik, Klang und Farbe vermittelt die Stimmung, Stimmung gibt die Natur. So haben wir hier in einem großen mythischen Stile: Stimmungsbilder der Natur als farbigen Abglanz der musikalischen Seele der Dichtung.

Bayreuther Bühnenfestspiele 1925.

Im Sommer findet vom 22. Juli bis 20. August an den gleichen Tagen eine Wiederholung der drei Werke von 1924 „Meistersinger", „Parsifal", „Ring" statt. Vormerkungen werden von Mitte Dezember an, unter Vorauszahlung von ℳ 5, angenommen, erste Ratenzahlung bis 1. März, zweite bis 1. Mai. Einzahlungen können auch auf Postscheck Nr. 35 369 Nürnberg geleistet werden. Preis der Einzelkarte 35 ℳ. Bestellungen sind zu richten an die

Verwaltung der Bühnenfestspiele Bayreuth, Neues Rathaus.

Bayreuther Blätter

Jahrgang 1925 (1. Stück Anfang März) wird in stärkerem Umfang zum Preise von ℳ 6 erscheinen.

Abgeschlossen am 30. November 1924.

Richard Wagner-Stipendien-Stiftung.

Unter Aufsicht der Bayerischen Regierung von Oberfranken.

Abrechnung für das Jahr 1923/24.

A. Einnahmen:

Kap. I.

Aktivbestand.

Guthaben bei der Bank am 1. Januar 1924		ℳ 24.—

Kap. II.

Zinsen aus Aktivkapitalien.

a)		ℳ —.—
b) Bankzinsen		ℳ 125.09

Kap. III.

Einnahmen aus Stiftungen und Vermächtnissen.

Hermann Levi-Stiftung.		
Breitkopf & Härtel, Leipzig		ℳ 2903.36

Kap. IV.

Beiträge von Ortsgruppen:

Bayreuth	ℳ 145.—	
Berlin	ℳ 1632.—	
Bonn	ℳ 35.—	
Braunschweig	ℳ 300.—	
Cassel	ℳ 300.—	
Darmstadt	ℳ 300.—	
Eisenach	ℳ 80.—	
Hannover	ℳ 1200.—	
Heidelberg	ℳ 150.—	
Joachimsthal	ℳ 60.—	
Magdeburg	ℳ 30.—	
Nürnberg	ℳ 900.—	
Stettin	ℳ 250.—	
Weimar	ℳ 54.—	ℳ 5436.—

Kap. V.

Außerordentliche oder zufällige Einnahmen.

a)		ℳ —.—
b) Sonstige:		
Frau Walter Steinkeuler, Wiesbaden	ℳ 1.—	
Neue Festspielstiftung, Leipzig	ℳ 300.—	
Frau Kommerzienrat Schwabacher, Bayreuth	ℳ 40.—	
Verschiedene in München durch Frau Fürer von Haimendorf, daselbst	ℳ 440.—	
c) Erlös aus geschenkten oder von Stipendiaten nicht abgeholten und wieder verkauften Festspielkarten	ℳ 240.—	ℳ 1021.—
Summe der Einnahmen:		ℳ 9509.45

B. Ausgaben:

Kap. I.

Verwaltung und Regiekosten.

a) Drucksachen, Porti, Depeschenkosten ꝛc.	ℳ 137.40	
b) sonstige Unkosten	ℳ 147.50	ℳ 284.90

Kap. II.

Auf den Zweck.

a) Barunterstützungen an Stipendiaten	ℳ 2336.—	
b) angekaufte Festspielkarten	ℳ 1920.—	ℳ 4256.—

Kap. III.

Ausgeliehene Aktivkapitalien.

Bayer. Staatsbank Bayreuth als festes Geld	ℳ 4100.—

Kap. IV.

Sonstige Ausgaben	ℳ —.—
Summe der Ausgaben:	ℳ 8640.90
Summe der Einnahmen	ℳ 9509.45
Summe der Ausgaben	ℳ 8640.90
sohin Barbestand	ℳ 868.55

Summarischer Ausweis des Vermögensbestandes.

I. Kapitalien			
bei der Staatsbank, Bayreuth			
festverzinsliche Wertpapiere	Nom. ℳ 648 000.—	R.ℳ —.—	R.ℳ —.—
a) festes Geld		R.ℳ 4100.—	
b) Kontoguthaben		R.ℳ 868.55	R.ℳ 4968.55
			R.ℳ 4968.55
II. Schulden			R.ℳ —.—
Rein Vermögensstand	Papier ℳ 648 000.— Nom.		R.ℳ 4968.55

Bericht.

Unsere Stipendien-Stiftung teilt das Los der meisten Wohlfahrtseinrichtungen: Das mit so unendlicher Liebe und Opferwilligkeit gesammelte Kapital ist durch die Inflation entwertet. Das Vermögen, das statutengemäß nur mündelsicher angelegt werden durfte, ruht in festverzinslichen Werten in der Bayerischen Staatsbank in Bayreuth. Diese Papiere besitzen immerhin noch einen gewissen Wert, dessen Höhe aber erst nach den endgültigen Aufwertungsbestimmungen abzuschätzen sein wird. Naturgemäß mußten deshalb leider aus dem Rechenschaftsbericht sämtliche Stiftungen und Fonds verschwinden, doch werden die Namen der gütigen Stifter und Spender im Archiv in dankbarem Andenken bewahrt bleiben. Es galt nun unverzagt, durchdrungen von der Notwendigkeit der Aufgabe, von neuem zu beginnen, und daß unsere Wagner-Gemeinde mit frohem Mut wieder an der Arbeit ist, zeigt vorstehende Abrechnung. Der erste Schritt ist getan. Wir haben einen neuen Grundstock von ℳ 5000 geschaffen und hoffen durch selbstlose Mithilfe aller Getreuen ihn bald zu vergrößern. Durch § 3 Abs. 6 der Statuten in die Lage gesetzt, einkommende Gelder gleich ausgeben zu können, haben wir 1920 ℳ an 26 Personen für Karten und 2336 ℳ für Reise und Aufenthaltskosten an 70 Personen bewilligen können. Herr Wagner hatte uns in gütigster Weise die Fürstenloge für die Generalproben zur Verfügung gestellt, in der 42 Personen Platz hatten. Es konnten lange nicht alle Gesuche berücksichtigt werden; es ergeht deshalb die herzliche Bitte an alle Vorsitzenden, alle Kräfte anzustrengen, um immer neue Mitglieder zu werben und mehr Mittel herbeizuschaffen. Aus der Erkenntnis heraus, daß Bayreuth mit seinen Festspielen ein starker Hort des Deutschtums ist, muß es unser festes Ziel sein, den von dort ausgehenden, das Deutschtum stärkenden, erhebenden Einfluß auf immer größere Kreise auszudehnen. Dabei mitzuhelfen soll unser Dank für all das sein, was Richard Wagner seinem deutschen Volke an hohen Gütern geschenkt hat.

Allen gütigen Spendern und Helfern sei auch an dieser Stelle der wärmste Dank ausgesprochen.

Spenden und Überweisungen für die Stiftung wolle man an die Bayerische Staatsbank, Bayreuth, unter gleichzeitiger Mitteilung an den Schatzmeister Herrn Hermann Krück, Bayreuth, Lisztstraße 22, freundlichst senden.

Stipendiengesuche sind zu richten an den Vorstand der Stiftung: Frau Margarethe Strauß, Magdeburg, Große Klosterstr. 14.

Magdeburg, Bayreuth, 1. Oktober 1924.

Der Schatzmeister:
Hermann Krück, Bayreuth.

Der Vorstand:
Frau Margarethe Strauß, Magdeburg.